COLLOQUIUM HISTORICUM WIRSBERGENSE

GESCHICHTE AM OBERMAIN

Band 7

Jahresgabe 1971/72

Selbstverlag des Colloquium Historicum Wirsbergense
Auslieferung Verlag H. O. Schulze, Lichtenfels
Gesamtherstellung Verlagsdruckerei Ph. C. W. Schmidt, Neustadt/Aisch

Zum Umschlag:
(Ausschnitt aus einer historischen Karte des 18. Jahrhunderts)

ERSTER UND GRÖSTER THEIL DES GANTZEN HOCHLÖBL.
FRÄNCKISCHEN CRAISES
IN WELCHEM DIE BISTHÜMER BAMBERG, WÜRTZBURG UND AICHSTETT
die Marggr. CULMBACH und ONOLTSBACH
das Hertzt. COBURG
das Fürstent. SCHWARTZENBERG
Graffsch. HOHENLO CASTEL LIMBURG und SEINSHEIM
das NÜRNBERGISCHE Gebiet
und die Hälffte der angrenzenden OBERN PFALTZ
mit vorgestellt werden.

Lateinische Widmung:
(Im Vordergrund: die gekrönte IUSTITIA mit Richtschwert und Adlerwappen-Schild. Dahinter steht, die Lanze haltend, ein Ritter in antiker Rüstung.)

CIRCULI
FRANCONIAE
PARS ORIENTALIS ET POTIOR
novissime delineata
quam
Illustrißimis Generosißimis ac Excellentißimis
Dn Dn Totius
CJRC. FRANCON. LEGATIS
pro Salute publ. Norimbergae congregatis
Dominis suis Gratiosis
humillime
D. D. D.
Jo. Bapt. Homann
NORIMBERGAE

Rechte Seite:
Gotische Inschrift an einer südlichen Chorstrebe der Pfarrkirche von Lichtenfels zum Baubeginn des Chores

Nach · cristi · ge	Nach Christi Ge-
purt · MCCCCLXXXIII	burt 1483
Jar · am · mantage ·	(im) Jahr am Montag
nach quasi · moge ·	nach Quasimo(do)ge(niti)
ist · angehobe · d' · kor	(= Erster Sonntag nach Ostern)
in · d' · ere · marie · meist'	ist angehoben d(er) Chor
	in d(er) Ehre Mariae · Meist(er)
	(folgende Zeile mit Namen des Meisters fehlt.)

(zum Aufsatz S. 101)

INHALT

Jakob Lehmann:	Vorwort	9
Hans Edelmann:	Beobachtungen über das Auftreten von fremden Gesteinen auf unseren Heimatbergen	15
Wilhelm Frantzen:	Gibt es aus der Umgebung von Kronach neolithische Geröllgeräte?	35
Heinz Näbe:	Das mittelständige Lappenbeil vom Edelmannshof in Harsdorf	41
Hans-Jürgen Schmitt:	Probleme der frühen Geschichte Kronachs .	45
Martin Kuhn:	Sankt Mauritius mit der Lanze, der Ottonische Reichspatron an der Schwelle zwischen Franken und Thüringen	51
Johann Baptist Müller:	Zur Geschichte des ehemaligen Bamberger Domprobsteihofes zu Mainroth	77
Max Heid:	Kirchenschiff oder Chor. Zur Baugeschichte der Pfarrkirche Lichtenfels	101
Dieter Blechschmidt:	Die besonderen Erwerbsarten der Frankenwaldgemeinde Schwarzenstein im 19. und 20. Jahrhundert. Hausweberei — Tappenmacherei — Schanzenbinderei — Hausiergewerbe	117
Willi Schreiber:	Von den Lastern und Tugenden, den Gebräuchen und Mißbräuchen der Wällner vor 220 Jahren	147
Karl F. Borneff:	Ummerstadt und seine Töpfer. Untergegangenes Kunsthandwerk im bayerisch-thüringischen Grenzgebiet	163
Franz Pietsch:	Fritz Ellrodt, Roman von Karl Gutzkow .	169
Helmuth Meißner:	Gestaltungsprinzipien beim Kirchenbau der Gegenwart, erläutert an Beispielen neuer evangelischer Kirchen im Obermaingebiet .	179
	CHW — Bibliographie 1970/71 . . .	205
	Bemerkungen	208

Vorwort

In eigener Sache

Bundespräsident Dr. Gustav Heinemann setzte sich im Frühjahr 1970 in einer Rede in Bremen mit dem *mangelhaften Geschichtsbewußtsein* der Deutschen kritisch auseinander und vertrat dabei die Ansicht, daß Aufstände gegen die Obrigkeit darin weit weniger Platz beanspruchten als von Kaisern und Königen zur Ausweitung ihrer Macht geführte Kriege. Daran schloß er den Tadel, es stehe einer demokratischen Gesellschaft schlecht zu Gesicht, auch heute noch in den aufständischen Bauern der Vergangenheit nur *meuternde Rotten* zu sehen, die glücklicherweise von der Obrigkeit rasch gezähmt und zur Raison gebracht wurden. Es sei an der Zeit, daß *ein freiheitlich-demokratisches Deutschland unsere Geschichte bis in die Schulbücher hinein anders schreibe.*

Diese beachtenswerten und von einer nicht zum erstenmal lautgewordenen Sorge kündenden Worte des Bundespräsidenten, die freilich in ihrer Pointierung nicht ganz unproblematisch sind, waren für die deutsche Boulevardpresse eine höchst willkommene Gelegenheit, wieder einmal die Lehrbuchmisere, die sich angeblich seit 1945 unverändert hinschleppt und schon so vielen Tagesschreiberlingen Anlaß zu schlagzeilengezierten Klagen gegeben hat, zum Gegenstand naßforscher Diffamierungen des Geschichtsunterrichts zu machen. Man könnte über das Phrasengedresch dieser *praeceptores Germaniae* mit gallenbitterem Blick und stiernackigem Auftreten hinweg zur Tagesordnung übergehen, hätte der Bundespräsident auf Rückfrage nicht erläutert, daß er bei seiner Ansprache in erster Linie *die von Städten und Landkreisen in großer Zahl herausgegebenen Bücher über ihren jeweiligen lokalen Bereich*[1]) gemeint habe. Wörtlich schreibt Dr. Heinemann: *Mir sind Dutzende von solchen Büchern bei Aufenthalten in den verschiedenen Bereichen der Bundesrepublik dediziert worden. Die Dürftigkeit der Schilderungen etwa zu den Vorgängen im Bauernkrieg oder 1848/49 ist in sehr vielen dieser Bücher nicht zu überbieten. Ich bin darüber mit einem Dezernenten des*

[1]) zit. nach WERNER BAUTSCH, Über die Notwendigkeit des Gesch. Unt. In: Blickpunkt Schulbuch H. 10/1970, S. 13 ff.

Deutschen Städtetages in Verbindung getreten, der daraufhin seinerseits festgestellt hat, daß in den rund 6000 verschiedenen Arten solcher Bücher nur in sehr geringem Umfang einigermaßen angemessene Darstellungen vorkommen. Hier bedarf es dringend einer zeitgemäßen Geschichtsdarstellung . . . Im ganzen möchte ich lediglich noch einmal bemerken, daß mir an einer allseitigen Überprüfung unserer geschichtlichen Überlieferung gelegen ist[2]).

Damit sind die Akzente nun freilich anders gesetzt, als sie die Zeitungen interpretiert haben. Mit dieser Richtigstellung sind nunmehr Bereiche angesprochen, für die sich jede historische Vereinigung mitverantwortlich wissen muß und gegebenenfalls auch zu rechtfertigen hat.

Zwar hat Professor Dr. Theodor Schieder in der Wochenzeitung *Christ und Welt* den Bundespräsidenten gefragt, ob sein Anliegen nicht längst bedacht und seine Forderung nicht schon weitgehend erfüllt sei; denn man müsse zwar — entsprechend der pluralistischen Struktur unserer Gesellschaft — verschiedene Richtungen und Tendenzen auch in der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft registrieren: *Aber über die Verlagerung der Schwerpunkte der Geschichtsforschung von der reinen Staatsgeschichte in die Innenprobleme der Gesellschaft und der politischen Gemeinschaften bestehen keine grundsätzlichen Divergenzen mehr. Die Gloria von Königen und Kaisern und die Ausweitung ihrer Macht ist kein Diskussionsgegenstand mehr, der als solcher das Interesse von Historikern erweckt, und die Analyse von Vorgängen wie dem Bauernkrieg gehört längst zu den bevorzugten Themen des Sozialhistorikers; nirgends wird sie etwa mehr im Sinne von Luthers Schrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern abgehandelt*[3]).

Gleichwohl scheint uns die Sorge des Bundespräsidenten nicht unberechtigt zu sein, bedenkt man das Gefälle und den zeitlichen Verzug zwischen Ergebnissen moderner wissenschaftlicher Forschung und ihrer Verbreitung bis hin zum Laien. Wer sich als Historiker (oder auch *bloß* als Freund der Geschichte) in den zahlreichen Veröffentlichungen unserer Tage, wie Festschriften, Jubiläumsprogrammen oder auch Beilagen in Provinzzeitungen, in Führern, Reklameprospekten

[2]) ebda.
[3]) In: Christ und Welt Nr. 9 v. 27. 2. 1970, S. 11.

oder auch periodisch erscheinenden Vereinsblättern, umsieht, entdeckt eine schier unvorstellbare Menge verstaubter Klischees und trivialer Ergüsse, die nicht nur schlechten Geschmack, sondern eine gefährliche Gedankenlosigkeit und damit wirklich *unbewältigte Vergangenheit* verraten. Was hier in bündischem Pathos mit Wurlitzer-Tremolo im Stil oder in hemdärmeliger Pausbäckigkeit geschrieben und vor allem kommerzialisiert wird, ist Teil jenes *Jargons der Eigentlichkeit*, wie ihn ein für allemal Theodor W. Adorno festgenagelt hat: *In Deutschland wird ein Jargon der Eigentlichkeit gesprochen, mehr noch geschrieben, Kennmarke vergesellschafteter Erwähltheit, edel und anheimelnd in eins; Untersprache als Obersprache. Er erstreckt sich von der Philosophie und Theologie nicht bloß Evangelischer Akademien über die Pädagogik, über Volkshochschulen und Jugendbünde bis zur gehobenen Redeweise von Deputierten aus Wirtschaft und Verwaltung. Während er überfließt von der Prätention tiefen menschlichen Angerührtseins, ist er unterdessen so standardisiert wie die Welt, die er offiziell verneint; teils infolge seines Massenerfolgs, teils auch weil er seine Botschaft durch seine pure Beschaffenheit automatisch setzt und sie dadurch absperrt von der Erfahrung, die ihn beseelen soll. Er verfügt über eine bescheidene Anzahl signalhaft einschnappender Wörter. Eigentlichkeit selbst ist dabei nicht das vordringlichste; eher beleuchtet es den Äther, in dem der Jargon gedeiht, und die Gesinnung, die latent ihn speist*[4]).

Die dürftigen Inhalte bestätigen nur allzu häufig die beklagte Glorifizierung des großen Einzelnen und lassen Aufschlüsse über die großen und kleinen wirtschaftlichen, sozialen und allgemein menschlichen Fragen nach wie vor vermissen. Dabei hatte bereits Georg Christoph Lichtenberg vor über 200 Jahren den Aphorismus geprägt: *Große Eroberer werden immer angestaunt werden, und die Universalhistorie wird ihre Perioden nach ihnen zuschneiden. Das ist traurig, es liegt aber in der menschlichen Natur . . . Bei einem Viehmarkt sind immer die Augen auf den größten und fettesten Ochsen gerichtet.* — Oder müssen wir an die *Fragen eines lesenden Arbeiters* von Bert Brecht erinnern:

Wer baute das siebentorige Theben?
In den Büchern stehen die Namen von Königen.

[4]) THEODOR W. ADORNO, Jargon der Eigentlichkeit, 1964, S. 18.

Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?
Und das mehrmals zerstörte Babylon,
Wer baute es so viele Male auf? In welchen Häusern
Des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute?
Wohin gingen an dem Abend, wo die chinesische Mauer fertig war,
Die Maurer? . . .

Jede Seite ein Sieg.
Wer kochte den Siegesschmaus?
Alle zehn Jahre ein großer Mann.
Wer bezahlte die Spesen? [5])

Wir möchten freilich nicht mißverstanden werden: Es wäre — auch nach unserer Meinung — verhängnisvoll, Geschichte ausschließlich auf das Leben und Wirken des *gemeinen* Mannes hin ausrichten zu wollen, wie es im Gefolge der manipulierten und manipulierenden Geschichtsbücher sozialistischer oder faschistischer Staaten deutsche Gründlichkeit versucht. Wir sollten nicht vergessen, woher wir kommen und auf welchem Grund wir stehen, auch wenn uns das unangenehm wäre. Aus der deutschen Geschichte plötzlich eine Geschichte der Rebellen und Revolutionäre machen zu wollen, wäre genauso töricht wie der Versuch, der vermeintlichen *Sendungsaufgabe* des deutschen Wesens, an dem einmal die Welt genesen sollte, nachzutrauern. Ganz abgesehen davon würde es gerade das notwendige politische Engagement lähmen, das wir uns von einer Jugend erwarten, der die lange Geschichte deutschen Untertanentums nur noch vom Hörensagen vertraut ist. *Gerade weil uns diese geschichtliche Herkunft bewußt ist,* schreibt Theodor Schieder, *wissen wir, was uns ein demokratischer und sozialer Rechtsstaat wert sein muß . . . Die Geschichte ist nicht dazu da, diesen Staat zu legitimieren und zu sanktionieren, sie zeigt ihm nur aus kritischer Distanz seinen Weg aus der Vergangenheit und weist ihm damit seine Schritte für die Zukunft* [6]).

Das Colloquium Historicum Wirsbergense hat seit der Neubesinnung und Bestandsaufnahme aus Anlaß seines 40jährigen Bestehens und in den seither periodisch erscheinenden Jahresgaben und Jahresprogrammen keinen Zweifel

[5]) BERTOLD BRECHT, Kalendergeschichten, rororo Juli 1962, S. 91 f.
[6]) a. a. O.

daran gelassen, daß es bei aller Breite der individuell gefächerten Geschichtsauffassungen seiner Mitarbeiter sich jenem kritischen Geschichtsbewußtsein verpflichtet fühlt, das den mündigen Staatsbürger zum Ausgang und Ziel hat. Es lehnt jede wie auch immer geartete Ideologisierung ab und bemüht sich um jenes — auch von bescheidenen Ansätzen aus erreichbare — universale Denken, das dem einzelnen wie der Gruppe, dem Unten wie dem Oben, dem Materiellen wie dem Ideellen, dem Regionalen wie dem Internationalen gerechtzuwerden sich anstrengt und damit dem *mangelhaften Geschichtsbewußtsein* unserer Zeit abzuhelfen als wesentlichen Teil seiner Bildungsarbeit an Erwachsenen betrachtet.

Wie sehr wir bei dieser unserer Arbeit den berechtigten Forderungen nach stärkerer Berücksichtigung der Geistes- und Ideengeschichte, der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, kurz: des eigentlich kulturellen Wirkens der verflossenen Generationen nachzukommen trachten, vermag auch der Inhalt des vorliegenden Jahrbuches zu zeigen.

Das Schicksal des kleinen Mannes und sein hartes Ringen um das kärgliche Brot tritt uns in den Beiträgen von Dieter Blechschmidt und Johann Baptist Müller vor Augen und wird in einer Art Ergänzung des Aufsatzes von Martin Kuhn *Die Hausweber im nördlichen Oberfranken. Geschichte und Brauchtum* (In: Geschichte am Obermain Bd. 1 1951 S. 43 ff.) von der sozialwirtschaftlichen Seite her untersucht. In die Reihe der berufstypischen Betrachtungen des Obermaingebiets (Vgl. Willi Schreiber, *Die Flößerei im Frankenwald.* In: Geschichte am Obermain Bd. 2, S. 89 ff. — Heinrich Meyer, *Die Entwicklung der Korbflechterei und des Korbhandels am Obermain.* In: Bd. 4, S. 131 ff. — Willi Schreiber, *Aus der Geschichte der Frankenwaldmühlen.* In: Bd. 5, S. 111 ff. — Andreas Dück, *Weismainer Kommunbrauer und Bürgerwirtshäuser.* Ebda. S. 209 ff.) gehört der Beitrag von Karl Borneff über das Töpferhandwerk. — Kirchenbauten — alten wie neuesten — als Kristallisationspunkten kulturellen Schaffens und menschlicher Auseinandersetzung mit dem Sinn des Lebens, der Welt und der eigenen Bestimmung gelten die Aufsätze von Max Heid und Helmuth Meissner. Auch dieses Thema wird nicht zum erstenmal angegangen. (Vgl. dazu die Bde. 1, S. 33; 2, S. 73; 3, S. 25, 43, 52, 57, 82 und 88; 4, S. 37, 49 und 101; 5, S. 37, 79, 97 und 167 sowie das ganze Heft 6!) Die Aufzählung könnte — gerade an Hand der zahlreichen Beiträge zur Vor- und Urgeschichte, der sich das

CHW seit Bestehen ganz besonders angenommen hat — beliebig fortgesetzt werden. Eine so verstandene Erwachsenenbildung berührt auch Kernanliegen der modernen schulischen Lernzielforschung (Curriculum), die sich als Aufgabe gesetzt hat, aus der Analyse von Lebenssituationen die Qualifikationen abzuleiten, die der junge Mensch braucht, um jene zu bestehen, sowie entsprechende Bildungsinhalte zum Erwerb dieser Qualifikationen auszuwählen.

Geschichtliche Bildung ist *Ausstattung zum Verhalten in der Welt* (Saul B. Robinsohn). Sie vermittelt Kenntnisse und Erkenntnisse, Fähigkeiten und Techniken, Verhaltensweisen und Verhaltensmuster, sich in der Gesellschaft zurechtzufinden. Sie befähigt aber gleichzeitig dazu, sich mittels kritischer Reflexion, die sie ständig schult, von dem allzu stürmischen Andrängen, den Zumutungen und totalen Ansprüchen dieser Gesellschaft zu emanzipieren und damit der drohenden Manipulation und Nivellierung zu entgegen. Das schließt verantwortungsvolles (auch politisches) Engagement keineswegs aus, sondern schärft den Blick für Differenzierung zwischen persönlichem Ehrgeiz aus Machtstreben und opferbereitem Dienst am Ganzen, zwischen unerläßlicher Reflexion und notwendiger Aktion.

Wenn die alte Weisheit stimmt, daß wir ernten, was wir nicht gesät haben, und säen, was wir nicht ernten, dann bedeutet historische Bildung den unmißverständlichen Auftrag, immer wieder neu *Vergangenes im Zustande der Gegenwärtigkeit zu dechiffrieren* (A. Heuss) und in voller Verantwortlichkeit für die Zukunft zu entscheiden. Dabei mitzuhelfen, geben wir unserer neuen Jahresschrift als Wunsch mit auf den Weg.

Bamberg, im Juni 1971

Dr. Jakob Lehmann

Hans Edelmann, Kulmbach:

BEOBACHTUNGEN ÜBER DAS AUFTRETEN VON ORTSFREMDEN GESTEINEN AUF UNSEREN HEIMATBERGEN

Verlagerung durch Naturkräfte

Es ist eine auffallende Erscheinung, wenn in einem Steinbruch zwischen hellfarbenem Kalk dunkles Gestein steckt. Vor einigen Jahren konnte man das oberhalb von Grafendobrach seitwärts des Weges nach Feldbuch gut beobachten. Dort war *Muschelkalk* für den Wegebau gebrochen worden. Zwischen seinen hellen Schichten erkannte man damals dunkle Gesteinsgänge. Der mit der Erdgeschichte und der Mineralienkunde Vertraute wußte, daß es sich dabei um *Basalt* handelte, um ein aus dem Erdinnern aufgedrungenes Material, das in zähflüssigem Zustand zwischen die Kalkschichten gepreßt worden war und dort erkaltete. Auch unweit von Lösau trifft man Basaltgänge im Kalk an. In größerer Menge ist Basalt am Abhang des Patersberges bis in die Schichten der Juraformation emporgestiegen und hat das Nebengestein verändert. Derartige vulkanische Vorgänge finden bei uns jetzt nicht mehr statt, während in der Altzeit der Erde bei der Gebirgsbildung große Mengen vulkanischer Massen emporgehoben und zwischen die Schichten von Schiefern gepreßt wurden.

Die Zusammensetzung dieser aus der Tiefe aufgedrungenen Massen kann sehr verschieden sein. Meist ergeben sie ein hartes Gestein, das sich von seiner Umgebung oft schon durch die Färbung abhebt. Die berühmte Steinachklamm beim Waffenhammer im Frankenwald ist durch einen das Tal überquerenden Gang eines harten Gesteins gebildet worden, das mit verschiedenen Namen bezeichnet wurde. Früher nannte man es *Porphyrit*, jetzt lautet seine wissenschaftliche Bezeichnung *Keratophyr*. In das Gestein konnte die Steinach nur ein schmales Bett mit senkrechten Wänden einschneiden, die Klamm. Für den Bau einer Straße wurde diese etwas verbreitert.

Im Fichtelgebirge durchzieht ein bis zwanzig Meter breiter Gang eines dunklen Gesteins den hellen *Granit* des Ochsenkopfes. Er reicht von Bischofsgrün bis Fichtelberg und ist an mehreren Stellen durch Steinbrüche aufgeschlossen, weil das feinkörnige Gestein nicht nur als Baustein, sondern auch zu anderen gewerblichen Zwecken benützt wird. Man nennt es *Mesoproterobas*.

Bei Vulkanausbrüchen konnten, wie es jetzt noch bei lebenden Vulkanen geschieht, glühende Steine aus den Kratern geschleudert werden und manchmal erst in größerer Entfernung niederfallen.

In der Gegenwart kommt als natürliches Transportmittel für Steine vor allem das Wasser in Betracht. Eine entsprechende Tätigkeit des Eises läßt sich in unserer Heimat auch für die Vergangenheit nicht nachweisen. Die Gesteinstrümmer, die das fließende Wasser fortführt, werden dabei zerkleinert und abgerollt. Am Fuß des Gebirges oder weiter flußabwärts bleiben die Gerölle liegen. Wenn man solche gerundeten Steine auf Bergen antrifft, kann man daraus schließen, daß früher einmal ein Gewässer in größerer Höhe dahinfloß. Daraus erklärt sich das Vorkommen von Schotterlagen auf dem Esbich zwischen Kulmbach und Stadtsteinach in mehr als 450 m Höhe. In der Nähe unserer Stadt Kulmbach liegen gerundete Steine auf dem Galgenberg (335 m) und bei Melkendorf (312 m). Sie bezeichnen den Weg, den der Main einst genommen hat.

Verlagerung durch Menschen

Viel häufiger als durch Wasser, das nur abwärts befördern kann, werden einzelne Steine durch Menschen in eine neue Umgebung gebracht. Dem Forscher stellen sich dann verschiedene Fragen: Woher stammen die Steine? Zu welchem Zweck hat man sie hergebracht? Sind sie bearbeitet worden?

Dem Kenner fällt es auf, wenn auf einem *Kalkberg,* etwa auf dem Turmberg bei Kasendorf, Gesteinstrümmer liegen, die nach ihrem Aussehen und nach ihrer Zusammensetzung von weither, etwa aus dem Fichtelgebirge stammen müssen, denn in der Fränkischen Alb kommt der *Gneis,* ein hartes Urgestein, nicht anstehend vor. Er ist wie der Granit aus drei Bestandteilen zusammengesetzt, aus *Feldspat, Quarz und Glimmer.* Eines seiner Hauptverbreitungsgebiete ist die 30—40 km entfernte Münchberger Gneismasse. Auch im Fichtelgebirge kommt Gneis vor. Gneisstücke fand man auf der Grünbürg bei Stadtsteinach, auf einem Berg, der zum Teil aus *Schiefer,* zum Teil aus *Diabas* besteht. Einige der außen am Wall aufgenommenen Gneisstücke verrieten durch ihre flache Muldenform und durch ihre Abnützung, daß sie einmal als Mahlsteine zum Zerreiben von Getreidekörnern benützt worden waren. Dazu war das aus verschieden harten

Bestandteilen zusammengesetzte Material besonders gut geeignet, weil es immer eine rauhe Oberfläche behielt.

Als Mahlsteine müssen vermutlich auch die auf dem Kasendorfer Turmberg gefundenen Gneisstücke bezeichnet werden. Ein auf diesem Berg gefundener größerer *Mahlstein,* jetzt im Museum in Kulmbach, besteht aus einem anderen Material, aus grobkörnigem *Sandstein.* Er muß lange in Gebrauch gewesen sein, denn er ist wie eine Mulde flach ausgehöhlt und innen an den Rändern ganz glatt geschliffen. Die Herkunft dieses Steines ist nicht ohne weiteres zu erkennen, denn Sandsteine kommen in verschiedenen Erdschichten vor, vom alten Buntsandstein bis herauf in die Schichten des Braunen Jura. Die meisten sind aber zu feinkörnig und nicht als Mahlsteine geeignet.

Einen *Mahlstein aus Granit,* ebenfalls im Museum in Kulmbach, fand ich zufällig in einem Wald von Marktschorgast neben der Sessenreuther Straße. Auch hier konnte die Frage nach der Herkunft des Materials zunächst nicht beantwortet werden. Mit den mir vom Fichtelgebirge bekannten Graniten bestand keine Ähnlichkeit, weder mit dem feinkörnigen von Gefrees noch mit dem bläulichen von der Kösseine, noch mit den gelblichen Waldsteingraniten. Erst später kam mir der Gedanke, ob als Material vielleicht der in der Nähe des Fundortes in kleinerer Menge auftretende *Metagranit* verwendet worden sein könnte. Der Stein zeigt keine Spuren einer Abnützung, weshalb vermutet werden kann, daß er noch gar nicht in Gebrauch genommen war. Das Granitvorkommen bei Marktschorgast ist das der Fränkischen Alb am nächsten gelegene. Seine Entfernung von Kasendorf beträgt 22 km. Der betreffende Stein liegt im Museum in Kulmbach, so daß seine Prüfung möglich ist. Auch die Herkunft der auf dem Turmberg gefundenen Gneise könnte erforscht werden. Sie werden wohl aus dem Frankenwald stammen.

Einen Mahlstein besonderer Art fanden Hauptlehrer Jahreiß, Kasendorf, und ich am Abhang des Turmberges. Es war ein *quadratischer Sandsteinblock* von etwa einem halben Meter Seitenlänge mit einer runden Aushöhlung, in deren tiefste Stelle ein Loch gebohrt war. Den zugehörigen Reibstein fanden wir nicht. Er muß die gleiche Rundung aufgewiesen haben wie der Mahlstein und genau in dessen Höhlung gepaßt haben. Wenn man ihn in drehende Bewegung versetzte, wurden

die von oben eingefüllten Körner rings an den Wänden zerrieben. Das Mehl fiel unten aus der Öffnung. Statt einer hin- und hergehenden Bewegung wie bei den gewöhnlichen Mahlsteinen erfolgte das Zerreiben der Körner durch eine drehende Bewegung. Es war eine Art Mühle mit Handbetrieb. Wir hatten den eigenartigen Mahlstein nicht gleich in Sicherheit gebracht, und als wir ihn später holen wollten, war er verschwunden. So ging dem Museum dieses wohl aus der fränkischen Zeit, etwa aus dem 8.—9. Jahrhundert, stammende Stück verloren, eine *Drehmühle*, die den Übergang zu den späteren von Wasser getriebenen Mahlmühlen darstellte.

In dem dreifachen Ringwall der Grünbürg bei Stadtsteinach wurden Steinplatten aus *Muschelkalk* gefunden, die möglicherweise als Bodenbelag in dem Graben verwendet worden waren. Sie stammten sicher von dem langen Muschelkalkberg, der sich vor dem Gebirge, dem Frankenwald, hinzieht und bei Untersteinach und Rugendorf abgebaut worden war. Da man nicht annehmen kann, daß man die schweren Kalkplatten nur auf den Berg schleppte, um den Boden damit zu belegen, muß man an eine andere Verwendungsmöglichkeit denken. Sollten sie bei der Eisengewinnung gebraucht worden sein? Als Zeugen von früheren *Eisenschmelzen* trifft man sowohl rings um Kasendorf als auch an einigen Stellen im Frankenwald um Stadtsteinach Haufen von Eisenschlacken an. Auch liegen dort an einigen Plätzen Haufen von *Eisenerz*, die man aus dem Berg geholt, aber nicht mehr verarbeitet hat.

Bevor die Menschen die Gewinnung und die Verwendung der Metalle kannten, nahmen sie geeignete Steine als Waffen und Werkzeuge. Meist wurden aus den Flußgeröllen passende Stücke ausgesucht und zurechtgeschlagen oder geschliffen. Der Main bringt aus den Gebirgen viele Gesteinsarten mit. Schon am Fuß von Fichtelgebirge und Frankenwald bleiben größere Trümmer liegen, während die anderen vom Wasser fortgeschafft werden, wobei sie an Größe verlieren und immer mehr gerundet werden. Findet man ein solches Flußgeröll abseits eines Wasserlaufes oder einer Flußterrasse, so kann damit gerechnet werden, daß es durch Menschen verschleppt worden ist. So stieß ich einmal bei einer Wanderung von Lanzendorf zum Heidholz, also am Hang des Muschelkalkrückens, mit dem Fuß an den Stein, der mir als Fremdkörper auffiel und dessen Form mir verdächtig vorkam. Als ich ihn aufhob und näher betrachtete, erkannte ich, daß ich ein zugeschliffenes *Steinbeil* in der Hand hielt.

MAHLSTEIN EINER DREHMÜHLE
karolingisch, gefunden unterhalb des fränkischen Kastells auf dem Magnusberg bei Kasendorf

Bei einem Ausflug auf den Kordigast bei Burgkunstadt hatte ich den Gipfel erstiegen und die weite Aussicht genossen. Am Südrand des Berges, wo alljährlich Hunderte, ja Tausende von Wanderern stehen, entdeckte ich zu meinen Füßen zwischen den Kalksteinen ein kleines Kieselsteinchen. Bei genauerem Hinsehen erwies es sich als eine *steinerne Pfeilspitze*. Wohl war sie vorn etwas abgebrochen, aber doch noch deutlich als solche erkennbar. An ihren scharfen Rändern konnte man, vor allem mit der Lupe, deutlich sehen, daß sie retuschiert war. Durch Herausbrechen von Splittern aus ihren Rändern hatte man diese sägeartig gestaltet.

In den letzten Jahren konnten an verschiedenen Stellen in Kulmbachs näherer Umgebung, unter anderem bei Burghaig und Mainleus sowie auf dem Galgenberg, Steine gefunden werden, die in vorgeschichtlicher Zeit bearbeitet worden waren. Es ist zu hoffen, daß noch weitere Fundstellen entdeckt werden. Man muß ein Auge für diese kleinen, unscheinbaren Erzeugnisse der älteren Menschheit besitzen, damit man sie nicht übersieht. Als Material wurde meist Kiesel verwendet, *Kieselschiefer* aus dem Frankenwald und *Hornstein* aus den oberen Juraschichten. Diese oft aus Dolomit bestehenden Lagen enthalten bis kopfgroße runde Knollen von Hornstein mit meist grauer Farbe. Sie verwittern sehr schwer. Entstanden sind sie aus Zusammenballungen von Kieselsäure, wie sie sich auch im Muschelkalk und in der Kreide bilden. Letztere werden als *Feuersteine* bezeich-

net. Der Gebrauch von Feuersteinen war nahezu bis in die Gegenwart üblich. Als in der Zeit des Ersten Weltkrieges die Zündhölzer knapp wurden, erinnerten sich vor allem manche Pfeifenraucher an die alte Methode des Feuermachens. Sie schlugen mit einem Stahl Funken aus einem Feuerstein und fingen sie mit einem Stückchen Feuerschwamm, Zunder, auf, der anfing zu glimmen; Förster Münch aus Ziegelhütten pflegte damals auf diese altertümliche Art seine Pfeife anzuzünden. Die kleinen viereckigen Feuersteine gingen leicht verloren. In einem bekannten Kinderreim heißt es: *Flinterling verborgen in Asche und in Sorgen. Gökerla, such mein Flinterling!* Mädchen vor allem sangen das gern bei einem Suchspiel. Einigemal konnte ich ihnen dazu einen richtigen Flinterling zur Verfügung stellen, denn mehrmals hatte ich an Wegen oder auf Schuttplätzen weggeworfene Feuersteine gefunden; dies sind nämlich die Flinterlinge. Nach ihnen sind die *Flinten* genannt, Feuerwaffen, bei denen das Pulver durch Funken eines Feuersteins entzündet wurde.

Die Kieselsteine sind fast unverwüstlich, beim Liegen in der Erde bekommen sie eine weiße Verwitterungsrinde. Auch Hornsteine können Jahrtausende überdauern. Als Beispiel dafür seien ein paar Funde von *Werkzeugen aus Hornstein* angeführt, die Karl Dietel, Münchberg, zu seiner Überraschung auf dem Waldstein machte. Sie lagen unter den Trümmern mittelalterlicher Bauwerke in der Verwitterungserde des Granits. Fachleute schätzen das Alter dieser aus Hornstein gefertigten *Schaber* auf rund zehntausend Jahre. Zu dieser Zeit müssen schon Verkehrsverbindungen zwischen der Fränkischen Alb und dem Fichtelgebirge bestanden haben, denn Hornstein fehlt im Urgebirge und kann nur aus dem Jura stammen. Mit Feuerstein, der einen wertvollen Rohstoff darstellte, aber nicht überall zu finden war, trieb man in der Altsteinzeit einen förmlichen Handel.

Begehrt waren von alters her schöne Steine aus Schmuck. Der nur an der Ostsee zu findende *Bernstein,* aus dem Harz vorweltlicher Bäume entstanden, war ein Handelsobjekt, das seinen Weg bis ins Mittelmeergebiet nahm. Man glaubt, aus der Verteilung der Funde auf eine *Bernsteinstraße* schließen zu können, die ihren Weg mitten durch Deutschland nahm. Auf dieser Straße mag auch ein Bernsteinanhänger, gefunden auf dem Magnusberg bei Kasendorf, jetzt im Kulmbacher Museum, in unsere Gegend gekommen sein. Aus dem von Max Hundt untersuchten Gräberfeld bei Kleetzhöfen, Gemeinde Felkendorf, konnten neben *Perlen*

von der Flußperlmuschel auch solche aus *seltenen Mineralien* geborgen werden, zum Beispiel aus *Cordierit,* der zusammen mit Granit vorkommt.

Gar nicht selten trifft man an Feldrainen oder in Gebüschen alte *Wetzsteine* an. Manche waren zerbrochen und sind weggeworfen worden, andere hatten durch langjährigen Gebrauch ihre Form ganz verloren und konnten nicht mehr verwendet werden. Als Wetzsteine zum Schleifen von Sicheln suchte man schieferartige Steine, die eine bestimmte Härte aufweisen mußten. In den Gebirgen unserer Heimat findet man sowohl weiche Tonschiefer als auch harte Kieselschiefer. Gewissermaßen als Zwischending zwischen ihnen gibt es Schiefer von einer Härte, die sie zum Wetzen von Messern oder Sicheln geeignet machen, die sogenannten *Wetzsteinschiefer.* Die Berge, an denen sie gefunden werden, tragen den Namen *Wetzstein.* Ein als Aussichtsberg bekannter Berg dieses Namens liegt jetzt jenseits der thüringischen Grenze und kann von uns aus nicht mehr besucht werden. Ein weiterer fast 800 m hoher Wetzstein befindet sich am Rand des Fichtelgebirges zwischen Gefrees und Bischofsgrün. In neuerer Zeit verzichtet man auf die Verwendung natürlicher Wetzsteine, weil es der Technik gelungen ist, Wetzsteine mit allen gewünschten Härtegraden und in zweckmäßiger Form herzustellen.

Nachdem man angefangen hatte, *steinerne Bauten* zu errichten, wurden größere Mengen von Steinen auch auf die Berge geschafft. Wohl suchte man das Material möglichst nahe der Baustelle zu entnehmen, was aber nicht überall ging. Zu den ältesten erhalten gebliebenen Bauwerken in unserer Gegend gehören die Burgen und Ruinen. Vielfach verwendete man die Steine dazu so, wie sie aus dem Berge gebrochen wurden. Das ergab das Bruchsteinmauerwerk. Größere Festigkeit der Bauwerke erzielte man bei der Verwendung von zugehauenen Steinen, von Steinquadern. Als ältestes Mauerwerk unserer Heimat sind die im Erdboden steckenden Mauern des fränkischen Kastells auf dem *Kasendorfer Turmberg* zu bezeichnen. Von dieser merowingischen Mauer wurde 1936 ein Stück freigelegt. Sie besteht aus *Kalktuff,* den man dort *Taustein oder Tauchstein* nennt. Der ganze Untergrund des Marktes Kasendorf wird aus solchem, vom Wasser ausgeschiedenen, porösen Kalkstein gebildet. Er läßt sich in feuchtem Zustand leicht bearbeiten und sogar sägen, erhärtet aber später. Die alte Mauer auf dem Turmberg dürfte aus dem 8. oder 9. Jahrhundert stammen. Zum Bau des *Magnusturmes* auf dem gleichen Berg holte man wieder Kalktuff; obwohl dieses Material ursprüng-

lich weich war, hat es doch viele Jahrhunderte überdauert, denn es verwandelte sich an der Luft durch Aufnahme von Kohlensäure in festen Kalk.

Als älteste Burg in der Frankenalb gilt die *Walpotenburg Zwernitz* bei Sanspareil. Ihre Mauern und Türme sind aus bodenständigem Material, aus Dolomit aufgeschichtet. Im ältesten Teil weisen sie Buckelquader auf, deren Gebrauch bis 1400 üblich war.

Bei Bauwerken aus Bruchsteinen benützte man für Tür- und Fenstergewände meist den leicht zu bearbeitenden *Sandstein*. Wenn er an der Baustelle fehlte, holte man ihn aus größerer Entfernung herbei. Die *Ruinen um Bad Berneck* bestehen aus Bruchsteinen verschiedener Zusammensetzung, vorwiegend aus *Diabas und Schiefer*. Die Tür- und Fensteröffnungen aber sind mit hellem Sandstein verkleidet, der aus dem Vorland des Gebirges, vielleicht von Benk stammt. Dieser feinkörnige Sandstein war auch für Verzierungen geeignet, für das Maßwerk, für Wappensteine und Inschrifttafeln. Die bekannte Ruine *Nordeck* im Steinachtal, aus dem elften Jahrhundert stammend, weist als Baumaterial den gleichen Stein auf wie der Berg, auf dem sie steht, nämlich *rötlichen Marmor*, den man mit wissenschaftlichem Namen *devonischen Flaserkalk* nennt. Auch bei dieser Burg verzichtete man nicht ganz auf die Verwendung von Sandstein.

Die *Plassenburg* bei Kulmbach, mit deren Bau um 1130 begonnen wurde, besteht aus dem gleichen Material wie der Felsen, der sie trägt, nämlich aus *Buntsandstein*. Gleich beim Ausheben der Burggräben konnte man dort Bausteine gewinnen und brauchte nur in den Buchwald hinter der Burg zu gehen, um weitere Steinbrüche anzulegen. Sie wurden auch bei Ausbauten und Verstärkungen der Burg benützt. Harte Steine für die Wendeltreppen holte man von weiter oben auf dem Berg in Richtung Trebgast. In der Waldabteilung *Steinerner Vogelherd* kann man in alten Steinbrüchen noch erkennen, daß dort runde Steine für Wendeltreppen und Brunenschächte herausgebrochen worden sind. Die dickbankigen Sandsteinschichten, aus denen sie entnommen wurden, bezeichnet man als *Felssandstein*. Durch den zur Burg abfallenden Weg wurde ihr Transport erleichtert.

SAMELSTEIN Grenzstein der vier Blutgerichte Kulmbach, Kronach, Weismain, Stadtsteinach (Kirchleuser Rain — Name *Samel* ungeklärt)

Großen Aufwand an Zeit und Kraft erforderten die Gewinnung und das Fortschaffen von großen *Sandsteinplatten,* wie man sie für *Kreuzsteine* und *Steinkreuze* benötigte. Über die Herkunft des Materials dieser alten Flurdenkmäler sind meines Wissens noch keine eingehenden Untersuchungen angestellt worden. Meist verwendete man wetterfeste Schichten des Buntsandsteins, so etwa bei dem sagenhaften *Samelstein* am Kirchleuser Rain. Er bezeichnete die alte Gerichtsgrenze von den vier Blutgerichten in Kulmbach, Kronach, Weismain und Stadtsteinach. Das schöne *Steinkreuz zwischen Kauerndorf und Untersteinach,* ursprünglich vielleicht als Sühnekreuz für einen Mord errichtet, gab später die Fischwassergrenze an. Auffallend groß und zahlreich sind die *Grenzsteine der gräflichen Herrschaft Giech in Thurnau.* Man nennt die meist mit Wappen versehenen Steine *Centsteine,* denn sie standen an der Grenze der Cent, des Gerichtsbezirks. Der Erhaltungszustand dieser und anderer Flurdenkmäler ist unterschiedlich, denn er ist abhängig von der Güte des gewählten Steines und neben dem Alter auch vom Standort. Im Wald sind diese Zeugen der Vergangenheit am besten geschützt, während sie im Freien der Verwitterung mehr ausgesetzt bleiben.

Zu den Kleingeräten, die leicht verlorengingen und später wieder gefunden werden können, gehören die früher von den Frauen allgemein verwendeten *Spinnwirtel.* Das waren runde Scheiben, die man auf die Spindeln steckte, um ihnen einen größeren Schwung zu verleihen. Meistens waren sie aus gebranntem Ton gefertigt. Man hat aber auch welche aus *Serpentin* gefunden. Dies ist ein verhältnismäßig seltenes Mineral von graugrüner Farbe. Es läßt sich leicht bearbeiten und polieren, wobei es eine schwarze Farbe erhält. Im vorigen Jahrhundert stellte man aus ihm vorwiegend Wärmesteine her, aber auch Uhrgewichte, Schreibzeuge und in großer Zahl *Paterle,* das sind Perlen für Rosenkränze (Paternoster). Darauf ist der Name *Peterlestein* zurückzuführen, den ein zwischen Kupferberg und Marktleugast aufragender Felsenberg trägt. In Bächen und Flüssen wird der Serpentin, ein verhältnismäßig weicher Stein, nicht als Geröll gefunden. Um so erstaunlicher ist es, daß in Unterfranken *vorgeschichtliche Geräte aus Serpentin* geborgen wurden. Sollten sie von hier in bearbeitetem Zustand handelsmäßig dorthin gebracht worden sein?

Mit dem Aberglauben hängt es zusammen, wenn Steine besonderer Art verschleppt werden. Zu denken ist da an die sogenannten *Donnerkeile* oder *Teufelsfinger.* Die Wissenschaft nennt sie *Belemniten* und weiß, daß es versteinerte Teile von Meerestieren sind, die in manchen Juraschichten gefunden werden. Nach einem Volksglauben liegen sie dort in der Erde, wo ein Blitz eingeschlagen hat. Sie galten als Boten des Donnergottes, weshalb man ihnen die Kraft zuschrieb, vor Blitzen zu schützen. Fast bis in die Gegenwart hatte mancher alte Bauer auf dem Jura einen solchen Donnerkeil als Blitzabwehr in seiner Tasche. Leicht konnte er verloren gehen und in eine fremde Gegend gelangen, wo diese merkwürdigen Steine fehlen, während sie mancherorts zu Tausenden in den Äckern liegen.

Wirklich vom Himmel gefallen sind die *Meteoriten,* aus Eisen oder geschmolzenem Gestein bestehende Teile von Himmelskörpern. Wenn sie durch die Lufthülle der Erde sausen, glühen sie auf und werden als Sternschnuppen bezeichnet. Sicher sind auch bei uns schon Meteoriten niedergegangen, doch liegen keine Nachrichten darüber vor. Auch fehlen entsprechende Funde in den hiesigen Sammlungen.

Steine auf Friedhöfen

Große Steinblöcke, die aus weiter Entfernung herbeigeschafft worden sind, kann man *auf Friedhöfen* antreffen. Früher begnügte man sich mit Grabmälern aus heimischem Material, aus Sandstein verschiedener Herkunft. Er hatte den Nachteil, bald zu verwittern, so daß die eingemeißelten Buchstaben unleserlich wurden. Man brachte deshalb Schrifttafeln aus hartem Gestein an und verwendete goldene Buchstaben für die Schrift. Später fertigte man ganze Grabdenkmäler aus solchem Hartgestein, etwa aus *schwarzem Syenit,* der geschliffen und poliert werden konnte. Die Prachtentfaltung auf den Friedhöfen wurde immer größer. Bald erhoben sich aber Stimmen, die gegen die Verwendung polierter Grabsteine protestierten, ja manche Städte erließen direkte Verbote gegen ihren Gebrauch. Auf unseren Friedhöfen sind neben einheimischen Graniten verschiedener Art vor allem auch *rote schwedische Granite* zu sehen. Aus Schweden stammen auch die meisten der schwarzen Syenite. Ein anderes nordisches Gestein, das allerdings mehr für Hausfassaden und Ladeneinrichtungen verwendet wird, ist der *Labradorit,* dessen Name seine Herkunft verrät. An den perlmutterglänzenden Schichtflächen seiner Kristalle ist er leicht kenntlich.

Eine ganze Reihe von Steinen besteht aus Kalk. Einige davon kann man als Grabsteine verwenden. Vor einigen Jahrzehnten wurde dazu gern *Muschelkalk* genommen, nicht der in unserer Heimat auftretende, sondern solcher aus Unterfranken. Ein körnig *kristallinischer weißer Kalk aus dem Fichtelgebirge* wurde besonders im 18. Jahrhundert gern zu Denkmälern genommen, etwa zu Bildnissen von Geistlichen, die man im Kircheninneren aufstellte. Man bezeichnete diesen *Urkalk* aus dem Fichtelgebirge meist als *Marmor*. Diesen Namen legte man auch einigen Kalksteinen aus der Fränkischen Alb bei, so dem *Treuchtlinger Marmor* oder dem im Weismaintal *bei Ziegenfeld gebrochenen Dolomit*.

Ein weit verbreitetes Mineral ist der *Quarz*, die Kieselsäure, die aus *Siliciumoxyd* besteht und in vielen Gesteinen enthalten ist. Aus Quarzkörnern verschiedener Größe ist der Sandstein zusammengesetzt. Unser Buntsandstein weist in manchen Schichten Zusammenballungen von rotgefärbtem Quarz auf. Man nennt diesen *Karneol*, was Fleischstein bedeutet. Während die Karneole bei uns höchstens Faustgröße erreichen, trifft man in der Oberpfalz, zum Beispiel auf dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr, größere Blöcke dieses Kieselsteins an. Ein solcher steht als *Grabstein auf dem Friedhof von Wirsberg*. Er schmückt das Grab des 1945 an einem Kriegsleiden verstorbenen Geologen Dr. Hans Steinlein. Dieser hatte als erster nachgewiesen, daß die Sande bei Grafenwöhr dem Buntsandstein zuzurechnen sind. Als Beweis dienten vor allem die darin vorkommenden Karneole. So war der Wunsch des sterbenskranken Geologen verständlich, der sich einen solchen Karneol als Grabstein erbat. Damit kam dieser seltene Stein auf den Friedhof von Wirsberg, der Heimat des jungen Geologen.

In Wirsberg wurde das *erste Denkmal in Bayern für Kaiser Wilhelm I.* schon im Jahre 1888 errichtet. Es steht auf dem steilen Felsvorsprung oberhalb des Marktes. Darum bereitete es große Mühe, die schweren *Granitquader*, aus denen es zusammengesetzt ist, auf den Berg zu schaffen. Das konnte nur von der Höhe aus geschehen. Dabei ergab sich die Schwierigkeit, den tiefen Graben, der den dortigen Turmhügel, die Theresienhöhe, umgibt, zu überbrücken. Das Denkmal wurde von einer Firma im Fichtelgebirge hergestellt, während man das neue *Denkmal zu Ehren der Gefallenen der beiden Weltkriege* von Wirsberger Firmen errichten ließ. Inzwischen waren die heimischen *Granitwerke* so leistungsfähig geworden, daß man auf auswärtige Firmen verzichten konnte.

Änderung in der politischen Lage — der Freundschaftspakt mit Frankreich — trug die Schuld, daß eine *Gedenktafel für Albert Leo Schlageter*, 1894—1923, die man an einem Felsen auf dem Weißenstein bei Stammbach angebracht hatte, wieder entfernt werden mußte. Schlageter hatte bei der Besetzung des Ruhrgebietes durch die Franzosen Widerstand geleistet und war von ihnen standrechtlich erschossen worden.

Schiedsteine

Die Schiedsteine sind eine besondere Art von *Grenzsteinen*. Bei der Untersuchung der Altstraßen lernte ich sie kennen. Ein Stück der alten Straße von Nürnberg über Hollfeld nach Thurnau trägt den Namen *der katholische Weg*, weil er von jeher von Wallfahrern benützt wird. Soweit er auf der Albhochfläche durch einen Wald führt, wird er beiderseits von Steinbrocken begrenzt, die nicht in unmittelbarer Nähe entnommen werden konnten, weil dort größere Steine fehlen. Vermutlich handelt es sich bei den verwendeten Steinen um Trümmer von großen *Sandsteinblöcken*, die auf der Albhochfläche stellenweise herumliegen und in der meist aus Kalk oder Dolomit bestehenden Umgebung fremdartig anmuten. Sie wurden in der auf die Jurazeit folgenden Kreidezeit gebildet und stellen *Reste* größere Sandablagerungen dar. Man nennt diese Steine *Kallmünzer*, weil sie bei Kallmünz in der Oberpfalz besonders häufig vorkommen. Neben der oben angegebenen Altstraße trifft man sie auch oberhalb von *Menchau* an. Vereinzelt liegen solche Steine neben Feldwegen auf der Alb. Man bezeichnet sie als *Ruhsteine*. Sie dienten vor allem den Frauen, die Holz oder Futter auf dem Rücken heimtrugen, als Rastplatz zum Ausruhen.

Schleifsteine

Seltener als weggeworfene Wetzsteine findet man in der Flur zerbrochene oder unbrauchbar gewordene Schleifsteine, die an ihrer Form leicht zu erkennen sind. Noch im Anfang unseres Jahrhunderts wurde *in Thurnau* die Anfertigung von *Schleifsteinen* gewerbsmäßig betrieben. In der obersten Keuperschicht, die bei Thurnau zutagetritt, gibt es einen fast *weißen Sandstein*, den die Fachleute als Wassersauger bezeichneten, weil er das Wasser aufsaugte. Trotzdem besaß er ein scharfes Korn und war deshalb als Schleifstein wohl geeignet. In einigen Brüchen wurde er gewonnen und zu Schleifsteinen in verschiedenen Formen verarbeitet.

Außer den bekannten *runden Steinen* stellte man *viereckige her*. Diese wurden von den *Porzellanfabriken* verlangt, weil man mit ihnen hart gebranntes Porzellan glatt schleifen konnte. Ich erinnere mich noch an die Zeit des Balkankrieges 1912, in der die Nachfrage nach Schleifsteinen besonders groß war. Damals wurden die Balkanländer von *Thurnau* aus damit beliefert. Jetzt werden dort kaum mehr Schleifsteine hergestellt, und die Brüche sind verfallen und zugefüllt.

Martern

Von den Flurdenkmälern sind nach der Glaubensspaltung in den evangelisch gewordenen Landesteilen die sogenannten *Martern* fast gänzlich beseitigt worden. Man hat sie entfernt, ohne auf ihren künstlerischen Wert zu achten und ohne Ehrfurcht vor ihrem zum Teil hohen Alter. Zu der Herstellung dieser Bildstöcke hatte man feinkörnigen Sandstein verwenden müssen, der nur an wenigen Stellen vorkommt und von dort geholt werden mußte. Auf diese Weise kamen die Steine in eine fremde Umgebung.

Der Braun-Stein

Ein Denkmal aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts ist der *Braun-* oder *Bürgermeisterstein*. Er steht nahe den Grenzen der Landkreise Kulmbach und Bayreuth, am Weg von Lochau nach Eschen, Landkreis Bayreuth, am Steilabfall der Fränkischen Alb. Zur Erinnerung an den jähen Tod eines Bürgermeisters Braun, von

ALTE SALZLECKE
1764 im Ziegelhüttner Forst, enthielt für das Wild mit Salz vermischten Lehm. Buchstaben: F(riedrich) C(hristian) M(arkgraf) Z(u) B(randenburg)

STEINKREUZ
in gotischer Form an der Straße Hoferänger-Lehenthal (bei Kulmbach, 1908 gefunden, aber angeblich beim Straßenbau zerschlagen)

dem man seltsamerweise weder den Wohnort noch die Wirkungsstätte kennt. Er wurde unterwegs vom Schlag getroffen. Der kunstvoll ausgeführte Stein ist nach Art der Epitaphien von *Elias Ränz* ausgeführt, der zeitlich als Erzeuger in Frage kommt. Er lebte von 1649 bis 1732. Auf dem Denkmal ist unten die Jahreszahl 1702 zu lesen.

Salzlecken

Wer durch unsere Wälder streift, sieht manchmal auf dem Waldboden helle Steinbrocken liegen, die offensichtlich dorthin gebracht worden sind. Ab und zu hat man einen solchen Stein mit Draht auf einem Baumstumpf befestigt. Es sind Salzlecksteine für das Wild, die der Jäger und Heger den Rehen hingelegt hat, um deren Gesundheit zu fördern. In früherer Zeit erreichte man den gleichen Zweck dadurch, daß man dem Wild mit Salz vermischten Lehm in trogartigen Steinen anbot. Solche *Salzlecken* gibt es noch einige in unseren Wäldern. Am bemerkenswertesten ist eine große im *Ziegelhüttener Forst*. Sie trägt die markgräflichen Initialen F C M Z B = Friedrich Christian Markgraf zu Bayreuth und die Jahreszahl 1764. Mit viel Mühe hat man den für die Salzlecke benötigten Block gebrochen, bearbeitet und auf die Bergeshöhe gebracht.

Ähnliche Anstrengungen waren auch bei anderen Flurdenkmälern erforderlich, etwa bei *Kreuzsteinen* und *Steinkreuzen*, aber auch bei Grenzsteinen, die nicht

immer aus heimischem Material bestehen. Jetzt fertigt man diese Marksteine vorwiegend aus Granit an und nicht mehr aus dem bodenständigen Sandstein, der viel leichter als der Granit verwittert.

Der Opferstein auf dem Hainberg

Bei *Stadtsteinach* wird auf dem *Hainberg ein Opferstein gezeigt*. Er hat gewissermaßen eine politische Vergangenheit. Am Ende des vorigen Jahrhunderts lag auf dem Berg, wenn wir einer Zeichnung des Heimatforschers Simon Köstner von Stadtsteinach Glauben schenken können, ein würfelartig zugehauener Stein. Während der vierziger Jahre forschte man nach Denkmalen aus der germanischen Vergangenheit. Man suchte die Geschichte des Hainberges zu ergründen und stellte fest, daß der damals auf dem Berg liegende Stein nicht der ursprüngliche war. Diesen hätte man nach Aussagen alter Leute nach Stadtsteinach hinuntergeschafft und als Trittstein vor der hofseitigen Tür eines Hauses in der Kulmbacher Straße verwendet. Das erschien glaubwürdig. Deshalb scheute man weder Kosten noch Mühen und schaffte die schwere Steinplatte wieder auf den Gipfel des Hainberges zurück.

Diesen Berg hatte ich schon früher kennengelernt. Als bedeutsam erschien mir, daß dort eine ovale Fläche geebnet und nach allen Seiten gleichmäßig abgeböscht worden war. Wäre außen noch ein Graben vorhanden gewesen, so hätte man das Ganze für einen Burgstall halten können. Ein solcher Graben fehlte aber. Den alten Opferstein stellte man nun so auf, daß die Platte einen *Steintisch* bildete, der von drei kleineren Steinen getragen wird. Ihr Material ist ein *hellgrauer Marmor*, devonischer Kalk, wie er zum Bau der Burg Nordeck verwendet worden ist. Er steht auch auf dem Hainberg an, doch befindet sich dort meines Wissens kein Steinbruch, aus dem der Opferstein entnommen sein könnte. Als ortsfremd kann das Material bezeichnet werden, weil es hierher einst auf den Berg geschafft worden ist.

Bei meinem letzten Besuch des Hainberges vor einigen Jahren bot sein Gipfel einen weniger erfreulichen Anblick als früher. Wind- und Schneebruch hatten den Wald verwüstet und beim Aufräumen und bei der Holzabfuhr waren Schäden am Waldboden entstanden.

Die Vermutung, daß es sich bei dem Hainberg um eine ehemalige heidnische Kultstätte und einen den Göttern geweihten Berg handelt, kann nicht bewiesen, aber auch nicht ausgeschlossen werden. Die Franken, die nach dem sechsten Jahrhundert das Land am oberen Main eroberten und in Verwaltung nahmen, waren ebenso wie die früheren Bewohner, die Thüringer, bereits Christen.

Steine beim Straßenbau

An sehr alte Arbeiten an Straßen erinnern Namen wie *Steinernes Gäßchen* und Steinweg. Der erstere tritt in Kulmbach auf und bezeichnet einen Weg am Fuß des Rehberges entlang zur Hölle und weiter nach Trebgast. Es war jedenfalls ein „gepflasterter" Weg aus bodenständigem Sandstein. Ein *Steinweg von Harsdorf* auf den Muschelkalkberg dürfte aus dem gleichen Material erbaut worden sein, aus dem der Berg besteht.

In der Stadt Kulmbach gibt es ein Denkmal, das auf einen Straßenbau hinweist. *Im Grünwehr* befand sich an einer Mauer eine *Schrifttafel*, die berichtet, daß 1575 ein Kulmbacher Bürger, *Hans Felbinger*, zur Verbesserung des Weges vom Grünwehr zum Friedhof einhundert Gulden vermacht hat. Von den bei der Wegeverbesserung verwendeten Steinen ist nichts bekannt, es dürften nur einheimische gewesen sein.

Erst im 18. Jahrhundert holte man zum Straßenbau Steine aus fremden Gegenden. Zum Teil läßt sich das jetzt noch nachprüfen. Im 19. Jahrhundert verwendete man zum Pflastern von *Straßen* an Stelle von Muschelkalk gern härtere Steine, die keine glatte Oberfläche bekamen. Außer *Granit aus dem Fichtelgebirge* bezog man *aus dem Thüringer Wald* ein anderes Tiefengestein, den rötlichen *Porphyr*, aus dem das Kulmbacher Pflaster jetzt noch zum Teil besteht. Er enthält in einer feinkörnigen Grundmasse hellen Quarz und Feldspat.

Ungeahnte Ausmaße hat die Verlagerung von Gesteinen durch den Straßenbau angenommen. Mit Staunen steht man vor den tiefen Löchern und hohen Felswänden der *Steinbrüche im Frankenwald und im Fichtelgebirge, bei Kupferberg und Stadtsteinach sowie bei Bad Berneck*. Überall ist es das gleiche Gestein, das da gebrochen und verarbeitet wird, der *Diabas*, den man früher Grünstein nannte. Dieses vulkanische Gestein entstand bei untermeerischen Ausbrüchen in der Altzeit unserer Erde. Es wird sowohl zum Unterbau von Straßen und Wegen verwendet als auch in der Form von Schotter und Splitt zum Oberbau. Dadurch,

daß die Straßen meist eine Teerdecke erhalten, sieht man auf der fertigen Straße dieses Material nicht mehr.

Im vorigen Jahrhundert holte man ein ähnliches, aber schwarzes Gestein, den *Basalt,* aus entfernten Brüchen der Rhön und ihres Vorlandes. Auf das geringe Vorkommen von Basalt im Patersberg wurde eingangs schon verwiesen. Der Basalt ist jünger als der Diabas. Er baut verschiedene Berge im östlichen Fichtelgebirge auf und den als Aussichtsberg bekannten *Rauhen Kulm* in der Oberpfalz, der von verschiedenen unserer Heimatberge aus sichtbar ist. Die alte *Melkendorfer Straße* über den Galgenberg wurde mit solch schwarzem Basalt gebaut, von dem noch Reste zu finden sind. Man muß sich wundern, daß man nicht schon früher daran gedacht hat, aus dem Frankenwald Diabas für den Straßenbau zu holen.

In den Diabasbrüchen sind manchmal rundliche Massen von größerer Härte enthalten, *vulkanische Bomben.* Man kann sie nur schwer zerschlagen. Neben der erst vor einigen Jahren erbauten Fichtelgebirgsstraße liegen in der *Nähe von Karches* etwas abseits so gewichtige Brocken, die die Verarbeitung widerstanden haben und weggeworfen wurden. Vielleicht wird sich später einmal jemand den Kopf darüber zerbrechen, wie diese Härtlinge aus Diabas auf die Granitberge des Fichtelgebirges gelangt sind.

Hornsteine

In den letzten Jahren wurden erfreulicherweise viele *altsteinzeitliche Werkzeuge* in der Umgebung *von Kulmbach* gefunden. Dabei ergab sich die Frage, woher das Material dazu stammt. Bekannt ist die Verwendung von Feuerstein für allerlei Geräte und Waffen durch die ältesten Menschen. Solchen gibt es aber bei uns nicht. Er kommt vor allem in der Kreide vor, die hier fehlt. In ähnlicher Weise wie sich im Kreidemeer Zusammenballungen von Kieselsäure bildeten, geschah das auch im Jurameer. In manchen seiner Ablagerungen entstanden auch *Konkretionen von Kieselsäure* mit großer Härte. Sie verwittern nur schwer und bleiben als rundliche Knollen auf den Äckern liegen. Verhältnismäßig selten findet man aber kopfgroße Stücke dieses Gesteins, das man *Hornstein* nennt, weil es wie Horn eine graue Farbe besitzt und kantendurchscheinend ist. Daraus lassen sich größere Werkstücke herstellen, etwa *dolchartige Klingen,* wie sie bei Neudorf, Gemeinde Azendorf, und in Grafendobrach geborgen wurden. Es gelang mir, für

die vorgeschichtliche Abteilung unseres Museums in Kulmbach ein paar fast kopfgroße Hornsteinknollen zu beschaffen. Über ihre Herkunft kann ich leider keine genaue Auskunft geben, weil ich sie aus zweiter Hand erhielt. Sie sollen aus einem Ort im Rotmaintal stammen, aus der Gegend zwischen Heinersreuth und Drossenfeld. Sie müssen durch Menschen dorthin gebracht worden sein, denn für einen Transport durch Wasser in den kleinen von der Alb kommenden Bächen waren sie zu schwer. Sie weisen auch keine Spuren einer Bearbeitung durch fließendes Wasser auf.

Artefakte

Die von Menschen der Steinzeit hergestellten Werkzeuge und Waffen zeichnen sich mitunter durch außerordentliche Schönheit aus und sind dann leicht als Menschenwerk zu erkennen. Viel schwieriger ist es aber, nur wenig bearbeitete Steine, etwa Flußgerölle, die nur an einer Seite etwas zurechtgeschlagen oder angeschliffen sind, als *Artefakte,* als Kunsterzeugnisse zu erkennen. Ein *Steinhammer,* eine *Lanzen- oder Pfeilspitze* wird jedermann sogleich als solche ansprechen. Es finden sich aber Steingeräte, deren Zweck zweifelhaft erscheint. Ich denke da zum Beispiel an ein kleines, längliches Steinplättchen, das an den Enden durchbohrt war. Wer kommt schon auf den Gedanken, daß es sich um eine *Daumenschutzplatte* handelt, welche bei einem Bogenschützen den Daumen der linken Hand vor der vorschnellenden Sehne schützen sollte. Auch durchbohrte Steine zum Spannen der Fäden eines Webstuhls sind nicht leicht zu deuten. Die runden Bohrkerne dagegen, die sich beim Durchbohren von Steinbeilen ergaben, wird mancher Betrachter gleich richtig ansprechen können.

In unseren Museen, auch in der vorgeschichtlichen Abteilung unserer Kulmbacher Sammlung, kann man die verschiedenen Reste der Vorzeit, besonders auch aus der Steinzeit, genau studieren. Wenn man sich ihr Aussehen einprägt, wird man draußen im Gelände vorgeschichtliche Gegenstände als Fremdkörper in der Landschaft erkennen und vielleicht, wenn man Glück hat, einen wertvollen Fund machen. Diesen — wie auch zweifelhafte Sachen — sollte man auf jeden Fall bei den zuständigen Stellen, Stadtschulamt Kulmbach oder im Landratsamt, melden.

Eine Friedhofsmauer

Die *Friedhofsmauer in Marienweiher* ist eine Musterkarte der in der Umgebung vertretenen Gesteine. Nach einem Besuch der dortigen Wallfahrtskirche unter-

nahm ich einmal einen kleinen Rundgang. An der aus Bruchsteinen zusammengesetzten Friedhofsmauer fiel mir auf, daß sie aus allen möglichen Gesteinen der Umgebung bestand. Weil ich seit meiner Jugend Steine gesammelt hatte und viele kannte, betrachtete ich die Mauer genau. Ich bemerkte neben dem ringsum anstehenden hellen *Glimmergneis* den dunkleren *Hornblendegneis*, den *Augengneis* und verschiedene Stücke von *Eklogit*. Dieses alte Gestein, das unter anderem den Weißenstein beim Stammbach aufbaut, aber auch an anderen Stellen im Gneisgebiet auftritt, enthält rotbraune *Granaten*, leider keine edlen, zu Schmucksteinen geeigneten. Viele der zur Mauer verwendeten Steinbrocken stammen aus der Umrandung der Gneismasse, aus der *Randschieferzone*. Sie weist verschiedene *Schieferarten* auf, von denen der *Grünschiefer* (Prasinit) am häufigsten ist, dann den gewerbsmäßig verwendeten *Talkschiefer*, der meist als Speckstein bezeichnet wird, den *Glanzschiefer* oder Phyllit, den kupferhaltigen *Alaunschiefer*, aus dem bei der Goldenen Adlerhütte Vitriol gewonnen wurde, sowie den *Serpentin*, der kaum noch verarbeitet wird. Ferner treten darin *Diabas* und andere Massengesteine auf, die wie Hornblende von den Menschen der Steinzeit zu Geräten und Werkzeugen geschliffen wurden. Sie holten das Material aber nicht aus dem Gebirge, sondern suchten aus den Flußgeröllen passende Stücke.

Beschließung

Wenn man die Art eines Gesteins bestimmen will, so ist das manchmal nur mit *Hilfe von Dünnschliffen* möglich, die man im Kleinseher betrachtet, eine Arbeit, die dem Fachmann vorbehalten bleibt.

Die vorstehende Arbeit knüpft meist an eigene Erlebnisse des Verfassers an und bevorzugt Tatsachen, die mit geschichtlichen Geschehnissen oder Zeitumständen in Verbindung stehen. Dadurch ergab sich eine gewisse Stoffauswahl. Die Abbildungen sind eigene Aufnahmen aus früherer Zeit, wodurch ebenfalls die Wahl des Stoffes beeinflußt wurde. Der Verfasser, in dessen Jugendzeit größerer Wert als heute auf die Kenntnis der Natur und deshalb auch der Mineralien gelegt wurde, glaubt, daß er einer der wenigen ist, die mit der Welt der Steine vertraut sind, und wagte es trotz seines hohen Alters, diese Arbeit vorzulegen, um Kenntnisse zu vermitteln und Anregungen zu geben. Er hofft auf freundliche Aufnahme.

Wilhelm Frantzen, Kronach:

GIBT ES AUS DER UMGEBUNG VON KRONACH NEOLITHISCHE GERÖLLGERÄTE?

Der Verfasser hat in der Jahresgabe des CHW für 1968/69 neben acht typischen Moustériengeräten zwei Geröllwerkzeuge gezeigt und darauf hingewiesen, daß eine große Zahl von Geröllgeräten aus der Umgebung von Kronach von ihm aufgesammelt werden konnten. 1965 hatte der Steinzeitforscher Lothar Zotz, Erlangen, in den Bayerischen Vorgeschichtsblättern betont, daß es sich hier um die erste Entdeckung einer Geröllindustrie in Bayern handelt. Schon 1962/63 hatte er in der Festschrift für den jugoslawischen Gelehrten S. Brodar in dem Beitrag über Geschiebegeräte drei Geröllgeräte besprochen: Ein faustkeilähnliches Werkzeug vom Abhang gegenüber der Wachtersmühle, ein Hauwerkzeug und ein Handbeil, beide vom Abhang bei Hummendorf. Zotz konnte hier die Ähnlichkeit des Hauwerkzeugs und des Handbeils mit Funden aus dem Moustérien der Castillo-Höhle in Nordspanien, in der Provinz Santander, bemerken. Dieser Beitrag enthält auch den Hinweis, daß Madame De Sonne-Ville-Bordes, Bordeaux, schon 1960 zwei typische Geröllgeräte aus dem Aurignacien des Abri Caminade abgebildet hatte. Gisela Freund, die heutige Nachfolgerin des im Februar 1967 verstorbenen L. Zotz und damit die heutige Leiterin des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Erlangen, hatte sich schon in dem Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 1963 mit dem Vorkommen von Geröllgeräten in der Umgebung von Kronach befaßt und solche auf einer Tafel abgebildet. Besondere Beachtung erfährt hier der Rundschaber, ein Tiefenfund, der 4,5 m tief in der Lehmgrube auf der Kreuzbergterrasse gemacht worden war, und der u. a. in der CHW-Jahresgabe 1969 abgebildet wurde. Nach dem Tod von L. Zotz erschien 1968 eine Arbeit in La Préhistoire En Europe, in welcher Zotz auf die Geröllgeräte von Böhmen, von Hessen und von Kronach einging, 11 Geröllgeräte aus der Sammlung des Verfassers sowie einen Fund des Instituts auf zwei Tafeln abbildete und sie ins Moustérien stellte. Der mährische Prähistoriker B. Klima, Brünn, referierte auf der Tagung der *Hugo-Obermaier-Gesellschaft* 1968 in Marbach am Neckar über grobgerätige Steinindustrie in jungpalaeolithischen Kulturen. Der Redner konnte auf Ausgrabungsergebnisse in Mähren hinweisen. Dort wurden nicht nur Geröll-

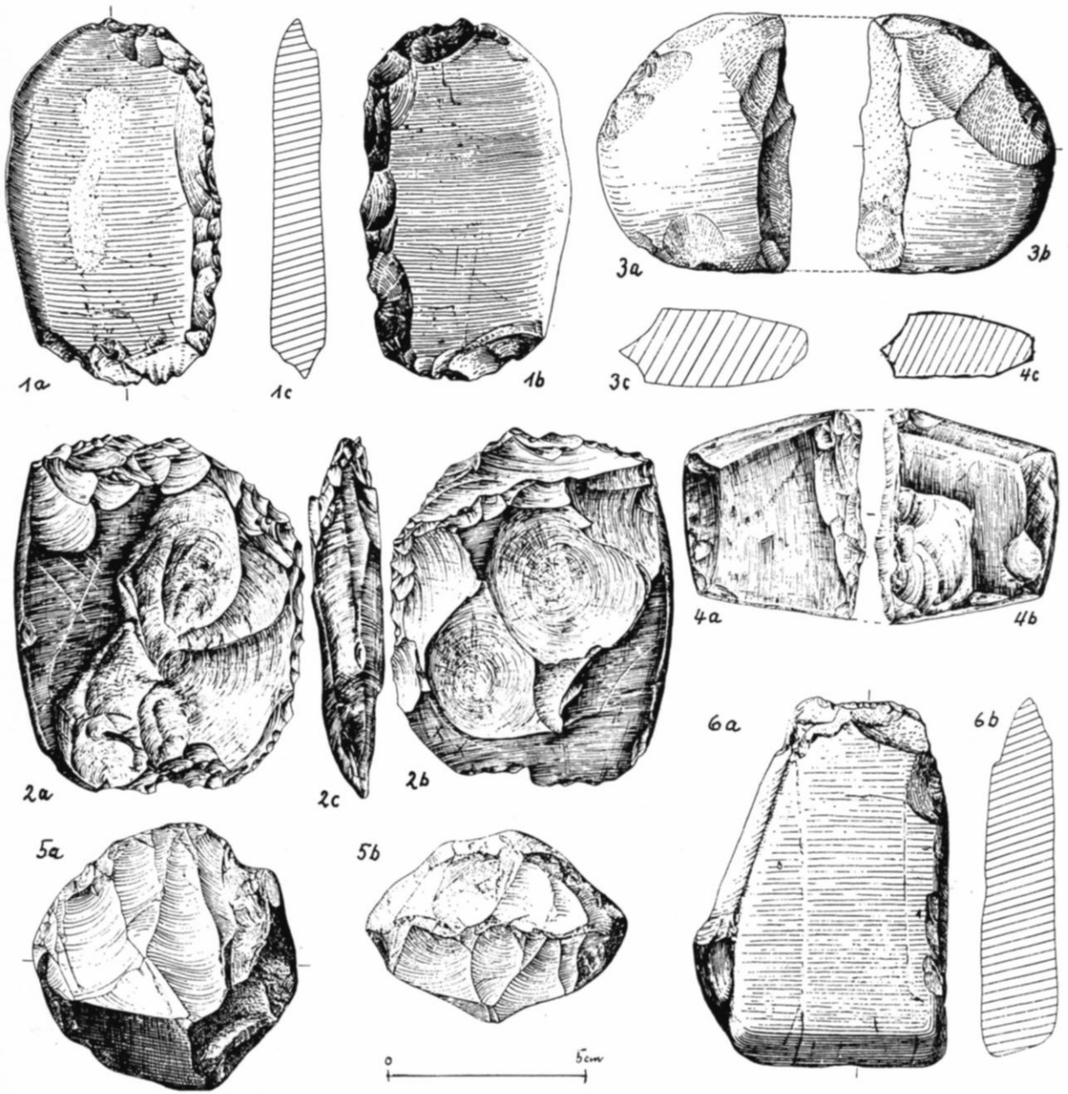
geräte mit Moustérien-Werkzeugen, also mittelpalaeolithische gehoben, sondern auch solche, die jungpalaeolitischen Ursprungs sind, dem Aurignacien angehören. Überraschend war der Hinweis, daß Geröllgeräte auch in Ablagerungen des Neolithikums, nämlich der Bandkeramik, angetroffen wurden. Es muß auch vorgekommen sein, daß Neolithiker Geröllgeräte aus älteren Kulturen verwendet haben. Ja es wurden schon einwandfrei sehr alte Faustkeile in Hinterlassenschaften von Neolithikern ausgegraben, wie dem Verfasser der Steinzeitforscher Herbert Krüger, Gießen, der als erster in Hessen eine Geröllindustrie entdeckt hat, berichtete. Der Verfasser hatte L. Zotz darauf aufmerksam gemacht, daß ein mittelgroßer Rundschaber vom gleichen Typ wie der in der Sammlung des Verfassers (Fig. 5a, b) im Museum von Santander gezeigt wird, der mit neolithischen Steingeräten in Nordspanien ausgegraben worden war. L. Zotz hielt ihn dennoch für ein Moustérien-Gerät und zeigte ihn auch als solches in der oben erwähnten Arbeit. H. Krüger stimmte dem ganz zu. Dies zeigt, daß nicht nur Lesefunde — die Funde aus der Umgebung von Kronach sind bis auf zwei Lesefunde —, wenn es um ihre zeitliche Eingliederung geht, Schwierigkeiten machen, daß auch bei Ausgrabungen solche auftreten können.

Die Sammlung des Verfassers enthält ein weiteres Geröllgerät, das besondere Beachtung verdient. Es ist ein Bogenschaber (Fig. 1a, b, c) von 9,5 cm Länge und 5,5 cm Breite aus quarzistischem Schiefer. Er wurde auf dem Abhang bei Hummendorf gefunden. Aus dem gleichen Material sind viele geschliffene, also neolithische Flachbeile der Sammlung. Hier wurde ein plattiges Gerölle am Rand von drei Seiten durch dorsale und ventrale Retuschen bearbeitet. Eine Längsseite blieb unbearbeitet; sie hat als Handhabe gedient.

Ein glücklicher Zufall erbrachte den interessanten Fund eines weiteren Bogenschabers (Fig. 2a, b, c). Interessant ist dieser deshalb, weil er aus dem Bruchstück eines geschliffenen, also eines neolithischen Flachbeils angefertigt ist. Das Flach-

---

Figur 1 a, b, c — Bogenschaber (Hummendorf)
Figur 2 a, b, c — Bogenschaber aus Flachbeilrest (Wachtersmühle)
Figur 3 a, b, c — Flaches Gerölle mit Hohlkehle und retuschierter Schneide (Hu)
Figur 4 a, b, c — Flachbeilrest mit Hohlkehle und retuschierter Schneide (Wa)
Figur 5 a, b — Rundschaber (Kreuzbergterrasse)
Figur 6 a, b — Handbeil, Hacke (Hu)



beil ist aus einem schwärzlichen Quarzit einer Grauwacke hergestellt worden. Seine geschliffenen Flächen sind heute leder- bis schwarzbraun. Sie sind noch so weit erhalten, daß man den unteren Teil einer Längsseite und auch die gebogen verlaufende Schneide erkennen kann. Wo die geschliffenen Flächen fehlen, wirkt die Oberfläche recht unruhig, zeigen Bauch- und Rückenfläche sogenannte Absprenglinge, auf die noch näher einzugehen ist. Es liegt nur die untere Hälfte des Flachbeils vor, d. h. das Flachbeil war schon abgebrochen, als es zu einem Bogenschaber umgearbeitet wurde. Der Fund stammt von dem Abhang gegenüber der Wachtersmühle. Das Flachbeil war trapezförmig wie der erste steinzeitliche Fund aus unserer Umgebung. Dieser war bei Hummendorf gemacht und von Lehrer Holzmann 1943 dem Historischen Verein Bayreuth übergeben worden. A. Stuhlfauth, Bayreuth, bildete ihn in seiner Vorgeschichte Oberfrankens, Heft 1, Die Steinzeit, 1953 ab und wies ihn der Glockenbecher-Kultur, also dem Spätneolithikum zu.

Viele trapezförmige Flachbeile befinden sich aus Kronachs Umgebung in der Sammlung des Verfassers. Die Zuteilung zur Glockenbecher-Kultur wird heute in Frage gestellt; als sicher gilt, daß sie spätneolitisch sind. Leider konnte hier noch kein neolithischer Keramikrest gefunden werden. Die Erforschung des Neolithikums ist aber in der Hauptsache auf Keramik eingestellt.

Der Flachbeilrest von dem Abhang gegenüber der Wachtersmühle gehörte zu einem größeren Gerät, als es der soeben erwähnte Fund von Hummendorf ist. Er wurde durch Randretuschen auf der Bauch- und Rückenfläche in einen Bogenschaber verwandelt, aber so, daß auch hier wie bei dem Bogenschaber (Fig. 1) eine Längsseite, die hier, wie schon erwähnt, geschliffen ist, nicht retuschiert wurde und so ebenfalls als Handhabe dienen konnte. Der Rest der geschliffenen Schneide mußte nicht zweiseitig bearbeitet werden. Hier ist nur eine einseitige Bearbeitung festzustellen. Es war lange in der Steinzeitforschung ein Glaubenssatz, daß zackige Schneiden zeitlich alten Geräten eigen sind. Hier liegt ein einwandfrei neolithisches Gerät mit zackigen Schneiden vor. Die Randretuschen wirken älter als die Flächen mit den Aussprenglingen. Solche kann der Frost schaffen. Es ist aber möglich, daß auf den Bogenschaber zunächst Feuer und danach, als er noch sehr heiß war, Wasser eingewirkt hat. Die unruhigen Flächen sind mithin nicht durch Schlagen, sondern durch ungewolltes Absprengen ent-

standen. Es gibt auch sonst noch Übereinstimmungen zwischen Geröllwerkzeugen und neolithischen Geräten aus der Umgebung von Kronach. So weisen ein flaches Geröllbruchstück (Fig. 3a, b, c) und das Bruchstück eines Flachbeils (Fig. 4a, b, c) eine querverlaufende Hohlkehle auf, weil das Geröll und das Flachbeil wohl als Steinkeile verwendet einer Spannung ausgesetzt waren und dadurch quer „geplatzt" sind. Um an der Hohlkehle eine Schneide zu gewinnen, haben beide Bruchstücke ähnliche Retuschierungen erfahren.

Es gibt unter den Geröllgeräten auch Handbeile, wie schon erwähnt wurde, die auch als Hacken bezeichnet werden können (Fig. 6a, b). Weisen diese eine glatte Längsseite, die Schleifspuren von Menschenhand (also nicht vom Wind) erkennen läßt, auf, so müssen diese Geräte in das Neolithikum gestellt werden. Auf der Abbildung befindet sich eine solche Seitenfläche links. Man kann aber darüber streiten, ob ein solches Gerät noch als Geröllgerät angesehen werden kann. Da die beiden Bogenschaber, das flache Geröll (Fig. 1) und der Flachbeilrest (Fig. 2) in der Retuschierung weitgehend übereinstimmen, ja da sie sogar die gleiche Größe haben, wenn auch der umgearbeitete Flachbeilrest breiter als das flache Gerölle ist, kann wohl angenommen werden, daß auch das Geröllgerät eher neolithisch als palaeolithisch ist.

Herbert Lindner, Furth im Walde, der die Kulturen der Steingeräte aus der Räuberhöhle im Schelmgarten bei Sinzig in einem Materialheft der Bayerischen Vorgeschichte, Heft 6, 1961, bearbeitet hat, zeigt in seinem Beitrag zur Oberpfalzforschung Bd. 2, 1966, einen Bogenschaber, der später auf dem Schuttkegel der Höhle aufgelesen worden war. Bei diesem Bogenschaber kann LINDNER ein neolithisches Alter nicht ganz ausschließen, wenn er ihn auch trotz der scharf erhaltenen Kanten und damit trotz des frischen Aussehens eher für mittelpalaeolithisch hält. Der Bogenschaber stimmt in der Gesamtform, auch in der Größe, mit den Bogenschabern von Fig. 1 und 2 überein. Er ist aus einer Hornsteinplatte gearbeitet, die aber dünner gemacht werden mußte, so daß dorsal breite, größere Abschläge notwendig waren. Die Ventralfläche ist Plattenrinde. Bei diesem Fund ist eine Längsseite nicht unbearbeitet wie bei den Bogenschabern aus der hiesigen Umgebung; sie ist nur nachlässig retuschiert.

Es mag überraschen, daß auf jeder der hiesigen Fundstellen mehrere und zwar die gleichen Kulturen gefunden werden, deren Alter zeitlich weit auseinander liegt.

Das hängt wohl mit der besonders vorteilhaften Lage zusammen, die trotz der langen Zeit gleich geblieben ist. Hier ist zu denken an die Exposition zur Sonne, an die Lage zur Landschaft, die einen weiten Ausblick gewährt, auch an die Nähe von fließendem Wasser, womit aber nicht gesagt sein soll, daß das Bachbett seine Lage innerhalb der langen Zeit nie geändert habe. Ähnlich sind die Fundverhältnisse auf anderen Fundstellen, so z. B. bei Kösten über dem Main, gegenüber von Lichtenfels. Hier mußten noch vor gar nicht langer Zeit Felsbrocken aus den Äckern geräumt werden. Hier befanden sich also früher Felsblöcke. Das gleiche gilt für die Fundstellen um Kronach und zwar für das Randgebiet der Kreuzbergterrasse und der Terrasse gegenüber der Wachtersmühle. Der Abhang gegenüber Hummendorf mußte noch vor wenigen Jahren an gewissen Stellen von Felsbrocken gesäubert werden. Dies aber kann bedeuten, daß die Funde, die älteren Kulturen angehören, hier von Menschen stammen, die zwischen Felsblöcken Schutz suchten und fanden. Es könnten noch mehrere Fundstellen, so z. B. Krappenroth gegenüber von Schney, der Höhenfundplatz von Bayerndorf im Gebiet der Altmühl genannt werden, auf denen in jüngster Zeit auch Geröllgeräte gefunden wurden, deren zeitliche Zuteilung noch fraglich sein dürfte. Über den Fundplatz von Krappenroth schrieb Werner Schönweiss, Coburg, im 104. Bericht des Historischen Vereins Bamberg 1968. Hermann Födisch, München, berichtete in der Zeitschrift Vorzeit, Heft 1—4, 1967, anhand der Funde aus der Sammlung des Arztes und Anthropologen Erhard Schoch, München, über Bayerndorf.

Heinz Näbe, Harsdorf:

DAS MITTELSTÄNDIGE LAPPENBEIL VOM EDELMANNSHOF IN HARSDORF

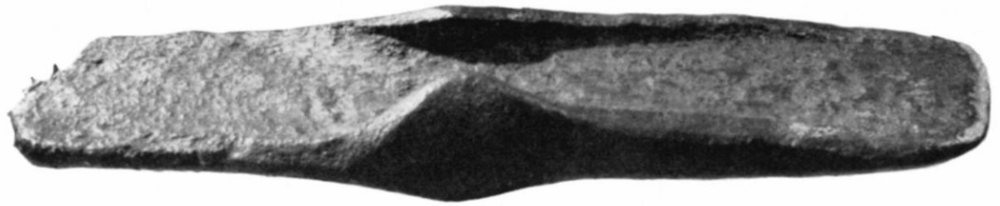
Harsdorf liegt zwölf Kilometer nördlich von Bayreuth auf einer Schotterterrasse aus Buntsandstein und Kulmbacher Konglomerat, 20 Meter über dem Tal der Trebgast in einer Ausbuchtung des steilen, bewaldeten Laitschberges. Durch seine Lage auf der Terrasse war es schon immer vor den Überschwemmungen der Trebgast geschützt. Der Laitschberg bildet außerdem gegen Norden und Osten, die Dürrleithe gegen Südosten, einen guten Schutz gegen rauhe Winde. Südwestlich von Harsdorf kreuzt die alte, frühgeschichtliche Straße, die von Westen kommend in das Egerland führt, bei der sogenannten *Zoltmühle* das sumpfige Trebgasttal. Wenige hundert Meter nördlich davon überquert nach Hans Edelmann[1]) ein alter, vorgeschichtlicher Weg das Tal in gleicher Richtung. Anlaß zur Besiedelung war damit also schon vor langer Zeit gegeben.

Die ältesten schriftlichen Unterlagen über die Besiedelung finden wir im *Landbuch der Herrschaft Plassenburg 1398*[2]). Die Kirche wurde in ihrer heutigen Gestalt 1765 erbaut. Bei Abbruch des alten Kirchenschiffes, das erheblich kürzer und niedriger war, wurden ein Schlußstein mit der Jahreszahl 1322 und eine Grabinschrift mit der Zahl 1327 gefunden. Sie scheinen den vorherigen Kirchenbau zu datieren. Bei Renovierungsarbeiten im Jahre 1964 wurden unter dem Estrich der jetzigen Sakristei im alten Turm Fundamentreste gefunden. Diese weisen keine Zugangsöffnung auf. Das Fundament ist ca. 1,20 Meter stark und bildet ein Viereck, das nicht parallel zu den Mauern des jetzigen Turmes verläuft. Innerhalb des alten Turmes wurden keine menschlichen Skelettreste gefunden, während zwischen der jetzigen Turmmauer (Innenseite) und der Außenseite der alten Mauer solche in großer Zahl wüst durcheinander lagen. Es kann deshalb angenommen werden, daß beim Bau des alten Turmes zahlreiche Gräber zerstört, die menschlichen Überreste aber nicht wieder ordnungsgemäß bestattet, sondern wahllos herausgeworfen wurden. Daraus könnte geschlossen werden, es handle sich hier um vorchristliche Bestattungen. Die christlichen Erbauer des Turmes aber hielten es nicht für erforderlich, diese *heidnischen Überreste* pietätvoll zu be-

handeln. Erhärtet wird diese Annahme noch durch die Tatsache, daß bei der Grabung ein silberner Schläfenring gehoben wurde, der sich jetzt beim Amt für Denkmalspflege in Würzburg befindet. Außerdem erklärten bei Bekanntwerden dieses Fundes Maurer- und Zimmermeister Peter Krauß und sein Sohn Heinrich, daß bei Erdarbeiten außerhalb der Mauer des Friedhofes um die alte Wehrkirche von ihnen regelrechte Bestattungen entdeckt worden seien. Sie haben dem keine Bedeutung beigemessen. Da aber Bestattungen in christlicher Zeit kaum außerhalb des geweihten Friedhofes erfolgten, ausgenommen die von Selbstmördern und Ungetauften, ist die Annahme berechtigt, daß es sich hier um ein vorchristliches Gräberfeld gehandelt hat.

Die Kirche selbst und damit der alte Wehrturm, dessen Grundmauern innerhalb des heutigen Kirchturmes liegen, erhebt sich auf einem Hügel. Der Schutzpatron der Kirche ist St. Martin, der Patron der fränkischen Königshöfe und Eigenkirchen des 7. und 8. Jhdts. (Würzburger Bistum). Außerhalb der Mauer des Kirchhofes fällt das Gelände ab auf eine Terrasse von 8—10 Meter Breite. Anschließend senkt sich das Gelände, vor allem nach Westen, um 3 Meter; eine neue Terrasse folgt. Auf dieser liegt der Edelmannshof. Dann senkt sich das Gelände noch einmal um 3 Meter, es ist also eine Dreistufung des Kirchenhügels gegeben. Überraschend ist nun, daß im Wappen des Geschlechtes der *Harstorfer* (1377 wurde ein Heinrich Harstorfer, 1380 ein Fritz Harstorfer in Nürnberg als Bürger aufgenommen) diese Stufung aufgezeigt wird. Das Wappen weist einen Wehrturm mit Schießluken, unter dem Turmhelm die sogenannten Pfefferbüchsen. Der Turm ist von einer Wehrmauer umgeben. Der gesamte Bau erhebt sich auf einer dreifachen Hügelgruppe. Das alte 1964 freigelegte Turmfundament liegt im Mittelpunkt der gesamten Befestigungsanlage.

Da der Edelmannshof auf der Terrasse westlich unterhalb der Kirche steht, ist die Vermutung gegeben, daß es sich bei ihm um den Wirtschaftshof der *Fränkischen Besatzer* handelt. Im *Landbuch der Herrschaft Plassenburg* wird er bereits 1398 als Allod der *Schütz von Laineck* genannt. Der alte Keller des Edelmannshofes, in dem bzw. auf dem das Lappenbeil gefunden wurde, schneidet mit seiner Mauer in die Böschung der Terrasse ein, auf der die Friedhofsmauer nochmals drei Meter erhöht steht. Es handelt sich um einen gewölbten Kellerraum, über dem ein Spitzdach errichtet wurde. Im Herbst des Jahres 1967 wurde die Er-



MITTELSTÄNDIGES LAPPENBEIL
Fundort Harsdorf Edelmannshof

neuerung einiger Balken dieses Dachgestühles erforderlich. Aus diesem Grunde wurde die Schuttbedeckung des Gewölbes aufgegraben. Neben mittelalterlichen Gefäßresten fand der Besitzer des Hofes, Alfred Egermann, bei diesen Arbeiten auch das Lappenbeil. Dicht neben diesem Keller wurde erst vor einigen Jahren ein Wohnhaus errichtet, das in seinem Baugrund dieselbe Terrasse anschneidet. Beim Grundaushub stieß seinerzeit der Bauherr auf sehr starke, feste alte Grundmauern, die dem neuen Wohnhaus nun als Fundament dienen. Am Nordostende des alten Kellers befindet sich eine große vermauerte Tür. Herr Egermann versicherte, in seiner Familie werde schon lange behauptet, von dieser Tür aus erstrecke sich ein unterirdischer Gang bis zum Kirchturm. Die Richtigkeit dieser Behauptung scheint durch die Entdeckung eines Gangstückes in der Nordwestecke des alten Kirchhofes bestätigt zu werden. Wie kann nun das Lappenbeil in den Schutt auf dem Gewölbe des alten Kellers gekommen sein? Dafür sind zwei Möglichkeiten gegeben:

Der alte Edelmannshof stand auf der Terrassenböschung, wie die gefundenen alten Grundmauern beweisen. Er wird vermutlich durch die Hussiten 1427, 1459 oder 1463 zerstört worden sein; Brandspuren an den aus dem 14. Jahrhundert stammenden, dort gefundenen Gefäßresten deuten darauf hin. Der Hof wurde nach seiner Zerstörung etwas unterhalb des alten Platzes wieder aufgebaut, der alte Keller aber, der erhalten geblieben war, wurde weiter benützt. Auf seinem Gewölbe wurden Erdreich aufgeschüttet und seine Überdachung vorgenommen. Bei der Aufschüttung können alte Gräber angeschnitten und das Beil, das als Grabbeilage gedient hatte, mit in die Aufschüttung geworfen worden sein.

Die zweite Möglichkeit erscheint nicht uninteressant: In den germanisch besiedelten Gebieten bestand lange Zeit der Aberglaube an den *Donnerkeil*. Thor, der Gott der Bauern, bekämpfte nach deren Glauben die Reif-, Frost-, Eis- und Feuerriesen, indem er seinen Hammer, den Donnerkeil, nach ihnen warf. Nun wurden oftmals bei Feldbearbeitung in der Erde Steinbeile oder Belemnitenspitzen, später Teufelsfinger genannt, gefunden. Mit ihnen verband sich der Glaube, daß diese von einem Hammerwurf des Gottes Thor (Donar) stammten und da, wo sie lägen, niemals wieder ein Blitz einschlagen würde. Es bestand deshalb früher in allen ländlichen Gebieten der weitverbreitete Brauch, diese Donnerkeile im Haus oder im Stall einzumauern, damit man vor Blitzschlag geschützt sei. Selbstverständlich wurde dieser Brauch von der Geistlichkeit als heidnisch verurteilt. Es ist durchaus möglich, daß einer der früheren Besitzer des Edelmannshofes bei landwirtschaftlichen Arbeiten einen Donnerkeil, in unserem Falle das Lappenbeil, gefunden und es heimlich in seinem Hause verwahrt hat, um dieses vor Blitzschlag zu schützen. Mit dem Bauschutt wurde es dann auf das Gewölbe geworfen, wo es 1967 gefunden wurde.

Eine einwandfreie Erklärung ist zunächst aber nicht möglich, vielleicht bringen uns in den nächsten Jahren die zur Erstellung der Kanalisation erforderlichen Erdarbeiten mehr Klarheit.

Dankbar aber müssen wir Herrn Alfred Egermann, Harsdorf, sein, daß er uns durch seine Aufmerksamkeit und sein Verständnis das Lappenbeil gerettet hat.

Quellen und Literatur:

[1]) HANS EDELMANN, Oberfränkische Altstraßen, Kulmbach 1955, S. 39.
[2]) Landbuch der Herrschaft Plassenburg 1398.

Hans-Jürgen Schmitt, Kronach:

PROBLEME DER FRÜHEN GESCHICHTE KRONACHS

Der erste Band der Fehn'schen *Chronik von Kronach* [1]) ist *Dem Andenken des Bischofs Otto I. von Bamberg, des Neugründers der Stadt Crana, gewidmet.* Diese Widmung stellt ein Programm dar, denn sie enthält die These, daß Kronach im Jahr 1003 von seinem Besitzer Markgraf Hezilo total zerstört worden und bis in die Zeit Ottos des Heiligen, also über 100 Jahre später, wüst geblieben sei. Fehns Hauptargument für die Annahme einer vollständigen, hundert Jahre dauernden Vernichtung besteht darin, daß in der Schenkungsurkunde von 1122 zwar das Praedium Crana erscheint, aber nicht die *Stadt*. Es ist in der Zwischenzeit hinlänglich erwiesen, daß es in unserer Gegend weder im 11. noch im 12. Jahrhundert Städte im engeren rechtlichen Sinn gegeben hat. Die urkundlich nicht belegbare Stadterhebung Kronachs fällt ins frühe 14. Jahrhundert. Fehns folgenschwerer Irrtum, urbs mit *Stadt* anstatt *Burg* zu übersetzen, verschloß ihm den Blick auf die Realität. Diese Realität dürfte so aussehen, daß 1003 zwar die Burg, eben die urbs, verbrannt worden ist, wie dies Thietmar von Merseburg schildert, daß aber die zugehörige Siedlung weiterbestanden hat.

Ein in der heimatgeschichtlichen Literatur öfters zu findender Beweis für das Weiterbestehen von Crana muß allerdings als Fehlinterpretation auf Grund einer Ortsnamensverwechslung zurückgewiesen werden. So schreibt Hotz [2]): *1022 hielt sich Kaiser Heinrich II. längere Zeit in Kronach auf.* Diese These stützt sich offensichtlich — ein Quellennachweis fehlt leider — auf einen Satz in der Vita des Bischofs Godeberd, verfaßt von Wolfher von Hildesheim [3]), zum Jahr 1022: . . . *imperatorem de Bavenberch ad disponenda regni negotia Saxoniam autumnali tempore visitaturum.* In dieser Zeit habe sich der Kaiser *aliquandiu in Cruona* aufgehalten.

Heinrich war von Italien gekommen und hatte nur kurz in Bamberg haltgemacht, um bald nach Sachsen weiterzureisen [4]). Erst hier gönnte er sich Ruhe — und zwar in *Cruona,* was aber nicht *Kronach,* sondern *Grone* in Sachsen bedeutet. Grone ist heute ein Vorort im Nordwesten Göttingens. In der Zeit von Anfang November bis Anfang Dezember 1022 ist der Kaiser dort nachweisbar, er stellt in dieser Zeit drei Urkunden aus [4a].

Die tollsten Kapriolen mußte FEHN auf Seite 81 seines ersten Bandes schlagen, um seine vorgefaßte Meinung zu rechtfertigen. Er entnahm der Lebensbeschreibung des heiligen Otto die richtige Aussage, daß der Bischof *apud Crana,* also bei Kronach, ein *steinernes Haus nebst Turm* errichten ließ, und merkt an, daß also der Ort Crana beim Bau der Burg schon bestanden hätte. So weit — so gut. Dagegen die Folgerung, daß die Stadt ebenfalls neu gegründet, dieser Vorgang aber nicht erwähnt worden sei, weil er kein frommes Werk dargestellt habe, wohingegen der Bau der Burg durchaus als opus pium zu bezeichnen sei — diese Folgerung ist absurd. Absurd wäre auch gewesen, wenn man bei einer Neugründung den Ort zeitlich vor der schützenden Burg gebaut hätte — noch dazu, wo es laut FEHN noch so viele Heiden in der Umgebung gegeben haben soll. Halten wir uns an die Quellen und stellen fest: die Siedlung Crana blieb 1003 bestehen, nur so konnte sie dem Praedium Crana, das 1122 von Kaiser Heinrich V. verschenkt wurde, den Namen geben.

Betrachten wir als nächstes diese Schenkung genauer. FEHN scheint es bei der Interpretation der Urkunde ebenfalls nicht ganz wohl gewesen zu sein, denn er stellt richtig fest, *daß es sich bei der Aufzählung der Zugehörigkeiten . . . um gebräuchliche Urkundenformeln handelt,* hält aber gleichwohl die angewandten Begriffe für zutreffend. Laut Urkunde erfolgte die Schenkung des Praediums *cum omnibus eiusdem predii pertinentibus in quibuscumque villis vel pagis sive comitatibus . . .*[5]).

An diesen wenigen Angaben fallen schon einige Dinge als ungewöhnlich auf. So stehen die Begriffe für Grundherrschaft, Gau und Grafschaft völlig gleichberechtigt nebeneinander. Eine solche Anordnung hat nur dann Sinn, wenn die drei Begriffe Verschiedenes meinen. Das trifft auch zu, aber nur für die Gegenden des fränkisch-deutschen Altsiedellandes, denn dort deckten sich Gau und Grafschaft nicht. Anders dagegen im sogenannten ostfränkischen Ausbauland, in dem seit Karl Martell bekanntlich Gau und Grafschaft identisch waren. Die Urkunde verwendet also schematische Schenkungsformeln, ohne auf den Augenblicksbedarf zugeschnitten zu sein. Daraus erklärt sich das Fehlen jeglicher Namen und exakter Angaben. Eine genaue vergleichende Analyse dieser mit anderen Urkunden Heinrichs V. wird in absehbarer Zeit leichter möglich sein, wenn der zur Zeit noch fehlende Diplomata-Band der Monumenta Germaniae Historica

erschienen ist. Einige Aussagen lassen sich aber auch von der einzelnen Urkunde her machen. So hat die Einsicht in den schematischen Charakter der Urkunde zur Folge, daß man nicht mehr davon auszugehen braucht, daß das Praediumsgut in mehreren Grafschaften gesucht werden muß (der Plural von pagus und comitatus legte das bisher nahe). Ebenso entfällt damit der Zwang zur Konstruktion einer linearen Grenze für Praedium und Grafschaft; im Frühmittelalter mit einem linearen Grenzbegriff zu hantieren und diesen dann noch aus späteren Quellen zu eruieren[6]), ist anachronistisch, da für diese Zeit nur *Grenzsäume* in Frage kommen, die nicht exakt linear beschreibbar sind. Damit löst sich z. B. das Problem der Pfarrei Schierschnitz — in oder außerhalb des Radenzgaues — von selbst.

Ob die nichtvorhandenen genauen Angaben von 1122 dem Empfänger, Bischof Otto, vielleicht gar nicht so unangenehm waren, läßt sich nur vermuten. Denn unscharfe Angaben erleichterten gewiß die Erwerbspolitik.

Offen bleibt die Frage der Pfarreischenkung. Wurde die Pfarrei Kronach 1122 mit geschenkt — was man annehmen möchte —, so fehlt die Angabe eben aus Gründen der mangelnden Präzisierung in der Urkunde; ob man ohne weiteres die ungenannte *parochia,* die Heinrich V. laut Codex Udalrici im gleichen Jahr an Bamberg schenkte, als die Kronacher Pfarrei identifizieren darf, ist noch nicht bewiesen, auch wenn die gängige Meinung so lautet[7]). Quellenmäßig kommt man in der Pfarreifrage nicht hinter das Jahr 1180 zurück[8]).

So klar die Ereignisse von 1122 vor unseren Augen zu liegen scheinen, so viele Probleme geben sie uns noch auf. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß für den Betrachter der frühen Geschichte Kronachs das Jahr 1122 kein Anfangs-, sondern ein Zielpunkt ist. Die eigentlichen Probleme knüpfen sich an das Jahr 1003 als Wendepunkt der ostfränkischen Geschichte. Die Kontinuitätsfrage reicht in ihrem Ausgangspunkt zum Problem, wie und wann die Babenberger in den Besitz ihres späteren Allods Kronach gekommen sind, wobei besonders zu klären wäre, ob es sich dabei um ursprünglichen Kronbesitz gehandelt hat.

Viele Anzeichen für eine solche Besitztradition haben sich in der Forschung der letzten Jahre angesammelt, ohne daß die Beweise schon schlüssig wären. Angefangen beim — *ach* — Ortsnamen, über die Martinskirche mit ihrem 1957 gefundenen und den Charakter eines karolingischen Reihengräberfeldes nicht

ausschließenden Friedhofs (leider wurde es beim kürzlichen Abriß der profanierten Martinskirche versäumt, entscheidende Vorkehrungen für exakte Nachgrabungen zu treffen), die Altstraßenstruktur mit den für fränkische Centenen typischen Ortsnamen Rosenberg, Himmelreich und Hölle am heutigen Festungsberg, die nachweisbaren 8 1/2 Höfe der alten Stadt am Kronachfluß, die in ihrer Art auf karolingische Zeit zurückweisen, die Struktur der slawischen Forst- und Geländenamen, die für Königsbesitz typisch[9]) ist, bis zur allerdings erst später nachweisbaren Zeidelweide — alle diese Indizien weisen auf ehemaligen Kronbesitz hin, aber sie beweisen ihn noch nicht.

Ein guter Ansatz für die Erforschung dieser Frage scheint das Problem des ius forense, des Markrechts, zu sein, auf das Guttenberg[10]) und Metz[11]) hingewiesen haben. Markrecht hat nichts mit Markt zu tun, wenn sich auch das Mißverständnis im lateinischen Ausdruck niedergeschlagen hat. Sachlich handelt es sich dabei um das *Anrecht des Grafen am Gut der Pfleghaften oder Bargilden*[11]). Die soziale Klasse der Bargilden aber hängt unmittelbar mit Königsherrschaft zusammen, das ius forense war eine Abgabe, die aus königlicher Herrschaft herrührte. Daß die freie bäuerliche Bevölkerung in Kronach diese Abgabe entrichtet hat, verzeichnet das Rechtsbuch des Bischofs Friedrich von Hohenlohe aus dem Jahr 1348[12]). Bemerkenswert ist dabei, daß auch in Burgkunstadt diese Abgabe erhoben wurde, so daß man geneigt ist, kraft dieser Parallelität für den Schweinfurter Besitz um Kronach eine ähnliche Struktur anzunehmen, wie sie Johann Baptist Müller[13]) für Altenkunstadt mustergültig erschlossen hat.

Kronach müßte somit im Rahmen der Allodisierung königlicher Ämter und Amtsausstattungen im Lauf des 10. Jahrhunderts von einem Königsgut zu einem Schweinfurter Allod geworden sein. Schon eine mögliche frühe Pfarrei könnte nur eine Schweinfurter Eigenpfarrei gewesen sein. Entscheidende Bedeutung dürfte dem Praedium Crana vor 973 kaum zugekommen sein. Erst durch den Verlust Bambergs in diesem Jahr (an Heinrich den Zänker) stellte sich für die Schweinfurter Markgrafen das Problem, die großen Eigen- und Amtsgüter östlich der Fränkischen Schweiz durch ein Burgensystem zu sichern, das nach Unterbrechung der Südverbindung über Bamberg den Weg im Norden suchte.

Betrachtet man den Feldzug von 1003 stragetisch, so fällt die im Vergleich zu Ammerthal oder Creußen geringe Bedeutung der urbs crana auf. Während im

wohl sicher geglaubten Creußen die markgräfliche Familie untergebracht war, wartete vor Kronach nach Thietmars Chronik nur ein Ersatzheer[14]). Die rasche Aufgabe der Kronacher Burg und das schnelle Inbrandsetzen lassen auf geringe Verteidigungsbereitschaft dieser offenkundigen Holzbefestigung schließen.

Bei allen diesen Erwägungen muß allerdings eine wichtige Frage noch offen bleiben: Wo lag eigentlich die urbs crana? Topographische und strategische Gesichtspunkte verbieten die Annahme der Lage auf dem Rosenberg; dort wäre ein Schutz der Siedlung nicht möglich gewesen. Einen wichtigen Hinweis auf die Lösung des Problems hat die Archäologie geliefert. Es ist besonders das Verdienst des Münchner Landeskonservators Dr. Klaus Schwarz, durch Grabungen unter anderem in Ammerthal und Banz die Grundstruktur der Schweinfurter Markgrafenburgen des späten 10. Jahrhunderts ermittelt zu haben. Da die urbs crana ebenfalls zum Typus eines zur Dauerbenutzung, nicht nur als Fliehburg, ausgebauten politischen Zentrums zu rechnen ist, dürfte für sie eine ähnliche Lage anzunehmen sein wie für vergleichbare Burgen.

Es ist daher erstaunlich, daß die ganze Kronacher Obere Stadt, wie sie durch die Stadtmauer begrenzt wird, in Lage (Plateau in der Nähe der Siedlung, nicht abgelegener Berghügel) und Ausdehnung ziemlich genau den bereits nachgewiesenen Burganlagen aus dem Ende der Schweinfurter Zeit entspricht.

Die Vermutung liegt also sehr nahe, daß die gesamte Obere Stadt in Kronach als der Platz der 1003 zerstörten urbs crana angesehen werden muß, wobei eine Aufgliederung in Vorburg und Hauptburg ebenfalls wahrscheinlich sein dürfte.

In Kronach bietet der Bau des neuen Rathauses am Marktplatz die einmalige Chance, Grabungen innerhalb des heute sehr dicht bewohnten Stadtteils durchzuführen. Auf die Ergebnisse wartet die Heimatgeschichtsforschung mit größter Spannung; nur so könnte es möglich sein, den Irrtum Fehns, der die Existenz einer Burg in Kronach überhaupt bestreitet[15]), zu korrigieren.

Aus allen angeschnittenen Fragen dürfte deutlich geworden sein, daß das historische Problem Kronach für die Landes- und Lokalgeschichtsforschung noch lange nicht gelöst ist. Dem aufmerksamen Leser dieses Beitrags wird auch nicht entgangen sein, daß hier nur in den wenigsten Fällen fertige Antworten geboten

worden sind, sondern daß vielmehr Fragen aufgeworfen wurden, die Ansätze zu möglichen Ergebnissen in sich tragen. Zugrunde liegen die in meinem Vortrag im Frühjahr 1970 vertretenen Thesen und Hypothesen, wobei aber in Einzelfragen eine Erweiterung der Aspekte deutlich geworden sein dürfte. Weiteren Forschungen zur Kronacher Frühgeschichte sind noch Tür und Tor geöffnet.

Literaturnachweis:

[1]) GEORG FEHN: Chronik von Kronach, Band I, Kronach 1950, o. S.
[2]) JOACHIM HOTZ: Kronach — Kunst und Geschichte, Lichtenfels 1967, 2. Aufl., S. 7.
[3]) WOLFHERII: Godehardi episcopi vita prior, c. 16; MG SS XI, S. 179.
[4]) ERICH v. GUTTENBERG: Die Regesten der Bischöfe und des Domkapitels von Bamberg, 1. Lieferung, Würzburg o. J., S. 80, Reg. Nr. 172.
[4a]) MG DD III, Nr. 479—481.
[5]) FEHN I, S. 56 und 312.
[6]) KRISTA HEINOLD-FICHTNER: Die Bamberger Oberämter Kronach und Teuschnitz; Bericht des Historischen Vereins Bamberg 90, 1951, passim.
[7]) ALFRED WENDEHORST: Das Bistum Bamberg. Der Germania Sacra 2. Abteilung, 1. Band, 2. Teil: Die Pfarrorganisation, Berlin 1966, S. 218.
[8]) JOHANN LOOSHORN: Geschichte des Bistums Bamberg, Band 2, Neudruck Bamberg 1967, S. 526.
[9]) E. EICHLER und H. JAKOB: Slawische Forst- und Flurnamen im Obermaingebiet. Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig, 11. Jahrgang 1962, gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, Heft 2, S. 283—294.
[10]) E. v. GUTTENBERG: Die Territorienbildung am Obermain, Neudruck Bamberg 1966, S. 64 ff.
[11]) WOLFGANG METZ: Eine Quelle zur Geschichte der fränkischen Reichsgutverwaltung. Deutsches Archiv 11, 1954/55, S. 214.
[12]) C. HÖFLER: Friedrichs von Hohenlohe, Bischofs von Bamberg, Rechtsbuch 1348. Quellensammlung für fränkische Geschichte, hrsg. vom Hist. Verein Bamberg, 1852, S. 127.
[13]) JOHANN BAPTIST MÜLLER: Die Urpfarrei Altenkunstadt, in: Geschichte am Obermain, 1968/69, S. 37—66.
[14]) THIETMAR VON MERSEBURG: Chronik, hrsg. von Werner Trillmich; Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Band IX, Kap. 33/38, Darmstadt 1966, S. 229—235.
[15]) Fehn, Band I, S. 50.

Martin Kuhn, Banz:

SANKT MAURITIUS MIT DER LANZE DER OTTONISCHE REICHSPATRON

an der Schwelle zwischen Franken und Thüringen

Als das altfränkische Reich der Merowinger und Karolinger mit seinen großen Patronen Dionysius und Martinus sich durch Otto I. nach dem Osten hin zu erweitern begann, sollte Mauritius als kraftvoller dritter Schutzheiliger zu den beiden überkommenen Reichspatronen hinzutreten. St. Moritz durfte und konnte dabei aber nicht die zwei großen fränkischen Heiligen verdrängen, die in ihren Grablegen und Kultstätten zu Paris wie zu Tours als abendländischen Begegnungsorten und Strahlungszentren über Jahrhunderte hin von Wallfahrern wie Gelehrten, von weltlichen Fürsten wie geistlichen Würdenträgern hoch verehrt wurden. So erhielt der Bamberger Dom bei seiner ersten Weihe 1012 einen mit Reliquien von Saint Denis-Paris ausgestatteten St. Dionysius-Altar, und noch hundert Jahre später stellte Bischof Otto I. von Bamberg das neugegründete Kloster Banz 1114 unter den Schutz dieses Heiligen[1]). Auch zu den frühfränkischen Martinspatrozinien der Königshöfe

ST. MAURITIUS um 1510
In Eichig-Rothmannsthal (bei Kloster Langheim)

kamen durch das ganze Mittelalter in ungeschmälter Anerkennung des anderen Patrons des Abendlandes immer weitere Stiftungen von Martins-Kirchen und Martins-Kapellen hinzu, wenngleich verschiedentlich da und dort in Ostfranken Martin als Kirchenpatron durch Kilian als den Würzburger Bistumspatron (in Hallstadt, Staffelstein), durch Laurentius nach dem Lorenztag 955, dem Tag des Sieges über die Ungarn auf dem Lechfeld vor Augsburg (in Altenbanz), oder durch Jakobus, den Pilgerpatron (in Königsfeld/Jura), ausgewechselt wurden[2]).

Wie Bischof Eucherius († 454 in Lyon-Lugdunum, einer der Hauptstädte der Burgunder und Heimat der Frankenkönigin Chlothilde) in der Passio des Mauritius[3]) schreibt, wurde unter dem Mitkaiser Diokletians (284—305) für die westliche Reichshälfte, Herculius Maximianus (293—310), eine überaus grausame Aktion durchgeführt. Eine in der Thebais (Oberägypten) ausgehobene Legion wurde auf ihrem Marsch gegen die Bagauden, aufständische Bauern in Gallien, in ihrem Standquartier Agaunum (am Rhone-Engpaß vor dem Genfer See) zwischen 280 und 300 auf Befehl des sie kommandierenden Kaisers zweimal dezimiert und bei abermaliger Befehlsverweigerung bis auf den letzten Mann niedergehauen. Die Legion hatte sich unter ihren Anführern Mauritius, Exsuperius, Candidus und Innozentius widersetzt, an einer befohlenen Verfolgung von Christen teilzunehmen. (Nach einer anderen Tradition der Legende hatte sie sich geweigert, Opfertiere den Göttern für den Sieg darzubringen). Die *Passio Acaunensium* im Codex Parisiensis aus dem 7. Jahrhundert überliefert eine ergreifende Selbstverteidigung der dunkelhäutigen, in ihrer ägyptischen Heimat zu Christen gewordenen Legionäre, wenn ihr Anführer Mauritius spricht[4]):

Kaiser, wohl sind wir deine Soldaten; nichtsdestoweniger — wir bekennen es offen — stehen wir im Dienste Gottes. Dir gehört unsere Tapferkeit im Kriege, Ihm unsere schuldloses Leben. Du gibst uns Sold für unsere Strapazen, Er schenkt uns den Anbeginn allen Lebens. Nicht einmal auf kaiserlichen Befehl dürfen wir unseren Gott und Schöpfer verleugnen, unseren Gott, der auch Dir, Kaiser, Gott und Schöpfer ist, magst du es wollen oder nicht. So du uns nicht zwingst, ihn durch solch grausame Bluttat (der Christenverfolgung) zu beleidigen, werden wir dir weiterhin Gehorsam leisten, wie wir es bis dahin getan haben. Andernfalls ziehen wir es vor, Ihm mehr zu gehorchen als dir. Gegen jeden Feind bieten wir dir unsere Hand; sie mit dem Blut Unschuldiger zu beflecken, widerspricht unserer Überzeugung. Unsere Rechte kämpft gegen Gottlose und Feinde; Fromme jedoch und Mitbürger metzelt sie nicht nieder. Für unsere Mitbürger

ergriffen wir die Waffen, nicht gegen sie. Um der Treue willen kämpften wir. Wie aber können wir die Treue halten, wenn wir dieselbe Treue unserem Gott versagen? Vor allem schwuren wir Gott, dann erst dem Heeresführer. Unserem zweiten Eid darfst du nicht trauen, so wir den ersten gebrochen haben. Du befiehlst uns, Christen aufzuspüren und zu züchtigen. Gut! Fortan brauchst du keine anderen mehr zu suchen. Hier hast du uns. Vernimm unser Bekenntnis: Wir glauben an Gott Vater, den Schöpfer aller Dinge, sowie an den Gott Sohn, Jesus Christus. Wir bekennen, daß wir Christen sind!

Bischof Theodor von Octodurum (Martigny) errichtet 70 Jahre später über dem Begräbnisplatz der Ermordeten unter der hohen Felswand des Rhonedurchbruchs eine erste Kirche, deren Reste 1919 bei einer Grabung gefunden wurden. Agaunum wurde später nach dem Namen des Primicerius (des Ersten Anführers) der Legion Saint-Maurice (Saint-Maurice-en-Valais) genannt[5]).

Dem ersten Gotteshaus (360/70) folgte um 450 eine größere Wallfahrtskirche. Der Burgunderkönig Sigismund erbaute 515 eine schön ausgestattete Basilika. Trotz Steinschlag aus der steilaufsteigenden Felswand, Feuerbrunst und Kriegsschäden durch Langobarden (574) und Sarazenen (940) entstanden am Ende des 6. und 8., am Anfang des 11. und 17. Jahrhunderts an dieser geheiligten Stätte immer wieder neue Kirchen. In überkommener Gestalt neuerbaut stehen heute Turm (1949) und Kirche (1948) mit dem Ehrentitel einer *Basilika minor* (1948) als Wahrzeichen für Glauben und gerechten Widerstand der christlichen Legionäre hier im Kanton Unterwallis an der Pforte der St. Bernhard-Paßstraße. Im Jahre 515 wurde durch König Sigismund eine Gruppe Mönche berufen. Im 9. und 10. Jahrhundert kamen weltliche Chorherrn, die 1128 die Regeln des hl. Augustinus annahmen. Das heutige Augustiner-Chorherrenstift ist *Praelatura nullius*, d. h., es untersteht mit seinem Abt, der Bischofswürde besitzt, unmittelbar Rom. In dem Monasterium S. Mauritii, dessen Krypta mit weitverzweigten Gängen (7. Jh.) viele Gräber birgt, werden seit frühester Zeit kostbarste Schätze[6]) aufbewahrt, wie ein goldener Schrein (650) mit der Widmung zu Ehren des hl. Mauritius, eine Onyx-Vase als ein Geschenk von Martin v. Tours († 400), eine Goldkanne als Weihegabe von Karl dem Großen, ein Bursen-Reliquiar aus karolingischer Zeit zum Mitnehmen der Reliquien auf die Reise oder auf das Schlachtfeld.

Das Hochmittelalter fügte in gesteigerter Verehrung der zu Ritterschutzpatronen gewordenen Anführer der Thebaischen Legion dem *Thesaurus* wertvollste Goldschmiedearbeiten hinzu: das Candidus-Haupt-Reliquiar (mit der lateinischen Inschrift: *Da Candidus dem gezückten Schwert zum Opfer fällt, steigt sein Geist zu den Sternen: für den Tod erhält er Leben.)*, den großen gotischen mit 200 Gemmen geschmückten Mauritiusschrein, den Sarkophag der Sigismund-Söhne mit den in Silber getriebenen Bildern von Mauritius und seinem getreuen Verehrer, dem König Sigismund. Auf der Dar-

stellung der getriebenen Platte sitzt St. Moritz zu Pferd, gewappnet mit Panzerhemd, Schild und Spitzhelm, die Lanze, daran die Heeresfahne, in Händen. Im Jahre 1225 erhob Abt Nantelmus die zerteilten und letztverbliebenen Reliquien des Leibes von Mauritius aus dem Steinsarg des alten Märtyrer-Sepulcrum (*revelatio*) und barg sie in einem neuen mit eingravierten Bildern verzierten, nicht weniger kostbaren Schrein. Für die Übersendung von Mauritiusreliquien an die königliche Kapelle von Senlis bei Paris hatte König Ludwig der Heilige 1262 als Gegengabe eine Heiligdorn-Monstranz gestiftet, ein besonderes Schmuckstück der Schatzkammer von Saint-Maurice.

Seit der Mitte des 4. Jahrhunderts hatte sich der Kult der thebaischen Märtyrer über ganz Burgund und Gallien ausgebreitet. In Vienne an der Rhone, Hauptstadt des seit 1032 zum Deutschen Reich gehörenden burgundischen Arelates, entstand im 12. Jahrhundert die berühmte Kathedrale Saint-Maurice, von der mit Recht gesagt werden kann: *La Primitiale St. Maurice est ainsi le plus important édifice réligieux du Moyen Age et le plus riche d' enseignements de Lyon à la mer et des Alpes aux Cévennes*[7]). Eine prächtige flandrische Teppichstickerei (16. Jh.) zeigt Mauritius vor dem Kaiser Maximian bei seiner Verteidigungsrede.

Was ist nun mit der *Lanze des Hl. Mauritius?*[8])

Wie wird die Lanze zu einem der 37 Reichskleinodien des Sacrum Imperium, während Sankt Mauritius selbst nach der Vorstellung des Mittelalters das Amt des geistigen Trägers der Reichsfahne antritt? Woher kommt die Lanze? Was ist sie wirklich?

Das in der Wiener Schatzkammer erhaltene 51 Zentimeter lange Lanzenblatt — der Holzspeer dazu ist längst verloren — gehörte ursprünglich zu einer vorkarolingischen, wohl lombardischen Lanze. Im eisernen Lanzenblatt selbst aber ist hier ein spitzovaler Teil ausgeschnitten, in den ein eiserner Stift, ein Nagel der Kreuzigung Christi, eingepaßt und mit Silberdraht befestigt wurde. Dabei war wohl das Lanzenblatt angebrochen und mußte durch das umschließende schmale Eisenband gesichert werden. Mittels der Speerstange über die Köpfe der Kämpfenden hochgehoben und von allen gesehen, konnte so die Spitze als Lanzenreliquiar für den *Heiligen Nagel* in der Schlacht mit vorangetragen werden. Über das zusammenhaltende Eisenband wurde später unter Kaiser Heinrich III. ein breiter silberner Reif geschmiedet, der die Inschrift trägt: CLAVUS DOMINICUS HEINRICUS D(E)I GR(ATI)A TERCIUS ROMANO(RUM) IM-

PERATOR AVG(VSTVS) HOC ARGENTUM IVSSIT FABRICARI AD CONFIRMATIONE(M) CLAVI D(OMI)NI ET LANCEE SANCTI MAURICII. SANCTUS MAURITIUS.

Schließlich, wie zur Bestätigung des Glaubens des ganzen Reiches, ließ Kaiser Karl IV., der bei seiner Rückkehr aus Avignon 1365 in Saint-Maurice verweilte und dort eine Arm-Reliquie des heiligen Mauritius erhielt, nochmals einen goldenen Reif um das Lanzenblatt mit der Inschrift legen: LANCEA ET CLAVUS DOMINI.

Herkunft und Zeit der Umgestaltung der *Heiligen Lanze* sind ungewiß. Neben zwei morgenländischen Traditionen über Herkunft und Verbleib zweier anderer Lanzen bezeichnet eine frühe abendländische Legende diese Speerspitze im Kronschatz des Reiches als zu der *Wahren Lanze* gehörig, mit der Longinus, der Hauptmann der Kreuzwache, dem Herrn die Seite geöffnet habe. Von diesem habe sie auf verschiedenen Umwegen Mauritius erhalten. Geschichtlich handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um ein Lanzenreliquiar der Langobarden, das zu ihren Königsinsignien gehörte. Von dem oberitalienischen Grafen Samson, der die Lanze von seinen Vorfahren her in Besitz hatte, wurde diese 921 an den Burgunderkönig Rudolf II. gegeben. 935 erhielt in Ivois (Carignan/Nordfrankreich) der erste sächsische König Heinrich I. (919—936) — wie Bischof Luitpold von Cremona berichtet — bei seinem Verzicht auf Basel von Rudolf II. dies *inestimabile donum caeleste* überreicht.

Durch die wunderwirkende Kraft der Heiligen Lanze allein — so berichtet Widukind von Corvey — habe dann Otto I. die Schlacht von Birten bei Moers im Rheinland (939) gegen die Aufständigen, den lothringischen Herzog Giselbert und seinen eigenen Bruder Heinrich, gewonnen[9]). Auch in der Schlacht auf dem Lechfeld läßt Kaiser Otto I. an jenem denkwürdigen Lorenztag 955 neben der St. Michaelsfahne die *siegbringende Lanze* des hl. Mauritius gegen die Ungarn vortragen. Bischof Ulrich († 973) hatte vorher schon Saint-Maurice-en-Valais besucht und Reliquien für seine durch die Ungarn gefährdete Bischofsstadt erhalten. Hatte er das im Inventar des Augsburger Domschatzes (1582) aufgezählte[10]) *Stück von der hierenschalen* (des hl. Moritz) *in silber gefaßt und vergult* damals nach Augsburg überbracht? Entweder durch ihn nach dem Sieg oder durch Bischof Bruno (1006—1029), Bruder des Kaisers Heinrich II., wurde dort eine Moritzkirche mit einem Collegiatstift an der Hohen Straße zwischen Kloster- und Domstadt errichtet. Auch auf dem Lechfeld, dem sich weithin dehnenden Kampffeld jener deutschen Schicksalsschlacht, entstand in bischöflichem Besitz in Obermeitingen als dankbares Denkmal für himmlische Waffenhilfe eine Mauritiuskirche.

Kaiser Otto II. hatte dann die Lanze dem Kölner Erzbischof Heribert zur Verwahrung anvertraut. Vom 10. bis 14. Jahrhundert war die in der ottonischen Zeit als Speer des

St. Mauritius hochgeehrte und siegverheißende Lanze als eines der königlichen Insignien ein Unterpfand der Herrscher-Gewalt des deutschen Königs. 1350 wurde sie von Kaiser Karl IV. (1347—1378) mit dem Reichsschatz nach Prag, später durch seine Nachfolger auf die Burgen Karlstein und Ofen, zuletzt auf die ungarische Kronfeste Visegrad verbracht. Seit 1424 war der Reichsschatz in Nürnberg (Spitalkirche) und seit 1800 wird er (mit kurzen Unterbrechungen) in Wien verwahrt.

In der Zeit des ausgehenden Mittelalters verlor die Lanze ihre reichsrechtliche Bedeutung mehr und mehr und wurde — als *Longinuslanze* bezeichnet — zum einfachen Heilig-Nagel-Reliquiar im Kleinodienschatz des Kaisers. Dagegen blieb das Ansehen des vor den Schlachten in Gebet und Litanei angerufenen *Patronus noster* als Mitkämpfer und

ST. MORITZ MIT DER HEERESFAHNE
auf einem Reliquien-Schrein
Abbatiale de Saint Maurice/Rhone
(Reliquiar d. hl. Giskald
und Gunebald.
Maße: H 45,4; L 71,5; T 33)

SILBERNES HAUPT-RELIQUIAR
eines der Gefährten der Thebaischen Legion.
12. Jhdt. Abbatiale de Saint Maurice/Rhone
(Maße: H 57,5; B 24,8; T 23,3)

Bannerträger der *Mauritiusfahne* weiter bestehen. Von Mauritius hergeleitete Krönungsinsignien waren ferner das der Zeit um 1100 entstammende, im Kronschatz verwahrte *Mauritius-Schwert* (für die Königskrönung zu Aachen) und die *Mauritius-Sporen* zu Rom (für die Kaiserkrönung vor dem *Mauritiusaltar* des Petersdomes). Das Mauritius-Schwert ist ein wohl in Italien geschmiedetes Reiterschwert, dessen hölzerne Scheide mit Goldblech überzogen ist und auf jeder Seite sieben Könige in Treibarbeit zeigt. Der später hinzugefügte Knauf trägt das Wappen Ottos IV. von Braunschweig, der nach der Ermordung seines Gegners Philipp von Schwaben (1208 zu Bamberg) die Reichskleinodien in Besitz nahm.

1521 bringt die kolorierte Zeichnung in dem *Liber Ostensionis*, dem Reliquiar-Verzeichnis des Kardinals Albrecht von Magdeburg, die Wiedergabe einer überlebensgroßen, in echtem Silberharnisch gewappneten Ritterstatue als Träger der darin gesammelten St. Moritzreliquien. Hier hält St. Mauritius die Reichsfahne — schwarzer Adler im goldenen Feld — in der Hand[11]).

Am Freitag nach dem 1. Sonntag nach Pfingsten begeht die Kirche in ihrem jährlichen Festkalender das im Bistum Bamberg mit einer Eigenmesse (ehemals als duplex majus) gefeierte, 1353 von Papst Innozenz VI. und 1425 von Papst Martin V. für ganz Deutschland vorgeschriebene FEST DER HEILIGEN LANZE UND DER HEILIGEN NÄGEL. Auch besitzt der Dom zu Bamberg eine eigene Heilig-Nagel-Kapelle.

Was Aachen im Westen seines Reiches war, das sollte für Kaiser Otto I. unter dem Schutz von St. Moritz Magdeburg im Osten werden. Bald nach der burgundischen Lanzenübergabe an Heinrich I. († 936) gründete Otto der Große am 21. 9. 937 in Gegenwart von zehn Bischöfen, darunter auch Bischof Burchard II. von Würzburg, in Magdeburg ein Benediktinerkloster inmitten der neuen königlichen Pfalz Magdeburg zu Ehren der Hl. Petrus, Paulus, Mauritius, Innocentius und der anderen Gefährten der Thebaischen Legion[12]). Er übergab dem Konvent erste Reliquien der Martyrer, die er schon damals von Burgund erhalten hatte. Zum Vigiltag des Weihnachtsfestes 961 wurden ihm nach Regensburg weitere Reliquien von Mauritius und dessen Gefährten als Geschenk aus Burgund, vielleicht durch den anwesenden Bischof von Basel Landelaus, überbracht: *Corpus Sancti Mauritii et quorundam sociorum eius defertur (Annalista Saxo)*[13]).

Endlich konnte 968 auf einer zweiten Synode zu Ravenna mit Unterschrift von 35 Bischöfen und im Beisein des Kaisers die Errichtung des St. Mauritius-Erzbistums in Magdeburg beschlossen werden. Schon vor 955 war dort der Bau einer dreischiffigen Basilika in Angriff genommen worden, deren Mittelschiff auf aus Italien (Ravenna) herbeigeführten spätantiken Säulen und Kapitellen ruhte, einer Basilika, die in ihrer Marmorpracht von einem Zeitgenossen, dem Italiener Bonizo, als ein *Bau von wunderbarer Schönheit* gepriesen wurde.

So begann und blühte auch nach dem Tode Kaiser Ottos I. (973) durch die Jahrhunderte — als der ottonische Dom am Karfreitag 1207 durch Brand zerstört war — hier in Magdeburg an der Elbe in einem neubegonnenen, erst im 14. Jahrhundert vollendeten Dombau eine sich in Stein für alle kommenden Generationen dokumentierende Verehrung des dritten Reichspatrons Mauritius bis in die Gegenwart[14]). War Mauritius im 9. und 10. Jahrhundert schon Patron in Burgund und Oberitalien gewesen, so sollte er es jetzt auch für die sächsisch-thüringischen Lande und durch das Magdeburger Städterecht weithin für die Ostkolonisation werden. Zum Zeichen seiner friedlichen nachbarschaftlichen Gesinnung schenkte Otto III. dem Herzog von Polen Boleslaw Chabry eine Nachbildung der Mauritiuslanze, die heute noch im Krakauer Domschatz verwahrt wird[15]).

Um die Jahrtausendwende tritt auch das ostfränkisch-thüringische Kernland mit seinem von dem letzten Kaiser aus dem ottonischen Hause gegründeten Bistum

Bamberg in freundschaftliche Beziehung zu Magdeburg. Kaiser Otto hatte für die eigene kaiserliche Kapelle einige Mauritiusreliquien aus jenen burgundischen Geschenken von 961 behalten, während er den größten Teil 962 nach Madeburg hatte übertragen lassen. Erstere waren auf Kaiser Heinrich II. und seine Hofkapelle vererbt worden. Im Februar 1004 zog Heinrich, der letzte des sächsischen Hauses, mit den Reliquien von Bamberg wohl wieder die gleiche fränkisch-thüringische Altstraße wie seine Vorgänger nach Magdeburg. Dort übertrug er in feierlicher Prozession vom Kloster in den Dom *barfuß durch Schnee und Eis schreitend* einen Teil dieser Reliquien. Den anderen Teil übergab er drei Jahre später für die 1007 errichtete St. Moritz-Krypta im ersten Dom von Bamberg[16]). Zur Erinnerung wurde auf diesen Tag, den 25. 2. 1004, in Magdeburg ein jährliches Domfest *Adventus reliquiarum S. Mauricii* festgesetzt. Heinrich II. ließ sich in die Bruderschaft des Magdeburger Domstiftes aufnehmen und machte dem Mauritius-Dom reiche Schenkungen. Wie vor seiner ersten Romfahrt 1004 rief er auch vor seiner dritten Heerfahrt gegen Boleslaw Chabry 1015 in feierlicher Fürbitte Sanctus Mauritius, den Bischof Bruno von Querfurt in einem Brief 1008 an ihn *Herzog unter den Heiligen* nannte, um Hilfe an. 1022 legte er in Hildesheim den Grund für eine eigene Mauritiustradition, indem er den Abt Godehard aus dem ältesten bayerischen Mauritiuskloster Niederaltaich (gegründet 741) als Bischof und Initiator der Verehrung des heimatlichen Klosterpatrons dorthin berief. Am 6. Mai 1012 weihte Johannes, der Patriarch v. Aquileja, unter Assistenz von 45 Bischöfen in Gegenwart des Kaiserpaares den ersten Dom von Bamberg und schloß in den Kreuzaltar auch mehrere Reliquien von St. Mauritius ein. In der *cripta s. Maurici* hielt Bischof Otto 1134 eine Synode ab[17]). Auch der dritte Bamberger Dombau besaß einen St. Moritz-Altar, was uns in einer Lageangabe des Grabes seines Erbauers Bischof Eckbert für 1237 in den *Notae sepulc. Bamb.* überliefert ist: *ante chorum sancti Petri iuxta altare sancti Mauricii*[18]). Damit ist dargetan, daß St. Moritz ein — wenn auch später etwas in Vergessenheit geratener — Patron des Bamberger Bistums ist.

Vielleicht gehört trotz aller Diskussion in Fachkreisen der Sandsteinkopf eines Ritters, der im Heimatmuseum von Bamberg (Alte Hofhaltung) ohne Beurkundung, von der Überlieferung als *Mauritiuskopf* bezeichnet, aufbewahrt wird und seiner Herkunft nach aus der Dombauhütte des späten 13. Jahrhunderts

stammen soll, nicht einem profanen Reiterstandbild (wie in Magdeburg), sondern hier vor dem Ostchor — wie zur Verteidigung der Ecclesia aufgestellt — einem der *drei Ritterheiligen: St. Georg* als Dom-Schutzheiligen, *St. Mauritius* als Krypta-Patron oder *St. Eustachius,* den Albrecht Dürer auf einem Tafelbild als Gegenstück zu St. Georg malt. *Drei Ritter* waren unter dem ehemals hölzernen, 1515 in Stein erneuerten und 1841 abgerissenen Schutzdach, dem *Ritterhäuschen,* auf dem Domkranz vor dem St. Georgschor ehedem zu sehen gewesen. Auch die Deutung des Ritters mit Heerfahne und Adlerschild im Bamberger Wappenbild ist bis zur Stunde uneinheitlich, so auch die des Ritters mit Heerfahne und Arabeskenband-Schild im Siegel der um 1150 in Banz nachgefertigten Stiftungsurkunde des Klosters Banz. Ist der Bannerträger in Wappen und Siegel hier in Franken (und anderswo) in seiner Typik identisch mit dem Magdeburger Träger von Lanze und Heeresfahne St. Mauritius? Man möchte ungern an Amt und Person des siegbringenden Fahnenheiligen in diesen eigenen Darstellungen zweifeln, nachdem in anderer Weise St. Georg als Kämpfer mit dem Drachen oder St. Eustachius als Jäger mit einem geschonten kreuztragenden Hirsch signifiziert wird.

Wir können hier nicht den vielgestaltigen Wechselbeziehungen der Zisterzienser-Bauhütten des Bamberger und des Magdeburger Domes im 13. Jahrhundert, noch der durch die Epochen weithin wachsenden Mauritiusverehrung und ihrem künstlerischen oder volkskundlichen Ausdruck im einzelnen nachgehen: den Mauritiuskirchen in Halle, Halberstadt, Naumburg oder Erfurt, den Moritzburgen von Halle oder Dresden, den vielen Ritterskulpturen auf dem Marktplätzen, auch nicht den Städtegründungen der Ostkolonisation, etwa am Taufplatz des hl. Otto von Bamberg in Pyritz (seit 1255 unter Magdeburger Stadtrecht) mit seiner Mauritiuskirche im pommerischen Bistum Kammin[19]). Bescheiden wir uns und kehren wir zurück in unser fränkisch-thüringisches Grenzgebiet.

Lesen wir zunächst aufmerksam den Bericht des Thietmar von Merseburg:

Viele Leiber von Heiligen ließ der Kaiser (Otto I.) durch seinen Kaplan Dodo aus Italien nach Magdeburg bringen. Auch kostbaren Marmor, Gold und Edelsteine ließ der Kaiser nach Magdeburg schaffen ... Im Jahre 961 wurde ihm zu Regensburg in Gegenwart aller Großen am Tage vor dem Geburtsfest des Herrn samt anderen Heiligen-Partikeln der Leib des hl. Mauritius und einiger seiner Gefährten überbracht. Dies alles sandte er in gebührend tiefer Verehrung nach Magdeburg . . [20]).

Alle monatelang dauernden Transporte mit den schweren von antiken Marmorsäulen und Kapitellen für den ersten Dombau zu Magdeburg beladenen Ochsenkarren wie auch alle *in gebührend tiefer Verehrung* durch des Kaisers Kaplan Dodo geleiteten Reliquientranslationen zogen wohl die kürzeste Süd-Nord-Verbindungsstraße, die alte Heerstraße Bamberg-Coburg-Erfurt-Magdeburg, durch Ostfranken nach Sachsen. Schon zur Zeit Karls des Großen stieg hinter Breitengüßbach die *Hohe Straße* die Hügel im Banzgau zwischen Itz und Main hinan und ging über Herreth, Altenbanz, Untersiemau nach Trufalistat (später umbenannt in Coburg). Die gleiche Straße zog wohl 1162 der Schrein mit den Reliquien der Heiligen Drei Könige von Mailand nach Köln. Nach der *Chronik des Fürstbistums Bamberg* wurde Bamberg für diese Translation-Prozession einer der Rastorte, wo man hier in der Niederlassung der Tempelherren (dem späteren Franziskanerkloster am Schrannenplatz) übernachtete[22]), ein anderer Rastort war — der Überlieferung nach — vor dem Steintor von Coburg am Stetzenbach (Stets-am-Bach, Lagerplatz vor dem Tor). Von dort ging es weiter nach Thüringen und an den Rhein[22]).

Franken ist Durchgangsland einer prozessionsartig-feierlichen Reliquienübertragung ein drittes Mal 1354. Auf Anordnung Karls IV., des gleichen Kaisers, der um die *Heilige Lanze* den beschrifteten Goldreif schmieden ließ, wurden Reliquien des Burgunderkönigs und Mauritiusverehrers Sigismund († 524) von Burgund über Bamberg nach Prag, der Stadt Karls IV. gebracht. Dabei wurde in der alten Slavenkirche Seußling bei Bamberg der Sarkophag für eine Rast niedergestellt und der Kirche vor dem Weiterziehen eine Arm-Reliquie des Heiligen geschenkt. In der Krypta der von der Schlüsselauer Äbtissin neuerbauten und mit dem Patrozinium St. Sigismund ausgestatteten Kirche befand sich bis ins 17. Jahrhundert der Steinsarg mit einer Öffnung in der Deckplatte, durch die das gläubige Volk das Sigismund-Heiligtum berühren konnte[23]).

Der frommen Gepflogenheit der Zeit entsprechend wurden die in gold- und edelsteingeschmückten Schreinen verwahrten Reliquien oder Heiligtümer von Prozessionen von einem Rastort zum anderen geleitet. Am jeweiligen Rastort strömte das Volk aus der Umgebung zusammen, wurden Predigten über den Heiligen, sein Leben und seine Wunderzeichen gehalten, Messen gefeiert, Ablässe verliehen, Gaben geopfert, Stiftungen gemacht. Nach Aufrichtung eines Zeichens

oder Males oder der Gründung einer nach dem Heiligen benannten Kapelle und nach Überreichung eines Reliquien-Partikels zog man weiter. Ein sehr frühes Dokument jener frommen Sitte fand sich noch lange an einem der Rastorte auf dem Weg der Bonifatiusreliquien (nach einer Überlieferung zu Schiff den Rhein herauf aus Friesland im Jahre 754) an der Alt-Straße von Mainz durch den Taunus nach Fulda: ein Basaltkreuz mit den Buchstaben H B q T, der Abbreviatur des lateinischen Satzes H(ic) B(onifatius) q(uievi)T, d. h. an dieser Stelle ruhte, rastete Bonifatius[24]). Ähnlich ist auch der Traditionsstein für St. Dionysius in Bremerhaven an der Stelle zu deuten, wo dessen siegverheißende Reliquien während der Schlacht auf Anordnung von Karl d. Gr. (797) im Zelt des Abtes Fardulf zur Verehrung aufgestellt worden waren[25]).

Man beachte, daß die Martyrergebeine (und wären es nur kleine Teile in einer Tragburse) als Stellvertretung der Person des lebenden heilvermittelnden Heiligen, der segnend und schützend vorüberzieht oder auch da und dort dann Rast macht, im ganzen Mittelalter verstanden werden.

Die Rastorte der Mauritius-Translation liegen auf den von den Römern gebauten und im Mittelalter weiter benützten Heerstraßen von Burgund her über Besancon, Basel, Konstanz, Augsburg, wo außer der im Dom befindlichen Reliquie in der alten Kirche St. Peter und Paul von Augsburg-Oberhausen noch einige andere Reliquien der thebaischen Martyrer verwahrt werden. Verschiedene Moritzorte auf der Heerstraße durch Schwaben sind bekannt. Nach Regensburg, dem Halt zu Weihnachten 961, werden auf der Weiterfahrt nach Magdeburg im Frühjahr 962 keine Rastorte mehr genannt. Durch das Regnitz-Maintal ging der Zug vorbei an den alten Königshöfen Forchheim und Hallstadt und durch Orte wie Sassanfahrt (erwähnt 1124 mit Mauritiuspatrozinium) über die Alt-Straße des Banzgaues nach Coburg (Morizkirche), Erfurt (1194 erwähnte Moritzkirche), Krautheim (Wallfahrtskirche St. Mauritius 1083) und schließlich nach Magdeburg. Kein Itinerarium vermeldet davon. Keine vollzogene Gründung — etwa jener Kapellen zu Ehren von Mauritius — wird aufgezeichnet. Wie sehr aber im Banzgau Mauritius gechätzt und verehrt wurde, ergibt sich aus der Tatsache, daß Hermann und Alberada, Markgraf und Markgräfin der Burg Banz, das von ihnen 1069 gestiftete Augustiner-Chorherrenkloster Heidenfeld (südlich von Schweinfurt an der Stelle, wo ihr ertrunkenes Söhnchen war geländet worden) unter den Schutz des Heiligen stellten[26]).

Ein Ereignis, durch das die Landschaft am Obermain eine kurze Zeit in den Besitz einer bedeutenden Mauritiusreliquie kam, hatte seine Voraussetzung in der Erlangung des Reichslehens der Pfalzgrafschaft Burgund (auch Freigrafschaft Burgund genannt, heutiges Gebiet der Franche Comté) durch Herzog Otto I. von Meranien. Bei der Hochzeit am 21. 6. 1208 in Bamberg hatte die Kaiserenkelin Beatrix ihrem Gemahl dieses Territorium, einen Teil von Gesamtburgund, mit in die Ehe gebracht.

Burgund mit der Stätte des Martyriums der Thebaischen Legion, Land unter der Patronschaft von St. Mauritius! Wie in dem größeren und mächtigeren *Herzogtum Burgund*, einem französischen Kronlehen mit der Hauptstadt Dijon, zu Vienne an der Rhone soeben der Ostchor einer Kathedrale Saint Maurice vollendet wurde[27]), so stand schon vorher in der *Pfalzgrafschaft Burgund* in dem Jurastädtchen Salins-les-Bains eine romanische Moritzkirche im Schutz des *Festen Turmes*, den Herzog Otto I. seinem Dienst- und Lehensmann Humbert v. Salins anvertraut hatte. In dieser pfalzgräflich-burgundischen Mauritiusstadt auf der Burg Bracon reichte Herzog Ottos I. Tochter Alice (Alys, Adelheid) 1267 in zweiter Ehe dem Grafen Philipp von Savoyen die Hand[28]). Hier im burgundischen Mauritiusland im Zisterzienser-Nonnenkloster Cherlieu (bei Besancon) wollten sie und ihr Sohn Otto — letzte Meranier in Burgund — 1279 und 1295 ihre Grabesruhe finden.

Das burgundische Reliquien-Heiligtum, das nach Kloster Langheim an den Obermain gelangen sollte, war ein Teil des Hauptes *(medium caput)* des heiligen Mauritius[29]).

Es läßt sich nicht urkundlich sichern, zu welchem Zeitpunkt dieser nach mittelalterlichen Wertmaßstäben ungemein kostbare Schatz in den Besitz Ottos I. und seiner Gemahlin Beatrix gekommen und nach Kloster Langheim überführt worden war. Gehörte diese Haupt-Reliquie zu den Heiligtümern der Mitgift, die der Burgunderfürstin auch im fremden Lande hier in Ostfranken Schutz verleihen sollten? Oder war schon diese Reliquie — wie es im Mutterkloster Ebrach (so auch im Zisterzienerkloster Walkenried) eine ältere überlieferte Mauritiusverehrung aus direkter burgundisch-zisterzienischer Herkunft von Morimund her in der 13. Kapelle des Kapellenkranzes der Klosterkirche gab — vor 1208 auch im östlichsten und noch bescheidensten Rodungskloster Langheim vor-

handen? Am wahrscheinlichsten ist, daß diese so wichtige Reliquie des *Medium Caput sancti Mauritii* aus dem Grabeskloster Saint-Maurice dem Palatinus Burgundiae 1208 beim Antritt seiner Herrschaft auf burgundischem Boden übergeben wurde. In welch feierlichem Zug mag die Translation aus Burgund nach Franken vor sich gegangen sein! In einer eigenen Kapelle der Klosterkirche und späteren herzoglich-meranischen Grabeskirche zu Langheim wurde die Haupt-Reliquie des Heiligen zur Verehrung aufgestellt. Die Reliquientranslation war wohl über die gleiche Straße von Burgund herauf geschehen, auf der 1234 der in Besançon gestorbene Herzog und Pfalzgraf Otto I. nach Franken an die Seite seiner 1231 verstorbenen und in Langheim bestatteten Gemahlin Beatrix heimgeführt wurde. Aus der sicher würdig ausgestatteten herzoglichen Mauritius-Kapelle innerhalb der Klosterkirche im Monasterium Langheim blühte eine fränkische Mauritiusverehrung hervor, die in Nachbarschaft zu anderen Traditionen im Dom zu Bamberg, auf Burgen und in Klöstern Frankens bis in die Gegenwart ausstrahlt, wenn auch vieles, vor allem die Klosterkirche in Langheim, untergegangen ist.

Zunächst muß eine sehr sagenhafte Nachricht und Märe, nach welcher Herzog Otto die Reliquie aus Konstantinopel mitgebracht habe, durch eine naheliegende Überlegung zurückgewiesen werden[30]). Der Herzog begibt sich im August 1217 auf den in Gegenwart Friedrichs II. bei dessen Königskrönung in Aachen 1215 gelobten Kreuzzug. Zum Schutz für sich und die Seinen wird der Kreuzfahrer vom Grab in Burgund oder der Verehrungsstätte in Langheim einen kleinen Reliquienpartikel mitgenommen und diesen — selbst in Kämpfen und Gefahren, vor allem bei der Erstürmung der Sarazenenfestung Tabor am See Genezareth, von dem ritterlichen Patron beschirmt und bewahrt — wieder nach Franken zurückgebracht haben. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir uns vorstellen, wie Herzogin Beatrix während der langen Abwesenheit des Gemahls im Heiligen Land oft und oft zu stillem Gebet um seine und der Seinen Rückkehr in der Mauritiuskapelle der Langheimer Klosterkirche geweilt haben mag.

Vom Kloster Langheim strahlte die Verehrung des Heiligen in die nächste Umgebung aus. So findet sich in der Kapelle von Eichig (Pfarrei Rothmannsthal, 1244 beurkundetes meranisches Lehen) eine wertvolle spätgotische Skulptur St. Mauritius (um 1500, Schnitzschule von Hans Nußbaum 1480—1526), die vielleicht aus der Kapelle des abgegangenen Schlosses Rauschenstein bei Arnstein

stammt[31]), hatte doch auch die 1162 erstmals genannte, den Meraniern gehörige Burg von Arnstein (Landkreis Lichtenfels) eine dann 1753 abgebrochene Moritzkapelle[32]). Ähnlich läßt in etwas größerer Entfernung von Langheim das Patrozinium der einst von einem Klausner betreuten gotischen Kapelle St. Moritz oberhalb Leutenbach (Landkreis Forchheim) auf eine alte Burgkapelle des Ritterheiligen schließen. Die Herren Ludunbach sind dort 1112 erstmals erwähnt. Am Hochaltar der heutigen Kapelle steht eine barocke Figur des hl. Moritz (1724)[33]). An der nahen Straße nach Egloffstein lag eine Feldkapelle mit einer Mauritiusstatue. In Limbach (Landkreis Höchstadt/Aisch) ist ein schöner Flügelaltar des frühen 16. Jahrhunderts in der evangelischen Filialkirche aufgestellt. Sein Meister Hans Sueß von Kulmbach (1475—1530) malte vier ritterliche Heilige auf die beiden Standflügel, auf den linken Flügel St. Mauritius[34]). Andere Mauritius-Stätten in Franken seien der Vollständigkeit halber hier genannt: die auf dem Moritzberg bei Nürnberg vom Patrizier Valzner im 15. Jahrhundert gestiftete Kapelle mit Klausnerhaus, das Moritzkapellchen auf dem Ottenberg (bei Lichtenfels) oder der zu einem Stadtteil von Bayreuth gewordene Distrikt Moritzhöfen.

Die Mutmaßung über die Kriegerfigur im orientalischen Burnus gegenüber dem Rathaus von Marktzeuln, sie sei ein St. Mauritius aus Kloster Langheim, wurde durch Karl Sitzmann 1957 zurückgewiesen und die Statue als Weltteil-Personifikation *Asia* neben drei verschollenen anderen Figuren *Europa*, *Amerika* und *Afrika* von der Conventsgartenmauer zu Langheim (Werke des Bamberger Bildhauers Georg Hoffmann 1749—1817) interpretiert. Dagegen könnten mit den auf dem Ottenberg (*Moritzkappe*, alter Klosterbesitz von Langheim) ehemals verehrten *Heiligen*, wie sie in einer Urkunde im Stadtarchiv Lichtenfels vom 25. 7. 1512 namenlos aufgeführt werden, die Märtyrer der Thebaischen Legion und Gefährten von St. Moritz gemeint gewesen sein.

Bevor König Friedrich II. Deutschland verläßt, um in Rom zum Kaiser gekrönt zu werden, versammelte er 1220 auf einem Reichstag in Augsburg alle Großen seines staufischen Nordreiches, darunter Albrecht II., Erzbischof von Magdeburg (1206—1232), und Herzog Otto I., Pfalzgraf von Burgund (1208—1234). Beide Fürsten waren ihm — wie sich auch später immer wieder erweisen sollte — treu ergeben. Um so schwerer mag es für den jungen König gewesen

sein, das anscheinend zunächst dem Herzog Otto I. vom Erzbischof persönlich vorgetragene und von jenem abschlägig beschiedene Bittgesuch durch eigenen königlichen Wunsch nochmals dringlicher zu machen und schließlich zum Ziel zu führen: Erzbischof Albrecht II., der 1209 bei seiner Rückkehr aus Rom in Saint-Maurice bereits eine Reliquie von St. Mauritius für Magdeburg erhalten hatte, erreichte auf Fürsprache des Königs nun auch noch die Übergabe des *Medium Caput sancti Mauritii* von Herzog Otto an das Mageburger Bistum[35]).

So mußte nach 1220 eine neue feierliche Translatio-Fahrt mit der Haupt-Reliquie von Langheim über Coburg nach Magdeburg zugerüstet werden. Sicher sind kleine Reliquienteile zum Verbleib in der Kapelle und für eine etwaige Übergabe auf den Rastorten zurückbehalten worden. Das Andenken aber an die segnende, wenn auch nur kurze Anwesenheit des Ritterheiligen in seiner Haupt-Reliquie in Langheim blieb durch die Jahrhunderte erhalten. So lautet ein Eintrag für die Einsetzung des Abtes Johannes II. Müntzer (1393—1397) am 22. 9. 1393 (Mauritius-Tag): *Ecc. Langh. Johes. Münzer, Quondam abb. in Langh. de Ebraco acceptus. Hac die datur servitium ob honorem s. Mauritii, cuius medium caput olim in Langh. fuit, et inde deductum ad Wadyenburg* (nach E. Zapf: Verstümmelt aus Magdeburg)[36]). Unter den späterhin von jungen Klerikern nach Ordensbrauch an Stelle des Taufnamens erwählte Klosternamen findet sich des öfteren in Langheim der Name des durch die Jahrhunderte hochverehrt gebliebenen Heiligen, wie bei Pater Mauritius Fröhling(† 1825) oder bei dem unter den 53 Äbten bedeutendsten Abbas Mauritius Knauer († 1664).

Der Magdeburger Schöppenchronik (verfaßt um 1350) entnehmen wir, daß das *Medium Caput sancti Mauritii,* das im Besitze des Herzogs Ottos von Meranien war, 1220 nach Magdeburg verbracht wurde. Dort in der Mauritius-Stadt aber wurde der Einzug der fränkisch-meranischen Reliquie entsprechend festlich begangen[37]). *Wo de bregenpanne van sunte Mauricius hovede hir to Magdeborch kam: In dem 1220 jar toch bischop Albrecht to keiser Frederike und behelt van siner bede dat te hertoch van Meran om gaf hernschedel, dat is de bregenpanne, van sente Mauricius hovede und dat hilligdom brachte he hir in sunte Michael avende. Do wart Magdeborch so grot fest und hochtit, als in Sassenlande nue gewest was. dar quemen vele vorsten, geistlik und wertlik: de bischop van*

Halberstad, Frederik genant, mit alle siner papheit und anderen bischopen, also dat men wol seshundert papen telde und mer, de dem hilligdome enjegen gingen mit groter innicheit und vele volk dar to. dat fest und hochtit stunt dre dage mit lovesange der hilgen.

Von einer feierlichen Prozession *mit groter innicheit* wurde das *Medium Caput sancti Mauritii:* die Hirnschale, die Schädelkalotte — von den Sachsen als *bregenpanne van sante Mauricius hovede: hernschedel, dat is de bregenpanne* bezeichnet — in den Dom geleitet und ein drei Tage dauerndes Fest gefeiert. Eine Gedenkmünze, ein Silberbrakteat (im Münzbild: sitzender Mauritius mit *Heiliger Lanze,* darunter die an Magdeburg übergebene meranische Haupt-Reliquie) war geprägt und zur Erinnerung an diesen Tag, den 28. September 1220, ähnlich dem Gedenktag der Übertragung der Mauritiusreliquien durch Heinrich II. am 25. Februar 1004, ein immerwährender Jahrestag *Adventus capitis S. Mauricii* gestiftet worden. Mit neuem Eifer ging man an den ins Stocken geratenen Weiterbau des Domes, nun an den Teilabschnitt Chor — Langhaus (1220—1232)[38]).

MORITZPFENNIG
Silberbrakteat auf Erwerb der Haupt-Reliquie des Heiligen am 28. 9. 1220 durch den Magdeburger Erzbischof Albrecht aus dem Besitz des Herzog Ottos I. von Meranien. Untere Hälfte: das ehemals im Kloster Langheim verwahrte Medium Caput S. Mauritii. Größe 22,3 mm; Gewicht 0,765 g; 3,3fache Vergrößerung; Umgangswert ca. 80 M. Sammlung Arnim Leistner, Coburg.

Zwischen den Translationen von Mauritiusreliquien von 962, 1004 und 1220 auf der alten ostfränkischen Heer- und Handelsstraße über Coburg nach Magdeburg, die zum *Kultweg der Verehrung des sächsischen Reichspatrons* geworden war, lagen über 250 Jahre. Trotz aller sachkundigen und eingehenden Forschungen aber ist der Ursprung des Patroziniums der Coburger *Morizkirche (Moriz* in der altertümlichen Schreibform) bis heute ungeklärt geblieben.

Ist die Moriz-Kirche von Coburg als Kapelle an dem Rastort einer Translation-Prozession gegründet worden?

Wir wissen, stellt der 1970 verstorbene Archivar und Forscher Walther Heins in Coburg fest[39]), *daß das Saalfelder und Coburger Gebiet um das Jahr 1050 der Königin Richeza (vermählt mit dem Polenkönig Mieczyslaw II.) gehörte und zwar als mütterliches Erbgut.* Richezas Vater Ezzo (Erenfrid) war Pfalzgraf von Lothringen, ihre Mutter Mathilde war aus dem sächsischen Kaiserhaus, Tochter Kaiser Ottos II. und seiner byzantinischen Gemahlin Theophanu. Richeza war somit eine Urenkelin Kaiser Ottos I., der ja die Erhebung des hl. Mauritius zum Schutzherrn des Reiches sowie die Translation der Mauritiusreliquien durch fränkisch-thüringisches Gebiet nach Magdeburg veranlaßt hatte. Richezas Großvater Kaiser Otto II. war es, der das Reichskleinod, die Mauritiuslanze, dem Erzbischof Heribert von Köln anvertraute. Ihr Oheim Kaiser Otto III. schenkte eine Nachbildung dieser Heiligen Lanze im Jahre 1000 dem Herzog Boleslaw Chabry von Polen als Zeichen des Friedens und der Freundschaft. Das Reichskleinod selbst übersandte Kaiser Otto III., als er 1002 vor Rom im Heerlager auf dem Krankenbett den Tod nahen fühlte, seinem Schwager Ezzo, Richezas Vater, zur Verwahrung nach Deutschland. In dem von Ezzo und Mathilde 1024 gestifteten Familienkloster Brauweiler (westlich vor Köln) ist Mauritius Mitpatron des St. Blasiusaltars (1051).

Ist im Hinblick auf diese Tatsachen nicht der Gedanke naheliegend, Königin Richeza († 1061 in Saalfeld) oder schon ihre Eltern (Mathilde † 1025 und Ezzo † 1034 in Saalfeld) haben auf ottonischem Erbe (von König Heinrich um 1012 in forma donandi erhalten) in gleichfalls ererbter ottonischer Devotion den Auftrag zur Errichtung einer Mauritius-Kapelle in Coburg gegeben, hier in dem möglichen Rastort der beiden Mauritiusreliquien-Translationen, die das Werk zweier

Kaiser aus dem sächsischen Hause, Ottos I. und Heinrichs II., im Jahre 962 und 1004 waren?

Eine andere nur wenig später anzusetzende Möglichkeit für die Gründung der Coburger Moritzkapelle wäre diese: Königin Richeza (1047 nach dem Tod des Gemahls aus Polen nach Saalfeld heimgekehrt) übergab im März 1056 ihren von den Eltern ererbten thüringischen Besitz dem Nachfolger ihres Bruders, des Erzbischofs Hermann von Köln, Erzbischof Anno II., der in diesem östlichen Bereich zunächst ein Chorherrnstift, dann 1071 das Benediktinerkloster St. Peter und Paul zu Saalfeld (80 Kilometer nordöstlich von Coburg gelegen) gründete und es mit dem Erbe Richezas dotierte. Ist die Kapelle für die Siedlung Trufalistat-Coburg unterhalb des Coburgberges, auf dem sich die Saalfelder Mönche nach 1071 eine Propstei St. Peter und Paul (ähnlich wie noch eine zweite in Propstzella) errichteten, auch von jenen Bendiktinern erbaut und auf den Namen ihres klösterlichen Heimatpatrons St. Mauritius geweiht worden? Waren diese Mönche doch aus dem 1066 gegründeten und mit den Patrozinien St. Michael und St. Mauritius ausgestatteten rheinländischen Kloster Siegburg sowie von der Niederlassung an der Pantaleonkirche in Köln, ebenfalls einer Stätte der Mauritiusverehrung, nach Thüringen gekommen, gesandt von eben dem um seiner Mauritiusverehrung willen bekannten Kölner Erzbischof Anno II. († 1075, bestattet im Michael-Mauritius-Kloster Siegburg). Ähnlich wie im benachbarten Sonneberg der Burgname *Sonneberg* die Siedlungsbezeichnung *Roten,* (abzuleiten von Roden, vgl. Rodach) verdrängte, wurde wohl auch der Marktname *Trufalistat* (Deutung des Namens unklar) im 11./12. Jahrhundert durch *Coburg* ersetzt.

Zur Zeit der ersten beiden urkundlichen Notizen über eine unbenannte Kirche zu Coburg 1187 und 1217 (erst 1323 wird in einem Ablaßbrief der römischen Kurie der Patroziniumsname St. Moritz genannt) sind es die meranischen Ministerialen von Sonneberg, welche über Kloster Saalfeld sowie über die Propstei auf dem Berge Coburg und deren umliegendes Territorium im Tale als Schutzvögte wachen. In einer gütlichen Einigung nach einem Streit zwischen Kloster Saalfeld und seinem Schutzvogt Heinrich I. von Sonneberg wird u. a. 1225 das zurückerstattete *alte Recht* in einem Forst (ein Holzrecht) bei einer Ortschaft (villa) Hofstädten mit einer (erst 1425 namentlich bezeichneten) St. Moritz-

Kapelle genannt[40]). Diese Mauritius-Tradition des Ortes weist wiederum auf ein von Richeza her überkommenes, schon altes ottonisches Hofgut hin.

Nach dem Tod seines Vaters stiftet 1260 Heinrich II. von Sonnberg bei *Eberhartsdorf* (Ebersdorf) ein Zisterzienser-Nonnenkloster. 1264 wird dieses nach einer weiteren Schenkungsurkunde Heinrichs und Kunigundes von Sonneberg eingeweiht. Die erste Äbtissin Agnes tauscht sich von Kloster Saalfeld gegen ein anderes Dorf das Mauritiusdorf Hofstädten ein, in dessen Nähe unter dem Schutz des Königsgut-Patrons nach einem Brand 1288 an heutiger Stelle das neue Kloster Sonnefeld (Campus Solis) errichtet wird. Den meranischen Dienstmannen von Sonneberg bleibt gemäß der Urkunde von 1225, in der ein weiteres an Kloster Saalfeld zurückerstattetes altes Recht *an dem Wald rings um den Berg* (Coburg) erwähnt wird, das erbliche Lehensrecht im Coburger Land erhalten, ja es wird 1252 durch Zukauf von Rechten in noch anderen umliegenden Dörfern territorial erweitert. Dies bedeutet, daß — dritte Möglichkeit — vielleicht die meranischen Dienstmannen, Lehensherrn und Klostervögte von Sonneberg, im Markt und Stapelplatz unter dem *Coburgberg* die ottonische Tradition aufgriffen und in Verpflichtung an die Mauritiusverehrung ihrer Herren, der Herzöge von Meranien, die Kapelle des Heiligen errichtet oder ein schon vorhandenes Heiligtum nach Mauritius benannt haben. Jedenfalls besaß auch Kloster Langheim, die Stätte der meranischen Moritzverehrung, seit dem 13. Jahrhundert beurkundeten Häuserbesitz in der Rosen- und Metzgergasse zu Coburg[41]).

Mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß die feierliche und von seiten der Meranier mit einer gewissen verständlichen Trauer geleitete Übergabe-Prozession des *Medium Caput sancti Mauritii* von Kloster Langheim (1220) — wir folgen der ältesten Karte von 1562 im Bayerischen Staatsarchiv Coburg[42]) — über die hölzerne Mainbrücke bei Lichtenfels, nach steilem Anstieg über die alte Coburger Straße herauf, durch Buch und Weißenbrunn/am Forst, nach Niederfüllbach mit seinem damals befestigten Turmhügel, unterm Buchberg mit seiner verschwundenen meranischen Siedlung vorbei nach dem ersten Tagesmarsch (25 Kilometer) in Coburg einen letzten Halt auf meranischem Gebiet machte.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß unter dem Geleit des herzoglichen Paares von Langheim her und in Anwesenheit der Vasallen von Sonneberg, des Schenken von Siemau und anderer ostfränkischer meranischer Dienstmannen hier an der

Grenze ihres Territoriums die Übergabe des *Medium Caput sancti Mauritii* an den Magdeburger Erzbischof oder seine Abgesandten erfolgte. Ist hier damals erst bei diesem (mit Sicherheit angenommenen) dritten Translationsdurchzug durch Coburg (962, 1004, 1220) am Rastort eine Kapelle dem Heiligen geweiht und eine Reliquie zurückgelassen worden?

Keine Urkunde meldet davon. Keine Gewißheit gibt es über die Entstehung des Patroziniums St. Mauritius in Coburg. Über allem Zeitgeschehen wurde aber zu Ehr und Preis des himmlischen Schutzherrn der Siedlung und der Landschaft, der Stadt und des Herzogtums der erste wie der spätere Bau der *Morizkirche* mit Chor (14. Jahrh.), Westbau (15. Jahrh.) und Langhaus (16. Jahrh.) errichtet. Seit 1586 steht der eine ausgebaute Turm in seiner heutigen Form und grüßt — ein steinerner Ritter auf der Wache für die Freiheit der fränkisch-thüringischen Heimat — hinüber nach den St. Mauritiusorten Pößneck, Marisfeld, Klein-Neuhausen, Altershausen, Bernsdorf, Stadtsulza und vielen anderen in Thüringen[43]).

In Coburg ist der Mauritiuskopf erstmals nachweisbar 1380 auf einem Silberpfennig. 1430 erscheint er als Wappenbild der Stadt auf einem Schild: Schwarz in gelbem Feld. Schließlich wird St. Mauritius zum einprägsamen Bild des Coburger Stadtwappens in immer wieder neuer bis in die Gegenwart anders gewandelter Gestalt[44]).

Von den verschiedenen St. Mauritius-Skulpturen in Coburg sei hier nur eine erwähnt: die in der Zeit von 1470 bis 1500 entstandene spätgotische Figur von der *Morizkirche*. Sie ist im ganzen zwar zerstört. Eine gute Nachbildung findet sich am Westchor des Gotteshauses. Das unversehrt gebliebene Haupt des Heiligen aber ist als besondere, altehrwürdige und mahnende Zier im großen Rathaussaal aufgestellt. Mit wachem, beredtem Blick schaut gleichsam dieser Mauritiuskopf über die fränkisch-thüringisch-sächsische Grenze hinweg zu dem steinernen Ritterheiligen im Kettenhemd des Kreuzfahrers in Magdeburg, dem Werk jenes Bildhauers, der bekannt ist als der *Reitermeister des Magdeburger Domes* (1230). Ist auch den beiden ritterlichen Gestalten in Coburg und Magdeburg die Lanze aus der Hand gefallen, so ist doch dieses Symbol des Reiches und der Reichsverteidigung bei zwei anderen Mauritius-Statuen im sächsischen Raum noch vorhanden: bei der ritterlich-edlen Gestalt am Johannesaltar im Magdeburger Dom (1467) und bei einer älteren Statue des Reichspatrons in der Moritzkirche von

Halle (1411)[45]). In der Nürnberger Gießhütte der Vischer (1453—1592) am Katharinengraben wurde für Magdeburg Ende des 15. Jahrhunderts noch eine dritte Gestalt des Heiligen in Bronze angefertigt und auf den bekannten Wegen von Nürnberg dorthin gebracht. Erzbischof Ernst aus dem kurfürstlich-sächsischen Haus hatte sich schon zu Lebzeiten ein ehernes Grabmal bei Peter Vischer d. Ä. († 1529), dem Ersteller des Sebaldusgrabes (1519), in Nürnberg (1494/95 ausgeführt nach dem Holzmodell von Simon Lainberger) gießen und im unteren Raum zwischen den Westtürmen seines Domes aufstellen lassen. An einer Seite seiner Tumba sollte St. Moritz getreue Grabeswache halten. Der in Nürnberger Zierrüstung gewappnete, untersetzte und verteidigungsbereite heilige Ritter entspricht der Vorstellung der damaligen Turnierwelt. Noch erhebt auch er die Hand, um die Heilige Lanze zu halten. Doch der eherne Speer ist ihm entwunden und ging verloren. Peter Vischer d. Ä. schuf noch 1500 eine Wiederholung der Magdeburger Figur für Peter Imhof als Anerkennungsgabe für erwiesene Gefälligkeiten, die auf dem Moritzbrunnen von Nürnberg aufgestellt wurde. (Original im Germanischen Museum-Nürnberg, Duplikat im Krafft'schen Bau des Rathauses an der Nordseite des Hofes, Theresienstr. 7).

Der Übergang des Kultes der fränkisch verehrten *Vierzehn Heiligen* vom Obermain, von dem *Viezehnheiligenland*, in das thüringisch-sächsische Grenzland ist an anderer Stelle hinreichend beschrieben worden. Diesmal ging es um *Beziehungen des ottonischen Reichsheiligen Sanktus Mauritius* zu Ostfranken: bei der Überführung seiner Reliquien auf den Altstraßen des Obermaingebietes, bei der Zueignung von Krypta und Altar im hohen Dom von Bamberg, bei der Übergabe des *Medium Caput sancti Mauritii* aus meranischem Besitz von Kloster Langheim an Magdeburg (1220), schließlich bei der Stiftung und Errichtung der *Morizkirche von Coburg* hier im fränkisch-thüringischen Grenzraum (12./16. Jh.).

Ein kostbares und symbolisches Bild der Begegnung der beiden Nachbarländer *sub specie aeternitatis* aber ist von einem unserer größten fränkischen Maler geschaffen worden: die Begegnung des hl. Erasmus, eines aus dem Kreis der vierzehn Heiligen Frankens, mit Mauritius, dem Patron der Sachsenlande.

Im Auftrag des Kardinals Albrecht von Brandenburg, Erzbischofs des sächsischen Magdeburger und des fränkischen Mainzer Bistums, malt Mathis Grünewald aus Seligstadt 1521/22 diese visionäre Begegnung auf eine Lindenholztafel

(2,26 x 1,76 m) für einen Altar der Moritz-Stiftskirche von Halle[45]). Vorausgegangen war, daß ähnlich wie der Magdeburger Erzbischof Albrecht II. 1220 vor 300 Jahren das Haupt des hl. Mauritius, nun Kardinal Albrecht das während der Ostkolonisation bis in den Dom von Oliva (b. Danzig) übertragene Haupt des hl. Erasmus nach Halle zurückführen und mit anderen Erasmus-Reliquien vereinigen ließ. Er erhob den hl. Erasmus zum Patron der Fürsten und Bischöfe, versäumte auch nicht, sich selbst, den 34jährigen Kardinal, Primas und Kanzler des Reiches, von seinem Hofmaler Grünewald als Erasmus auf der Tafel darstellen zu lassen. St. Erasmus gegenüber steht auf dem Bild, von zwei Gefährten begleitet, St. Mauritus, der, als wolle er das Gespräch beginnen, die Hand hebt und den Mund öffnet. Mauritius ist in einer silbernen Rüstung mit goldenen Beschlägen erschienen, einer Wappnung, wie sie die silbergetriebene überlebensgroße Reliquiar-Statue der Stiftskirche von Halle wirklich besaß, ein Meisterwerk der Goldschmiede und Plattner, eine vielbestaunte Sehenswürdigkeit jener Zeit. Nur im Liber Ostensionis (1525), dem Reliquiarverzeichnis, ist uns ein Abbild dieser Statue und so auch der Nachweis des Vorbildes für die Grünewald'sche Tafel überliefert. 1540 mußte das große Silberreliquiar, um die Schuldenlast des Kardinals zu verringern, in Nürnberg eingeschmolzen werden. Während aber jenes Standbild eine elegante schlanke Ritterfigur war, hat Grünewald seiner fränkischen Vorstellung nach — im Wesen nicht unähnlich der Erzstatue von Peter Vischer — auf seinem Bild dem Ritter Mauritius, dem perlenkranzgeschmückten Mohrenherzog, eine untersetzte, handfeste, reisige Gestalt gegeben.

Sankt Moritz — mannhafter, ritterlicher Patron des Reiches: auf einem ältesten Magdeburger Stadtsiegel (117) genannt MARTYR GLORIOSUS, in den Lyonenser Martyrerakten (430) gepriesen als MILES CHRISTI! Wenn auch auf dem Tafelbild von Mathis Grünewald die Lanze mit der Reichs-Adler-Fahne des silbernen Statuen-Vorbildes fehlt, so sollte wohl doch deren Symbolik: Schutz und Trutz unter der *Heiligen Lanze* des Reiches durch die im Hintergrund hochaufragenden Speere der Gefährten angedeutet werden.

In seinen leuchtenden Farben und in seinem bewegten Stil hat dieses Bild — eines der kostbarsten der deutschen Kunst — mit seinem nicht belauschbaren und doch erahnbaren Gespräch, in der friedlichen Disputatio der himmlischen Schutzpatrone der beiden Nachbarlandschaften — gerade in der Gegenwart — nichts an Symbolcharakter und Mahnung verloren.

Quellen und Literatur:

[1]) MARTIN KUHN, St. Dionysius inmitten der vierzehn Heiligen — Schildpatron alter europäischer Einheit. In: Jg. d. CHW 1964/65, Lichtenfels 1964, S. 39 f.

[2]) HELMUT WEIGEL, Martinskirchen am Obermain und ihre Probleme. In: Jg. d. CHW 1965/66, Lichtenfels 1965, S. 25 f.

[3]) ADALBERT JOSEF HERZBERG, Der Hl. Mauritius. Ein Beitrag z. Gesch. d. dt. Mauritiusverehrung. In: Forsch. z. Volkskunde. Hrsg. v. G. Schreiber, Heft 24/26, Düsseldorf 1936, S. 10.
BERNHARD KRUSCH, Passio Acaunensium martyrum Eucherio ep. Lugd., MG. SS. Rer. Merov. III, 20—40. Mauritius. In: Lex. f. Theol. u. Kirche, hrsg. v. M. Buchberger, Regensburg 1935, Bd. VII, S. 387.

[4]) PAUL MÜLLER und LEO MÜLLER, Saint-Maurice, am Grabe d. Blutzeugen. Ed. Abbaye de Saint-Maurice. 1964. Umschlag S. 2/3 (Übers. aus: Codex Parisiensis 955°).

[5]) ebda. S. 1 f.

[6]) JEAN-MARIE THEURILLAT, Le Trésor de Saint-Maurice. Ed. Saint-Maurice 1967.
E. AUBERT, Le Trésor de l'abbaye de S.-M. Paris 1872. Die wertvolle und gepflegte Schatzkammer ist zu bestimmten Zeiten zugängig.

[7]) Primitiale Saint-Maurice, Vienne/Isére. Lyon 1958, S. 6, 23.

[8]) H. FILLITZ, Führer d. d. kunsthist. Museum Wien. Katalog d. weltl. u. geistl. Schatzkammer. Wien 1954, S. 49 f.
EBERHARD LUTZE, Die Deutschen Reichsinsignien und Reichskleinodien, Nürnberg 1938.
ADOLF HOFMEISTER, Die heilige Lanze, ein Abzeichen des alten Reiches, Breslau 1908.
HEINRICH KOHLHAUSEN, Die Reichskleinodien, Bremen-Berlin 1930.
A. WEISELGÄRTNER, Gesch. i. Widerschein d. Reichskleinodien, Wien 1938 (mit Literaturangabe).
A. J. HERZBERG, a. a. O. S. 101.
Vgl. Holzschnitt: DIE REICHSHEILTÜMER IN NÜRNBERG von unbek. Nürnberger Meister, 15. Jhdt. (Die Hl. Lanze in der Mitte) in: AUSSTELLUNG zu NÜRNBERG: ‚1471 ALBRECHT DÜRER 1971' Kat. Nr. 246. Auch Kat. Nr. 246 untere Seite des Heiltumsschreines, 1440: Hl. Lanze von Engeln gehalten.

[9]) EDUARD HLAWITSCHKA, Franken, Alemannen, Bayern u. Burgunder in Oberitalien 774—962. In: Forsch. z. oberrh. Ld.-Gesch., hrsg. v. Gerd Tellenbach, Freib./Br. 1960, S. 259 f., vgl. GIESEBRECHT, Dt. Gesch. I. Bd. S. 262.

[10]) A. J. HERZBERG, a. a. O. S. 48 f., nach MG. SS. IV S. 404.

[11]) LUDWIG GROTE, Die Erasmus-Mauritiustafel, Stuttgart, 1957, S. 8.

[12]) HELGA MÖBIUS, Der Dom zu Magdeburg, Berlin 1967, S. 3 f.

[13]) A. J. HERZBERG, a. a. O. S. 76, zitiert Annalista Saxo, MG. SS. IV S. 615.

[14]) FRANZ SCHRADER, St. Mauritius, Patron des Erzbistums Magdeburg, Leipzig 1968, S. 5, vgl. die Festfeier aus Anlaß der Erricht. d. Erzbist. Magd. vor 1000 Jahren (1068) mit dem Titel: Glauben zw. Gestern und Morgen (1968).

[15]) H. FILLITZ, a. a. O. S. 49 f.

[16]) A. J. HERZBERG, a. a. O. S. 78, nach: Ann. Magd. ad a. 1004.

[17]) ebda. S. 50, nach: OTTO DOBENECKER, Reg. dipl. necnon epist. hist. Thuringiae. I—III. Jena 1895/1926. I, 1289.

[18]) EDMUND V. OEFELE, Gesch. d. Grafen v. Andechs, Innsbruck 1877, S. 30.

[19]) ALBERT BRACKMANN, Die polit. Bedeutung d. Mauritius-Verehr. i. frühen Mittelalter, Sitz.ber. d. preuß. Akad. d. Wiss. Phil. hist. Kl. XXX 1937, S. 279—305.

[20]) FRANZ SCHRADER, a. a. O. S. 5. u. Thietmari Chronicon. Ed. ROBERT HOLTZMANN, München 1943.

[21]) MICHAEL SCHÜPFERLING, Der Tempelherrn-Orden in Deutschland. Bamberg 1915, S. 54 f. Er folgt P. OESTERREICHER: Die geöffneten Archive Jg. 1821/22, S. 90 ff.

[22]) LEOPOLD OELENHEINZ, Ur-Coburg. Coburg 1927, S. 73. Der Legende nach (Thüringer Sagen eines Weimarer Forschers) habe man zur Erinnerung an diese Nachtrast den Mohrenkopf des König Balthasar in das Stadtwappen aufgenommen.
(Vgl. WALTHER HEINS: Vorlesungsreihe in der Volkshochschule Coburg. Hs. Bes. v FRIEDRICH SCHILLING, Creidlitz. Freundlicherweise zur Verfügung gest.).

[23]) HEINRICH MAYER, Die Kunst d. Bamb. Umlandes, Bamberg 1952, S. 244.
SIGISMUND V. PÖLLNITZ, St. Sigismund. In: St. Heinr. Bl. 1960, N. 18.
WILHELM DEINHARDT, Frühmittelalt. Kirchen-Patrone in Franken. Nürnberg 1933.

[24]) Das Kreuz befindet sich im Hist. Museum Frankfurt/Main (Unt. Mainkai 14) Schuppen 14/15 (× 29365)
BARBARA u. LUDWIG BARON DOERY, Die Steindenkmäler d. Hist. Museum Frft. a. M., Frft. a. M. 1956, S. 36, Abb. 2. Höhe des Kreuzes 128,5 cm, Querbalken 51,5 cm. Neben Buchstaben H, B, q: ein pfeilartiges Zeichen = altdeutsche Rune für T. Ursprünglicher Standort bis 1933: An der Kreuzung der Strecke Zeilsheim — Praunheim mit Strecke Eschborn — Sossenheim. (Deutung nach Hanny Franke, Frankfurt.)

[25]) M. KUHN, s. Anm. 1, S. 49.

[26]) M. KUHN, Zur Stiftung u. Gründung v. Kl. Banz. In: Jg. d. CHW 1969/70, S. 79 f. — Vgl.: Mittelalterl. Straßenkarte von R. GRADMANN. Tafel 8 in Süddeutschland, I. Stuttgart 1929.

[27]) siehe Anm. 7.

[28]) siehe Anm. 18.

[29]) Hist. Verein Bamberg, 7. Ber. S. 257 f. (Frdl. Mitt. v. Herrn E. ZAPF, Coburg).
JOSEF BENDEL, Kirchenpatrozinien i. Erzbist. Bamb. In: Z. f. bayer. Kirchengeschichte, VIII. Jg. 1. Heft 1, Mch. 1933, S. 36 f.
Zur oftmaligen Burgunderfahrt von Otto I. und zu seinem Tod in Burgund:
M. KUHN, Die beiden letzten Herzöge von Meranien, Heimatblätter d. Licht. Tg. 1967, Nr. 3.

[30]) A. J. HERZBERG, a a. O. S. 80.

[31]) H. MAYER, a. a. O. S. 64. (Eichig) vgl. TILMANN BREUER, Landkreis Lichtenfels. München 1962 S. 52 u. S. 26. T. BREUER nennt die Statue St. Moritz. K. SITZMANN führt sie nicht unter Nussbaum-Werke (Hans Nussbaum ... in: Ber. d. Hist. Verein. Bamberg. Bbg. 1951. S. 279—320) wie Heinrich Mayer anf.

[32]) ebda.S. 13. (Arnstein)

[33]) ebda. S. 154. (Leutenbach)

[34]) ebda. S. 160. (Limbach)
A. J. HERZBERG, a. a. O. S. 61.

[35]) ebda. S. 80, nach Gesta archiep. Magd. (MG. SS. XIV S. 418/19).

[36]) siehe Anm. 29 und
FERDINAND GELDNER, Langheim, Kulmbach 1966, S. 233.

[37]) A. J. Herzberg, a. a. O. S. 80/81, zitiert nach KARL JANICKE, Die Magd. Schöppenchronik I—II (Die Chroniken d. Dt. Städte VII, XXVII: Magd. I—II) Lpz. 1869/99, I, 143/44.

[38]) H. MÖBIUS, a. a. O. S. 14. Der Brakkat ist im Besitz unseres CHW-Mitgl. Armin Leistner, Coburg.

[39]) WALTHER HEINS, Geschichte des Coburger Landes, Vorlseungsreihe in der Volkshochschule Coburg. Hs. i. Bes. v. FRIEDRICH SCHILLING, Creidlitz (Jahresangabe der Vorlesungen fehlt).
RICHARD TEUFEL / JOACHIM HOTZ, Die Morizkirche zu Coburg, Lichtenfels 1965, S. 11. Dort Literaturverzeichnis: vor allem FRIEDRICH SCHILLING: Die Ur-Coburg und ihr Umland im Lichte der spätottonischen Reichsgeschichte und der Schenkung Königin Richezas. In: Coburg mitten im Reich, Kallmünz 1956, I. S. 117 f., besonders S. 168/72.
Nach freundlicher Auskunft durch FRIEDRICH SCHILLING beruht die Coburger Schreibweise *Moriz* auf der besonderen Coburger Überlieferungsbeharrlichkeit im Anschluß an den orthographischen Purismus des 18. Jahrhunderts, der auch in Österreich als Schreibgewohnheit Moriz neben Moritz nachwirkt, worauf DUDEN in ältester Auflage hinweist: *In Oesterreich auch Moriz.*
K. BRECHT ARMBRECHT, Sanctus Mauritius Martyr Glorisus. In: Cob. Tageblatt 29. 12. 1960, und *Ein Name erzählt Geschichte.* In: Cob. Tageblatt 17. 2. 1962.
Die neuesten Ausgrabungen in der Morizkirche (Jan.-März 1970) brachten nach dem zusammenfassenden Bericht *Baugeschichtliche Untersuchungen* von Dr. Ing. WALTER HAAS (Bayr. Landesamt f. Denkmalpflege) am 24. 11. 1970 in der *Gesellschaft für Cob. Heimat- und Landesgeschichte* keine weiterführenden Erkenntnisse über den Ursprung des Patroziniums St. Mauritius.

[40]) WALTER LORENZ, Dorf und Kloster Sonnefeld. In: 700 Jahre Sonnefeld, Sonnefeld 1952, S. 11 f.

[41]) nach frdl. Mitteilungen von Herrn E. ZAPF, Coburg.

[42]) OTTO FRIEDRICH, Ein Stück Urstraße am Buchberg. In: FRIEDRICH SCHILLING, Creidlitz. Ursprung und Gegenwart. Creidlitz 1970, S. 12.

[43]) PAUL LEHNFELDT, Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Jena 1888.

[44]) RUDOLF BRÜCKNER, Coburg. Stadtwappen, Coburg 1966. Ferner: Zwei Aufsätze in Cob. Tageblatt 25. und 26. 4. 1968.

[45]) LUDWIG GROTE, Die Erasmus-Mauritiustafel. Stuttgart, 1957, S. 8 f.
Vergl. HEINZ STAFSKI, Der jüngere Peter Vischer. Nürnberg 1962, S. 65 f.
Freundliche Auskünfte von Oberschulrat HUGO BEER, Nürnberg.

Johann Baptist Müller, Burgkunstadt:

ZUR GESCHICHTE DES EHEMALIGEN BAMBERGISCHEN DOMPROPSTEIHOFES ZU MAINROTH

Erst vor kurzem wurden aus dem Nachlaß des für die Heimatgeschichte des Mainraumes so verdienstvollen ERICH FRHR. VON GUTTENBERG durch ALFRED WENDEHORST [1]) die ältesten Urbare und Wirtschaftsordnungen des Domstiftes zu Bamberg aus der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts herausgegeben.

Durch dieses neue Quellenwerk wird unsere Kenntnis von einer geistlichen Grundherrschaft des Hochmittelalters wesentlich erweitert. Aber auch der Heimatgeschichte des oberen Mainraumes wird die Möglichkeit gegeben, mit der domstiftischen Villikation des 12. Jh. Rode, Mainroth, klarere Aussagen zur Siedlungsgeschichte eines Abschnittes des Maintals im Vorland des Frankenwaldes und des Fichtelgebirges machen zu können. Erst jetzt erweisen sich das Amtsurbar und das Zinsbuch der Dompropsteiämter Bambergs aus dem Jahre 1468 [2]) und das des Dompropsteiamtes Maineck von 1695 [3]) als vortreffliche Quellen; denn durch Rückschlüsse werden ältere Verhältnisse und Zusammenhänge belegbar.

Mainroth liegt wie viele Siedlungen längs des Mains auf einem erhöhten Burgsandsteinsockel, der zur Dorfmitte hin, dem sog. Dorfberg, den höchtsen Punkt erreicht. Eine alte Talstraße, die heutige Bundsstraße 289, durchschneidet den Ort von West nach Ost in zwei Teile. Der massive Turm von St. Michael überragt beherrschend die an der Straße aufgereihte Häuserfront mit dem alten Kommunbräuhaus, über dessen Mansardendach ein zwiebelkuppliger, verschieferter Dachreiter thront.

Auf der Südseite der Straße schiebt sich ein zweigeschossiger Fachwerkbau [4]) aus dem beginnenden 18. Jh. mit der Stirnseite und seinem Walmdach zur Straßenkuppe vor. Eine breite steinerne Freitreppe mit barocker Balustrade aus Sandstein auf der Hofseite verleihen dem Anwesen ein fast herrschaftliches Gepräge. Bei näherem Umschauen verstärkt sich beim Besucher der Eindruck, in diesem Anwesen, Hs. Nr. 5 zu Mainroth, ein bäuerliches Besitztum besonderer Art vor sich zu haben. Haus und Hof sind heute im Besitz des Altbauern Georg Bähr. Am 21. Okt. 1815 [5]) erwarb den Hof schon dessen Urgroßvater Georg Bähr [6])

durch Zahlung von 294 fl Handlohn, das sind 8 Prozent des Besitzwertes, an den Fiskus. In den Besitz der Familie Bähr ging das Anwesen schon gegen Ende des 18. Jh. mit Erhard Bähr über. Dieser kaufte das Besitzrecht den sechs Kindern des verstorbenen bischöflich-bambergischen Forstmeisters Joh. Heinrich Glaser ab. Frau Anna Margaretha Glaser war eine geborene Burkart, Tochter des bambergischen Dompropsteiamtmannes zu Maineck Bernhard Benedikt Burckhard[7]).

Der Burkartshof

Doch sind wir damit etwas vorausgeeilt. Kehren wir zu dem Bährschen Hof zurück. Blicken wir in den Auszug des Grundsteuerkatasters von Hs. Nr. 5 zu Mainroth aus der 1. Hälfte des 19. Jh., so wird uns in der Besitzbeschreibung das Anwesen als *Teilkomplex des Burkartshofes* beschrieben. Neben landwirtlichen Nebengebäuden gehörten dazu auch eine Faßhalle und ein Faßhaus sowie ein *Backofen über der Gasse an der Kirchenmauer*[8]). *Teilkomplex des Burkartshofes* besagt, daß der vermutlich 1815 neugebildete Besitzkörper verkleinert wurde, vor allem was den gebundenen Grundbesitz betraf. So müssen auch die bei den Grundsteuerkatastern von Anwesen Hs. Nr. 20 und 21 zu Mainroth eingetragenen *Ausbrüche aus dem Burkartshof*[9]) als ehemals zum Burkartshof gehörig verstanden werden. Der Hof der Familie Bähr ist also identisch mit dem älteren Burkartshof.

Was den Namen *Burkartshof* angeht, so sind wir bereits oben auf diesen Familiennamen gestoßen. Er rührt zweifelsohne von der mehrere Generationen in bischöflich-bambergischen Diensten stehenden Familie Burkart[10]) her. Und sehen wir uns in dem Hofgeviert etwas um, so entdecken wir am Türsturz eines Nebengebäudes die Bezeichnung 17 · BBAZM · 12, was wohl Bernhard Burkart, Amtmann zu Maineck, bedeutet. Der Sockel des Wohnhauses war ehedem mit 1718 bezeichnet. Demnach hat Bernhard Benedikt Burkard das Hauptgebäude mit der Freitreppe neu errichtet; die Schenkstatt hat er weiterbetrieben bzw. betreiben lassen, worauf die Faßhalle und das Faßhaus hinweisen.

Als Bernhard Benedikt Burkart das Urbar des Dompropsteiamtes Maineck von 1695 anlegte, war er noch nicht im Besitz des Hofes, sondern Katharina Carl[11]). Doch muß er den Hof kurz nach 1700, nachdem er am 27. 8. 1697 ein zweites Mal geheiratet hatte, zu Erbrecht erworben haben. Seine Wohnung als Amtmann war

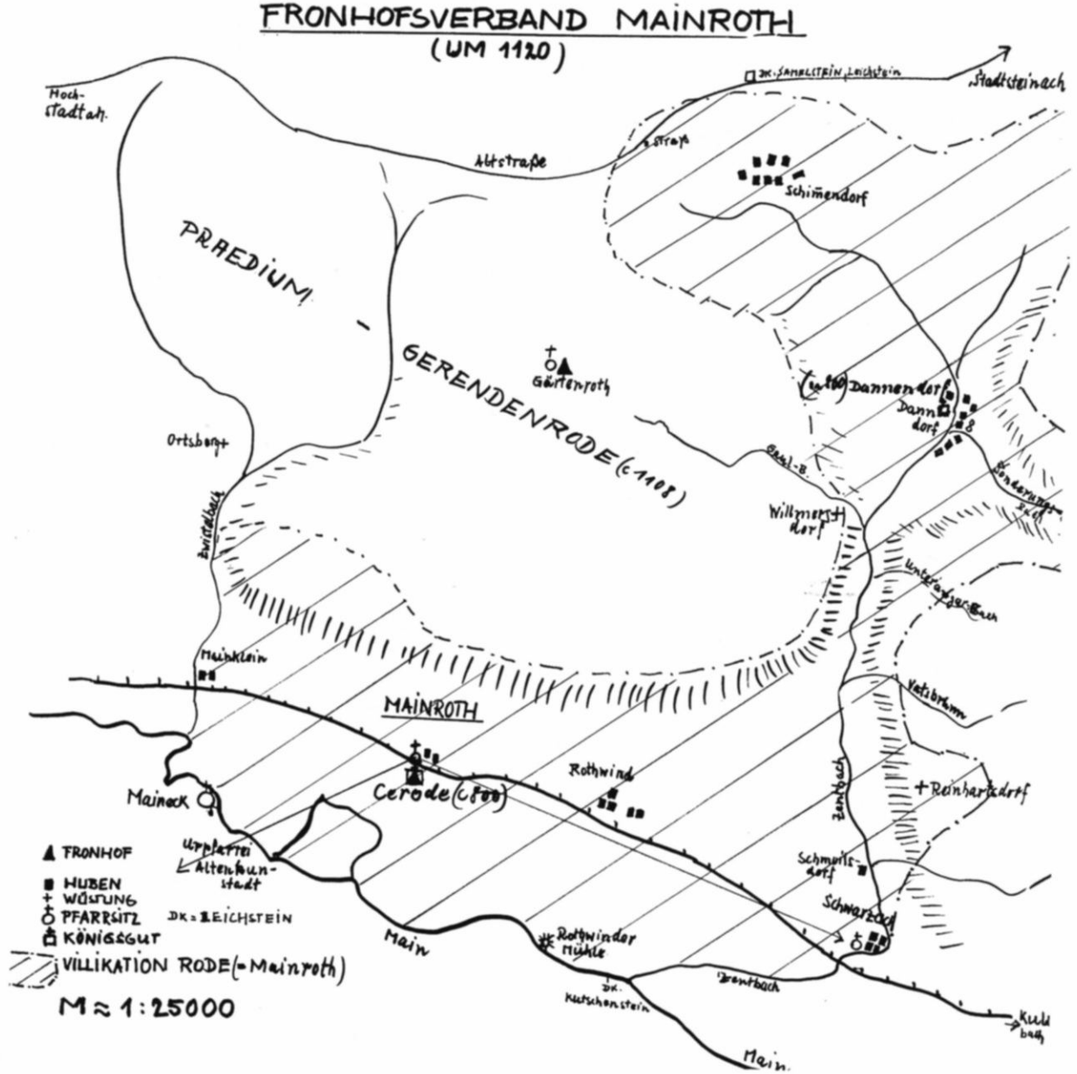
im Schloß Maineck wohl schon seit 1672 und noch 1697. Möglicherweise hat Bernhard Burkart seine letzten Lebensjahre in Mainroth verbracht. Jedenfalls hat seine zweite Frau Anna Margaretha Burkart, geb. Molitor, Tochter des Lichtenfelser Stadtvogtes Joh. Molitor, den Besitz 1752 für sich erblich angenommen. Wohl nach ihrem Tode wird das Anwesen ihrer Tochter gleichen Namens, verheirateter Glaser, und später deren sechs unmündigen Kindern, vererbt. Als portator, Treuhänder, wird der Kronacher Ratsherr Veit Stößlein vermerkt[12]). Die Sippe Burkard war keine 100 Jahre in erblichem Besitz des Hofes. Es wird daher erklärlich, warum der Hof unter der Bezeichnung Burkartshof im Volksmund nicht bekannt wurde. Lediglich die bayerischen Beamten haben den Hofnamen bei der Anlage der Fassionslisten zum Grundbuch festgehalten, so daß der Name auf diese Weise in den Grundsteuerkataster einging. Wir haben hier den Beweis, daß Hof- und Flurnamen — und dies gilt auch für Ortsnamen — erst dann in den Wortschatz des Bauern eingegangen sind, wenn solche Namen schon lange Zeit im Gebrauch gewesen sind.

Der Sillershof

Es ist daher im Hinblick auf das vorher Ausgeführte kaum eine Überraschung, einem älteren Hofnamen zu begegnen, wie er sich schon im Urbar des Dompropsteiamtes Maineck von 1695 findet: *Ein Frohnhof zu Maineck, der Sillershof genannt, welchen dato Katharina Carlin, Witwe, innen gehabt, hat die Gerechtigheit, den Entleibten oder die Malefizperson* (verhaftete Verbrecher) *seit alters auf dem Wagen bis zu den Stegen nach Maineck zu führen*[13]). Wegen dieser *Malefizfuhr* gibt der Sillershofbauer als einziger der acht Fronbauern von Mainroth kein *Henkersgeld* an das *Zentamt Weismain*[14]). Der Dompropst hatte zu Mainroth nur die Niedergerichtsbarkeit, aber die Pflicht, die *Malefizperson* dingfest zu machen und sie binnen 24 Stunden dem Weismainer Zentgericht auszuliefern. Zu der Auflage der Malefizfuhr hatte sicher auch für den Sillershofbauern die Aufsicht über den Gefangenen und dessen Verköstigung gehört. Dieser *öffentlich rechtliche* Dienst des Hofmannes[15]), wie am Obermain die Maierhofbauern heißen, kennzeichnet den Sillershof als den ersten Hof der Siedlung. Auf diese Anspannfron muß auch bei der Deutung des Hofnamens Bezug genommen werden. Siller, Sillner ist im altbayerischen Siedlungsgebiet kein seltener Familienname. Er kann zu *Siel, Sil Riemen, Riemenwerk, Geschirr*

für Zugtiere, einer Ablautstufe von Seil, gestellt werden. *S i l l e r* ist der Riemer, der Sattler; *sielscheit* ist im Mittelhochdeutschen das Zugholz an der Wagendeichsel, mhd. *silhalse* ist das Kummet[16]). Es ergibt sich für den Sillershof ein Anwesen, in dem Zug- und Reitgeschirr und damit auch Pferde für *staatliche* Aufgaben vorhanden sind. Sillershof kann mit *S e d e l h o f, S a t t e l h o f* gleichgesetzt werden. Sicher ist der Name S i l l e r s h o f alt. Analog zu den Sattelmeierhöfen in Niedersachsen könnte man daran denken, daß der Hofbauer im Hochmittelalter dem Grundherrn nicht nur ein Sattelpferd zu halten, sondern im Kriegsfall im Harnisch auch zu folgen hatte. Doch damit sind wir auf der Spur in die Vergangenheit schon merklich vorausgeeilt. Kehren wir also zu dem so ergiebigen Urbar von 1695 zurück.

Der Sillershof leitet im Urbar die Beschreibung der acht Mainröther *F r o h n h ö f e* ein. Fronhof bezeichnet im 17. Jh. im Hochstift Bamberg nicht mehr den alten Fronhof, sondern ein Anwesen, einen Hof, auf dem Frondienste lasten. Der Sillershof bestand 1695 aus einem Haus, Stadel u. Stallungen, einen halben Tagwerk großen Garten am Haus. An Grund gehörte dazu: 22 Tagwerk *Artfeld*[17]), 11 Tagwerk Wiesen u. 15 Tagwerk Schrot-[18]) und Schwarzholz[19]). Der Hof ist mit allem, was dazu gehört, der Dompropstei allein *vogtei-* und *lehenbar,* gibt den Toten und Lebenden Zehnt in den *Dorfzehnt,* der an verschiedene Herrschaften ausgeliehen ist und *woran das Hochstift* 2/8 *lehenbar hat und zu Kanzleimannlehen rühren.* Die Dompropstei besaß nur den Reutzehnten des Hofes, den sie an die Inhaber des Dorfzehnten verkauft hatte. Die genaue Unterscheidung zwischen Reut- u. Dorfzehnt[20]) legt nahe, in dem Dorfzehnten, einen Altzehnten zu erblicken, also eine Zehntgabe, die schon vor der Gründung des Bistums Bamberg 1007 bestand und die ursprünglich dem Hochstift Würzburg und damit der Urpfarrei Altenkunstadt[21]) gehörte. Die Kapelle zu Mainroth gehörte vor der Pfarreibildung zum Kirchensprengel von Altenkunstadt. Aus der Stelle: *der Hofzehnt ist in den Dorfzehnt* zu geben, kann weiter gefolgert werden, daß der Hofzehnt ehedem mit dem Dorfzehnt identisch gewesen sein muß, d. h. die *V e r d o r f u n g* der Siedlung Mainroth während des Hochmittelalters ist durch die Aufteilung des alten Fronhofes erfolgt. Doch fahren wir mit der Besitzbeschreibung des Sillershofes fort. Die Steuer nimmt der Landesfürst zu Bamberg mit Bewilligung der Dompropstei ein. Die *Fraischlichkeit*[22]), das ist die Blutgerichtsbarkeit, steht dem Bischof von Bamberg zu. Der Hof pfarrt nach



Mainroth, und er gibt dem Pfarrer *Opfergeld* und *dem jeweiligen Schulmeister 2 Laib Brot, 1 Korn- und 1 Habergarbe.* Der Hof zinst *24 1/2 Denare an Michaelis, 24 1/2 Denare an Walburgis,* 15 Kreuzer Hutgeld u. Fastnachtshühner. Der *Erbzins* wird jährlich an Michaelis entrichtet. Für 1 Ei wird 1 Denar, für 1 Huhn 10 Kreuzer genommen (1695). Die Käse werden nicht mehr geliefert, so schreibt der Amtmann, weil das Herkommen *W e i s e t*[23]) dafür abgegangen ist. An den Kasten der Dompropstei zu Bamberg hat der Hof zu liefern 2 Malter weiz, 16 Meßlein korn (Kulmbacher Maß), 4 Malter korn, 16 Maß haber halb gehauft und halb *gebieselt*[24]) (= gestrichen), ebenfalls nach Kulmbacher Maß. Bei Ablieferung in Bamberg erhält der Fuhrknecht beim Kastner des Dompropstes eine Mahlzeit.

Die Angaben über die zu leistenden Frondienste nehmen einen breiten Raum ein. Sie erreichen ein Ausmaß, wie man es im allgemeinen Hörigen zuerkennt und nicht einem Hofmann. Die Herrschaft verfügt eben voll und ganz über die Arbeitskraft des Bauern und dessen Betriebsmittel. Die Frondienste, *g e h e n d e u n d f a h r e n d e F r o n d e n ,* sind unbemessen das ganze Jahr über auch für die Hofbauern. *So oft dies gefordert wird von der Herrschaft,* leisten die 8 Mainröther Fronbauern Acker- oder Pflugfron. Nur einmal wird ihnen im Herbst Speis und Trank verabreicht, nämlich ein *suppen, klöß, fleisch u. bier zum getränk.* Neben der Pflugfron war zu allen Jahreszeiten *A n s p a n n f r o n* zu leisten. Ob es sich damit um des Amtmanns *feilbares und übriges Getreide, das auf seinen Feldern geerntet wird,* gehandelt hat, das nach Kronach oder Kulmbach zu führen war oder wenn bauliche Veränderungen im Amtshaus, dem Schloß Maineck, im Stadel, Vieh- oder Bräuhaus, Stegen, Transportfuhren *von nöten* waren. Daneben galt es, den *Mistung* von den Schafpferchen auf des Amtmanns Felder zu fahren, aber auch *Stangen und Dorn zum zumachen,* d. h. für Feldzäune und Durchlässe, das notwendige Material herbeizuschaffen. Eine schwere Belastung brachte die sog. *Jagdfron. Die Jagdgarne*[25]), Netze und Schlingen, mußten über weite Strecken herbeigeholt und wieder zurückgeführt werden, *wo man sie hernehmen tut,* wo man sie ausgeliehen hatte.

Die kalte Jahreszeit war ausgefüllt mit Holzfuhren für die Herrschaft. Dem Amtsvogt müssen 6 Klafter Brennholz *vor die Tür* gefahren und dem Amtmann in sein Amtshaus von jedem der elf Höfe aus Maineck und Mainroth 6 Klafter Holz aus der *Beforstung* Weismain geführt werden. Als Entlohnung durch den

Amtmann erhält jeder Wagen 2 Maß Bier und 2 *laab* Brot. Sollte ein neuer Amtmann bestellt werden, so haben die elf Bauern zu dessen Einzug das *Hausgeräth* herbeizuführen, wofür sie zu essen und trinken empfangen. Wahrlich, die Herrn Amtsleute zeigten keine hohe Meinung vom Menschen. Mensch und Tier wurden *gefüttert,* und das schien zu genügen.

Daher nimmt es gar nicht wunder, daß man von den Hofbauern sogar noch unbemessene Handfron verlangte, bei der Getreideernte, *solange eine solche währt,* und bei der Heuernte auf den *Fronwiesen* bei Mainroth, auf den *Vogtwiesen* und den *Sillerswiesen*[26]) über dem Main, im *Ayla* gelegen. Nach diesem Katalog von Pflichten und Leistungen fragt man sich: Hatten denn die Bauern überhaupt noch Zeit für ihren Anbau und zur Einbringung der eigenen Ernte? Der Sillershof entrichtete Erbzins. Er war also im 17. Jh. zu Erbrecht ausgegeben. Es unterscheidet ihn aber fast nichts von den anderen Höfen, die im besten Fall für einige Jahre *verschrieben* oder *verlassen* (= verpachtet) worden sind. Es ist einfach nicht wahr, daß sich unterm Krummstab gut leben ließ, so wie eine Redensart lautete. Man hat das Schaf Mensch zwar nicht geschlachtet, doch geschoren ganz kräftig.

Der nach dem Urbar von 1695 geschilderte Kanon von Auflagen und Verpflichtungen wird nicht nur für das Ende des 17. Jh., sondern gewiß über Jahrhunderte zurück gelten.

Der Hof als Mann- und Zinslehen

Suchen wir in dem nächst älteren Urbar und dem Zinsbuch aus dem Jahre 1468, so sind wir erstaunt, unter *Rode* (fol. 90 ff) nur *lehen* und *selden* verzeichnet zu finden. Das größte Anwesen dürfte dies des Fritz Hofmann gewesen sein, denn er *hat* 1 1/2 Lehen und gibt 2 Sümmer Haber für die *Mut*[27]), die zu Mannlehen *rürt u. geht.* Der Inhaber der 1 1/2 Lehengüter muß *einen voyt zu Mayneck 1 Hoßtuch u. darzu 1 Semmlein Weck von 1 Kulmbacher Meßlein gebacken geben.* Nun findet sich an anderer Stelle (fol. 150 ff) unter dem Mann- und Zinslehen ein halber Hof, zum Rode gelegen, der dem *Gotteshaus daselbst zu getreuer Hand vorgetragen* ist, den *Heinz Ecke zum Rode zu Zinslehen innen hat.* Es handelt sich hierbei um den 1695 erwähnten *Heilinghof,* das heutige Anwesen HNr. 21 Kleuderlein/Rieger[28]). Darüber hinaus erscheint auf der gleichen Urbarseite ein

Hof zum Rode gelegen, den *Dietz Klewterlein zum Rode zu Zinslehen hat* und der jährlich 1½ Sümmer Korn, 1½ Haber, 6 Käse, 2 Herbst- u. 6 Fastnachtshühner und zu Michaelis 10 Groschen und zu Walburgis 8 Groschen gibt. Dieser Zinshof dürfte kein anderer als unser Sillershof sein. Bei all den als Zinslehen zu Mainroth im Urbar aufgeführten Gütern: dem Halbhof, den 4 Gütlein und dem Seldengut, liegt die Vermutung nahe, daß diese Güter ehedem Bestand des Sillershofes waren und durch Teilung und Ausgliederung gebildet worden sind. Die an anderer Stelle des Urbars verzeichneten 6 Lehengüter, die etwa Viertelhöfen entsprechen dürften, sind Schöpfungen der hochmittelalterlichen Rodung in der Gemarkung Mainroth. Schon die Namen der Flurlagen legen dies nahe. Mannlehen und Zinslehen gehörten zur Grundherrschaft nur mehr im weiteren Sinne. Der Fronhofsverband war bereits aufgelöst. Wie sich aus einer Urkunde zwischen 1427 und 1432[29]) ergibt, ist der Sillershof mit dem Zehnt an die Förtsche von Thurnau und die Marschalk zu Ebneth zu Mannslehen ausgegeben oder an diese verpfändet. Auf Güter zu Döllnitz und den *Hof zu Rod mit dem Zehnt* sind 450 fl rh. als Heimsteuer und 250 fl rh. als Morgengabe der Witwe Margaretha Marschalk geb. von Gutenberg von ihren Söhnen Hans und Heinz Marschalk zu ihrer zweiten Ehe mit Klaus v. Schaumberg zu Strössendorf vermacht. Insgesamt 700 rh. Gulden als Darlehensschuld auf den genannten Gütern erscheint außerordentlich hoch. Wenn auch der Umfang der Güter zu Döllnitz nicht genannt wird, so kann aus der Höhe der Schuldverschreibung auf ein wertvolles Hofanwesen und seinen einträglichen Hofzehnt geschlossen werden.

Villa Rod

Am 4. April 1323 verkaufte Albert Förtsch seine neuerbaute Burg Maineck an Bischof Joh. v. Bamberg[30]). Dompropst Leupold v. Egloffstein erwarb am 1. 3. 1334 die Vogtei über die *villa Rod* bei seiner Burg *Mewnekk* auf der anderen Seite des Mainflusses gelegen von Elisabeth, der Witwe des Dietrich von Kunstat. Außerdem wird in gleicher Urkunde zur villa Rod vermerkt, sie sei Eigentum seiner Propstei von alters her[31]). P. Österreicher, Banz, S. 49 vermerkt: *Rote, ubi multa est pars prebende Fratrum,* Rote, wo ein großer Teil der Präbende der (Dom)brüder (gelegen) ist. Nach diesen urkundlichen Nachrichten besaß die Dompropstei schon von alters her, wir werden später noch näher darauf einzugehen haben, einen beträchtlichen Besitz. Mit dem Erwerb der Burg Maineck und der

Vogtei über villa Mainroth kamen wertvoller Besitz und Besitzrechte zum alten Domstiftsgut hinzu.

Es stellt sich die Frage, was man im Jahre 1334 unter *villa Rod* zu verstehen hat. Villa kommt von lat. villa Gutshof, frz. ville, vgl. deutsch Weiler; in fränk. Zeit ist villa Königshof, Domäne und die zugehörigen Ländereien, Hofmark. 1336 sind die alten villae schon längst aufgelöst. Da die Vogteierträgnisse nach der Urkunde mit 7 Pfd. 65 Denare an Walburgis und ebensoviel an Martini gängiger Bamberger Münze angegeben werden, wozu noch 10 Sümmer Korn Kulmbacher Maß und die Geschenke, *Weised*[32]) genannt, die herkömmlich sind, kommen, so muß man annehmen, daß die Vogtei über villa Rod sich nicht nur über den Ort Rod erstreckt, sondern *villa* hier *villicatio,* Fronhofsverband, bedeutet. Die alte villicatio Rod erscheint 1468 als rechtsmainischer Besitz des Dompropstamtes Maineck/Mainroth, und zwar: *Rode* (Mainroth), *Mainglein*[33]) (Mainklein), *Rotwinde*[34]) (Rothwind), *Schmeylsdorff*[35]) (Schmeilsdorf), *Schwarzach, Schymmendorff*[36]) (Schimmendorf), *Kotteys*[37]) (Ködnitzerberg b. Schloß Wernstein) und *Tandorff*[38]) (Danndorf). Wenn villa Rod mit dem Fronhofsamt Rode gleichgesetzt werden kann, dann muß der Burkards-, Sillershof und der Zinshof von 1468 identisch mit der *curia dominicalis Ruote* aus der 1. Hälfte des 12. Jh. sein. Der Fronhof Mainroth und seine Hofmark reichte demnach mainaufwärts bis Schwarzach und den Zentbach aufwärts bis an den Kirchleuser Rain. Es fällt auf, daß die Liashochfläche um Gärtenroth von der Villikation von Süden und Osten her umfaßt wird, die Ebene von Gärtenroth[39]) selbst ausgespart bleibt, wohl deshalb, weil hier eine etwas spätere Rodung vorliegt (s. Skizze).

Der Fronhof des Domstiftes zu Bamberg Rode

Nach dem ältesten Bamberger Domstiftsurbar (ca. 1120 bis 1124) umfaßt der Propsteibesitz Ruote die *curia dominicalis Ruote cum omnibus appendiciis illarum et utilitate,* den Fronhof Ruote mit allen Zugehörungen und Nutzungen. Was unter den *Zugehörungen* verstanden werden kann, wird nicht eigens angegeben, doch wird man mit E. Frhr. v. Guttenberg aus der Zahl der abzuliefernden Schweine, nämlich 30, auf 30 zugehörige Huben schließen können. E. Frhr. v. Guttenberg hat seine Annahme wohl aus einer Schenkungsurkunde für Kloster Theres von 1094 hergeleitet, in der es heißt: in ipsa villa (= Grafenrheinfeld b. Schweinfurt) XXI mansi tot porcos reddentes[40]), in dem gleichen

Ort (sind) 21 Huben, ebensoviele abzuliefernde Schweine. Der Schweinezins war eine für die damalige Zeit typische Abgabe der Huben. Der Eberzins war die Abgabe wohl der Vollhufe, wenn den Angaben im Urbar des Klosters Prüm/Eifel von 893[41]) eine allgemeine Gültigkeit zugeschrieben werden darf.

Sollte die Vermutung E. v. GUTTENBERG über die 30 zinsenden Huben der Villication Rüote richtig sein, so müßte sie aus den späteren Güterverzeichnissen einigermaßen nachprüfbar sein. Zu diesem Zweck ist das ausführliche Urbar von 1468 und auch das Zinsbuch aus dem gleichen Jahr eine gute Quelle.

So lassen sich nach den urbarischen Nachrichten Dompropsteigüter nachweisen:

In Rothwind: 3 Huben, 2 Lehen und 1 Mühle,
in Mainklein: 3 Lehen,
in Schwarzach: 4 Huben,
in Danndorf: 3 Huben, 3 Halbhuben,
in Schimmeldorf: 6 Huben, 1 Halbhube, das Büttelgut, 1 Selde, 1 Haus,
in Ködnitzerberg: 1 Hof,
in Mainroth: 1 Hof, 1 Halbhof, 7 Lehen, 5 Selden, 2 Häuser.

Fassen wir die außerhalb Mainroth liegenden domstiftischen bäuerlichen Anwesen zusammen, so ergeben sich: 1 Hof, 16 Huben, 4 Halbhuben, 5 Lehen, 1 Gütlein, 1 Selde, 1 Mühle, 1 Haus. Die auf die Hubenzahl 30 fehlenden Huben müssen in den von den Herrn v. Künsberg wohl über das Lehengut dem Domstift entfremdeten Höfen in Schmeilsdorf, Schwarzach, Danndorf, Rothwind und Mainklein oder in Wüstungen[43]) zu suchen sein. Die nach dem Urbar von 1468 genannten Huben werden später fast allgemein als Höfe bezeichnet.

Peunt und Flur als Salland des Fronhofes

Welcher Art die Huben ihrem Rechtsstatus nach von 1468 gewesen sein mögen, darüber können möglicherweise einige Urbarstellen[43]) Auskunft geben. So heißt es dort: *Die pewnt und flur zu Schymmendorff sollen die obgeschriebenen zu Schymmendorff und die hernach geschriebenen von Tandorff pawen, bereyten und arbeiten mit aller Art, seen, abschneiden, aufbinden, laden und sollen das füren und antwurten dem Dompropst gein Rode, in welchen Stadel sie von eines Propstgewalt geweiset werden.* Alle Hübner und Seldner von Schimmendorf und von Danndorf dienen und fronen auf der Peunt und Flur zu Schimmendorf.

Es erhebt sich die Frage, was hier unter *Peunt* und was unter *Flur* zu verstehen ist. Als Flur wird im allgemeinen das älteste Acker-, Saatland der Dorfgemarkung bezeichnet. Ein Weiler unmittelbar südwestlich Schimmendorf heißt heute noch Flurholz. Unter der oben genannten Flur müssen die heutigen Flurlagen *Dorfflur, Schlämmen* und *Fleck* und *Sonderung*[45]) verstanden werden. Die Flurlage Peunt gibt es heute noch südlich Danndorf. Peunt kommt von ahd. *biunt(e)*, mhd. *biunde ländliches Privatgrundstück, welches dem Gemeinderecht entzogen ist und das ursprünglich eingezäunt war;* germ. *beund Boden.* LEXER (S. 22) erklärt *Peunt* als *freies, besonderem Anbau vorbehaltenes, eingehegtes Grundstück. Peunt* bezeichnet die Urkunde von 24. III. 1416 als *Felder des Prosteianbaus*[46]). Im Dompropsteiurbar von 1468 fol 7 wird von der *pewnt zu Hirßheide* und 7 b von der *pewnt zu Altendorf* bemerkt, daß diese Peuntfelder in *3 zelgen*[47]), also in Form der Dreifelderwirtschaft angebaut wurden. Die Peunt und auch die Flur zu Schimmendorf, das ganze Bauland also zwischen Schimmendorf und Danndorf, war somit der grundherrlichen Bewirtschaftung vorbehalten, zu der alle *Hübner und Seldner* aus den beiden Siedlungen zu ungemessenen Diensten verpflichtet waren. Man hat nach all den Nachrichten den Eindruck, daß hier noch alte Verhältnisse durchschimmern; denn was die Dörfler aus beiden Orten ohne Ausnahme bewirtschafteten, war nichts anderes als das alte Salland oder Hofland des Herrenhofes, und die dieses Fronland bebauenden Hübner waren auf Hofland angesetzte unfreie Knechte. Noch 1468 waren ihre Frondienste ungemessen. Sie sind immer noch nichts anderes als bestenfalls hörige Grundholden. Wenn sie auch von ihrer Hube 1 Malter Weizen, 2 Malter Korn und 1 Sümmer Haber als Getreidegült abzugeben haben, so verfügte der Grundherr doch über ihren Besitz und voll über ihre Arbeitskraft, was sie danach kaum von Leibeigenen unterschied. Die vier Schöffen aus Schimmendorf und die vier Schöffen aus Danndorf waren dabei, soweit man sehen kann, nicht aus dem Niveau der übrigen Grundholden herausgehoben.

Der volle Ernteertrag von der Peunt und Flur — *sie gelten jährlich nachdem als das getreide gerett* —, ist von den Hübnern nach Mainroth zu führen, in den Stadel, den man von der Herrschaft jeweils anweist. Die Bauern müssen *einen Domprobst gein Rode antwurten*, d. h. dem Propsteivogt Rede und Antwort stehen. Man müßte erwarten, daß die Getreideernte von der Peunt im Sillershof abzuliefern war. Dies ist jedoch nicht der Fall, denn dieser ist seiner früheren

Fronhofsfunktion bereits weitgehend enthoben. Aber schon die Tatsache, daß von diesen Schimmendorfer und Danndorfer Bauern die Ernte nach Mainroth und nicht in den Amtshof nach Maineck gebracht wird, läßt noch die alten Beziehungen durchschimmern.

Servitien der domstiftischen Villikation Rode

Nach den ältesten Urbaren des Bamberger Domstifts zählte der Fronhof mit seinen Zugehörungen Mainroth zu den 12 Servitien leistenden Villikationen des Domstiftes, wie u. a. auch Staffelstein, Döringstadt, Eggolsheim und Fürth i. Bay.. Dieses reiche Stiftsvermögen bestritt die *vita communis* der Dombrüder. Seit dem Spätmittelalter wies man aus diesen Kirchengütern den etwa 40 Domkanonikern zu Bamberg ihre Pfründen zu.

In dem Villikationsurbar des Dompropstes Eberhard I. (ca. 1120—1124) werden die Lieferungen der *dominicalis curia* Mairoth [48]) mit ihren abhängigen Hufen, mit 2 Rindern, 1 Kuh, 30 Schweinen, 1 Eber, 10 Gänsen, 30 Hennen, 50 Eiern, 600 Stück Käse, 4 Maß Salz und einem Fronwagen (dabei ein mit einem Beil ausgerüsteter Wachtknecht) angegeben. Der die Fronfuhr begleitende Knecht hat 14 Tage in der Küche des Bruderhofes in Bamberg zu arbeiten und bei seinem Fortgang das Beil dort zu lassen.

Zu diesen Zinsleistungen an das Domstift treten noch die sog. *Servitien*. Unter Servitien sind regelmäßige Lieferungen von Lebensmitteln zu bestimmten Zeiten zu verstehen. Als Vorbild für diese Lieferungen und Dienste dürften die Königsservitien gedient haben. Die Höhe der Reichnisse wird sich nach den schon von den Vorbesitzern der Villikationen fixierten Abgaben gerichtet haben.

Nach der Servitienordnung der Domprostei-Villikationen unterscheidet man Wochendienste, Festtagsdienste und Apostelservitien und schließlich noch die Vogteireichnisse [49]). Der Fronhofsverband Mainroth war danach jährlich zu *Wochendiensten* verpflichtet, und zwar für die 15. Woche (vom 2. 4. mit 8. 4.), die 16. Woche (9. 4. mit 5. 4.), die 32. Woche (30. 7. mit 5. 8.) und die 33. Woche (6. 8. mit 12. 8.) des Kalenderjahres.

Es war die Aufgabe des Fronhofverwalters (villicus), die Lieferungen in der bemessenen Höhe und auch rechtzeitig nach Bamberg zu führen. So fielen für jeden Wochendienst 2 Ferkel, 16 Hennen, 360 Eier, 200 Käse und 1 Maß an.

Zu der Auflage der vier Wochenservitien traten außerdem Lieferungen zu den *vier Hochfesten des Kirchenjahres*. Die curia dominicalis Mainroth war zum 25. Dezember zur Lieferung verpflichtet: von 2 Mastschweinen, 1 Läuferschein, 16 Hennen, 200 Eier, 8 Käsen, 1 Krug Milch und 4 Pfg. für Salz.

Zum Fest der Domweihe, jeweils am 6. Mai des Kalenderjahres, und zum 1. August (St. Petrus) waren 2 Schafe, 3 Hennen, 30 Eier und 2 Käse abzuführen, zur Fastnacht noch 3 Hennen und 30 Eier. Die Pflicht, die zu liefernden Eier in Bamberg im Hof der Dompropstei abzugeben, lastete auf dem Inhaber der drei domstiftischen Lehen zu Mainklein.

Von den Apostelservitien fielen auf Mainroth der Maria-Himmelfahrtstag (15. 8.) und der Andreastag (30. 11.), wofür insgesamt 2 Mastschweine, 2 Läuferschweine, 2 Ferkel, 16 Hennen, 200 Eier, 8 Käse, 4 Krüge Milch und 4 Pfg. Salz aufzubringen waren.

Der Gesamtumfang der Servitienleistungen einschließlich der zwei Vogteiservitien belief sich auf: 7 Mastschweine, 5 1/2 Läuferschweine, 9 1/2 Ferkel, 2 Schafe, 94 Hennen, 1480 Eier, 434 Käse, 5 1/2 Eimer Milch, 2 Eimer Wein, 4 Eimer Bier, 10 Pfg. für Salz, 2 Maß Salz, 4 Malter Weizen, 2 Malter Hafer, 2 Malter Korn und 2 Schober Hopfen.

Die Servitienreichnisse lassen hinsichtlich des damaligen landwirtschaftlichen Anbaues einige Schlüsse zu. Um 1100 wurde in der Umgebung von Mainroth Hopfen angebaut und Bier gebraut. 1801 lobt Roppelt [50]), daß der Hopfenbau eifrig betrieben würde und den Hopfenankauf entbehrlich mache. Jedermann in Mainroth habe das *Hausbraurecht*. Um 1100 war das Brauhaus Zubehör des großen Wirtschaftshofes in Mainroth, wie auch das Backhaus. Die Weinabgabe von 2 Eimern (= 120 l) spricht für den Weinbau an den Südhängen des Maintals um Mainroth, heute Flur *Weinleite*, der sicher vom großen Hof aus betrieben wurde. 1468 wird dieser Wein als *gut frankenwein* dem Amtsvogt am St. Martinstag abends gereicht.

Von den Handwerkern auf dem Fronhof erfahren wir um 1120 nichts. Doch müssen wir uns unter dem Fronhof eine große Gutswirtschaft vorstellen, in der ein Schmied, Bäcker, Schuster, Sattler, Färber, Winzer, Forstknecht und Jäger ihren Platz haben, wo Frauen und Mägde in Werkstuben und Webkellern beson-

ders in den Wintermonaten tätig sind. Zwar hören wir bei den Reichnissen der Villikation Mainroth nichts von Handwerkserzeugnissen, jedoch im gleichen Urbar ca. 1120 werden vom Hofe Winhöring bei Mühldorf/Inn, der ebenfalls im Besitz der Bamberger Propstei war, Schuhe, Tücher, Wolldecken, Packsättel, Loden, Filzkappen und Handschuhe als Reichnisse genannt.

Der Fronhofsverwalter (villicus)

Das Bild, das wir von der Wirtschaftsweise des Fronhofsverbandes aus dem Urbar der Dompropstei Bamberg aus der ersten Hälfte des 12. Jh. gewinnen können, zeige, wie E. v. GUTTENBERG meint, schon die *jüngere Form der Vilikationsverfassung*[51]), da der Verwalter des Fronhofes die Überschüsse des Ertrages aus dem Fronhofsverband für sich verwenden konnte, während der Karolingerzeit von dem königlichen *villicus* der gesamte Ertrag abgeliefert und verrechnet werden mußte. Der Fronhof war Sammelstelle für alle Gefälle. Der Fronhofsverwalter war mehr oder weniger selbständiger Wirtschafter. Seine Stellung entsprach der des späteren Vogtes oder Amtmanns. Er war Funktionsträger seiner Herrschaft und Richter am grundherrschaftlichen Hofmarkgericht. Im Fronhof selbst hatte der Verwalter die *Nachtselde*, Quartier, für den Herrn bereitzuhalten sowie für Verköstigung des Herrn, seines Gefolges und Futter für die Reitpferde bereitzustellen. Das bei den Servitien abzuliefernde Bier wurde im Fronhof gemälzt und gebraut, der Hopfen auf den Hoffeldern angebaut und die Weinberge von den Winzern des Herrnhofes betreut.

Als größter Bauer der Hofmark hatte der Verwalter das Recht der Vorsaat und des Vorschnittes, auch das Vormahlrecht auf der Rothwinder Mühle. Er setzte und entsetzte den Flurhüter und Hirten, und er war es, der in der Verwaltung der abhängigen Siedlungen mit den Dorfältesten aufs engste verbunden war. Das gleiche galt für die Flurordnung und die Haltung des Zuchtstieres, Ebers usw. So besaß der Fronhofsverwalter eine Mittlerstelle zwischen der Herrschaft und den Grundholden. Urkundlich erfassen können wir erstmals den Fronhofsverwalter *Berthold von Rode*[52]), der 1250 als Zeuge bei einer Landgerichtssitzung nahe bei Hochstadt a. M., neben dem Main und am nächsten Tag in Burgkunstadt als Zeuge hinter dem Vogt Otto v. Weismain, Menzelin v. Crana und vor einem gewissen Walter, preco genannt, erscheint. Vielleicht war dieser Walter der Gerichtsbüttel zu Mainroth.

MINIATURANSICHT VON MAINROTH
nach einer Geleitsstraßenkarte des 16. Jhdts. (Staatsarchiv Coburg)

Das Hofmarkgericht Rode

Aus den Angaben der domstiftischen Amtsurbare von 1695 und 1468 läßt sich auch das alte grundherrschaftliche Niedergericht gut erkennen, wenn es 1695 heißt: *Ein Dompropst hat vor undenklichen Jahren ein Rüg- und Helffgericht hergebracht, welches nachfolgender gestalt besetzt wird:* von einem Richter, einem Gerichtsschreiber und 12 Gerichtsschöffen, *seint alle adeligen Untertanen und haben die beschwerung auf ihren Gütern.* 1468 heißt es: *Der Voyt zu Mayneck und zum Rode, der soll ein Richter sein* an *dem gerichte zum Rode. Der Schöpffen sollen 12 sein, die an dem gericht sitzen sollen zum Rode.* An anderer Stelle wird vermerkt: *Ein egericht*[53]*), von alters herkommen . . .*

Von den schöffenbaren Huben befinden sich 2 in Schimmendorf, 4 in Danndorf, 2 in Schwarzach und 4 in Rothwind/Faßoldshof. Es fällt auf, daß es in Mainklein und Mainroth keine derartigen Schöffenhuben gab.

Der Ausdruck *egericht* erinnert an die Ehaftgerichte, wie sie aus dem Hochstift Eichstädt bekannt sind. Nhd. Ehe, mhd. ē bedeutet *Gesetz, ewig geltendes Recht.* Das volksrechtliche *egericht* von Mainroth war ein Hofmarkgericht, das für Vergehen und geringere Verbrechen zuständig war. Es war der Ausfluß der hausherrlichen Gewalt über die *familia* (leibeigenes Hauspersonal). Als Vorläufer des Vogtes im Richteramt wirkte der Fronhofsverwalter, während die Schöffen *Urteiler* am Gerichte waren und der Müller von der Rothwinder Mühle als *Fürsprecher* auftrat. Eine Stelle im Urbar von 1468 darf wohl dahingehend verstanden werden, wenn es heißt: *Ott Müllner von der Mül zu Rotwind, der soll auch alle egericht vorsten zum Rode und da zu Recht sten, wer zu ihm zu sprechen hat*[53]).

Der Gerichtsprengel von Mainroth deckt sich mit dem Umfang des Fronhofsverbandes. Der Richter von Mainroth hatte das Recht der Gefangennahme des Verbrechers und die Pflicht, diesen an der Mainecker Brücke dem Zentvogt auszuliefern. Die Blutgerichtsbarkeit stand dem bischöflichen Zentrichter zu Weismain zu.

Und nicht nur die Ausdehnung des alten Fronhofes mit seinen Ländereien deckt sich mit dem Niedergerichtsbezirk, sondern auch der Pfarrsprengel. Auch hier zeigt es sich, daß der Umfang alter Pfarreien fast immer mit grundherrschaftlichen Einheiten zusammenfällt. Dieser Zustand blieb trotz mancher Einbuße auch nach der Reformation im wesentlichen erhalten.

Pfarrei St. Michael

Wann die Pfarrei St. Michael zu Mainroth entstand, ist schwer zu sagen, da urkundliche Nachrichten fehlen. Möglicherweise hat diese Bischof Otto der Heilige wie auch das benachbarte Gärtenroth (1108) errichtet. Das Patrozinium St. Michael weist auf eine Friedhofskapelle aus ältester Zeit hin. Die Zugehörigkeit zur Urpfarrei Altenkunstadt ist gesichert.

Das allodium apud Rotha

Cunrad, der Bruder Bertolds, des Herzogs von Zähringen, ein Angehöriger eines bedeutenden Dynastengeschlechtes aus dem Oberrheingebiet verkaufte seinen Besitz, das *allodium apud Rotha*[54]), um 300 Pfd. Silber und ein Talent Gold an Bischof Otto I. (1102—1139). Von wem die Zähringer diesen Eigenbesitz erworben hatten, ist unbekannt. Als Vögte des Bamberger Hochstiftes für die oberrheinischen Besitzungen standen sie mit diesem in engen Beziehungen. Alter Familienbesitz dieses Geschlechtes wird Mainroth sicher nicht gewesen sein. In der ersten Hälfte des 9. Jh. hat eine domina *Blitrud,* die der Fuldaer Mönch Eberhard in dem von ihm verfaßten Codex aus der Mitte des 12. Jh. *comitissa* (Gräfin) nennt, Besitz in *villa Kunestat*[55]). Blitrud wird von der ostfränkischen Forschung der Sippe der älteren Schweinfurter Grundherren des Frühmittelalters zugerechnet. Um die Mitte des 10. Jh. bauen die jüngeren Schweinfurter, die Markgrafen von Schweinfurt, ihre Landesburgen Banz, Kronach und Burgkunstadt[56]) als Mittelpunkte ihrer Hausmacht aus, nachdem es ihnen gelungen war, den Banzgau, die Herrschaft Kronach und wohl auch Burgkunstadt als alte Reichslehen in treuer Gefolgschaft zum Königstum in Eigenbesitz überzuführen. Die Villikation Mainroth liegt im Bereich der Großpfarrei Altenkunstadt. So ist es kaum denkbar, daß ausgerechnet in dem großen allodialen Herrschaftsraum der Schweinfurter Markgrafen die Hofmark Mainroth einer anderen Grundherrschaft angehört haben könnte. Die Henneberger und die Pfalzgrafen von Höchstadt a. d. Aisch als Nebenlinien[57]) der älteren Babenberger sind dabei in die Betrachtung ebenfalls eingeschlossen.

Das praedium ministri Cerode

In dem Fuldaer Codex Eberhardi aus der Mitte des 12. Jh. ist im Kapitel 11 auch Danndorf als *Dannendorf* aufgeführt, das K. Bosl für Danndorf/KU. hält. Im gleichen Kapitel erscheint ein *Ebenede* und *Cerode*[58]). Ebenede dürfte sicher Ebneth, 2 km ndl. Burgkunstadt sein und für Cerode paßt Mainroth besser als Roth bei Isling oder Tiefenroth bei Lichtenfels. Alle drei Orte werden unter den*predia ministrorum* aufgeführt. W. Metz[59]) hat nun, und die ostfränkische Geschichtsforschung hat ihm dabei recht gegeben, auch Kap. 11 des Codex Eberhardi als Königsgutverzeichnis der Karolingerzeit erkannt, das möglicherweise durch die schon vorher genannte Blitrud bei der Besitzübergabe von Staffelstein und Altenkunstadt kurz nach 800 in den Besitz des Klosters Fulda gelangt ist. Es würde zu weit führen, die zwingende Beweisführung von W. Metz zu wiederholen. Wir können daher ohne weiteres Ebneth und Danndorf und wohl auch Mainroth als alten Königsbesitz um 800 als erwiesen betrachten. Diese Echtheit der Bezeichnung *predia ministrorum* ist zwar nicht ganz sicher, doch paßt der Ausdruck zum Sprachgebrauch der *Capitulare de villis* mit den mit Mansen versehenen *forestarii* (Forsthufner) oder Handwerkern als *ministeriales* und noch besser, wie W. Metz meint, zu den ministri bei Hinkmar v. Reims, zu denen der *manisionarius* (= Wirt), *falconarius* (= Falkner) oder die *venatores prinzipales* (= Jäger) gehören. Unsere drei *praedia ministrorum* liegen an oder in unmittelbarer Nähe der Hoch- und Altstraße, die von der Königsstraße durch den Banzer Forst, der 805 genannten Handelsstraße[60]) von Erfurt über Hallstadt, Forchheim nach Lauterhofen und Regensburg abzweigt und über Marktgraitz oder Hochstadt zur Liashochfläche bei Ebneth aufsteigt, um dann den Kirchleuser Rain zu erreichen und über Stadtsteinach in Richtung Eger weiterzuführen. Die *praedia ministrorum* könnten im Sinne Dannenbauers[61]) Königsfreien gehört haben. Bei den Zinsleistungen an das Domstift in der Mitte des 12. Jh. werden 2 Rinder und 1 Kuh genannt. Lieferungen von Ochsen oder Rindern werden als *Kriegssteuer*[62]) von den Hübnern genannt, die nicht selbst ins Feld ziehen. Diese Hübner leisten außerdem ungemessene Reiterdienste.

Herkunft des Ortsnamens Mainroth

Wenn der Ortsname die älteste Siedlungsurkunde darstellt, so weisen die Ortsnamen eindeutig auf eine Rodungssiedlung hin.

Um 800 *Cerode* (= z e R o d e) (Dronke Tr. F. c. 11 S. 54)
Um 1120 *allodium apud Rotha* (Rotha ist latinisiert)[63]).
Um 1120 *curia dominicalis aput Růte*[64]).
Um 1120 *de Rothe, de Rode*[65]).

Etymologisch muß man ausgehen von der ahd. Form z e d e m o (g e) r o d e, *zu dem (Ge)rode, zu der Rodung*. Die -roth-ON weisen wohl auf thüringischen Zusammenhang hin, sicherlich insofern, als der dichtbesiedelte thüringische Raum seine überschüssige Bevölkerung nicht nur nach Osten abgab, sondern auch beim Landesausbau im Grabfeld und am Obermain mitbeteiligt war. Es kann kein Zweifel bestehen, daß dieser im Raum Mainroth im 9. bis 11. Jh. in vollem Gange war, die Ortsnamen auf -roth im allgemeinen älter sind als die Ortsnamen auf -reut, welche mit Sicherheit am Oberen Main dem Landesausbau des Hochmittelalters zugeordnet werden können. Das Bestimmungswort Main- zum Ortsnamen wird erst im Laufe des 16. Jh. üblich.

Der Urhof

Damit sind wir zu der frühesten Geschichte der Siedlung Mainroth vorgedrungen, an deren Anfang der Urhof auf dem Dorfberg, nahe der Maintalstraße stand und von dem aus der Landesausbau mainaufwärts in Richtung Kulmbach und das ndl. Seitental der Schwarzach, dem späteren Zentbach, vorgetrieben wurde. Die Form des Fronhofsverbandes zeigt die Richtung, in welche die Rodung erfolgte. Eine Miniaturansicht von Mainroth auf einer Gleitstraßenkarte des 16. Jh. zeigt stilisiert, wie wir uns in etwa den Hof mit der Kirche umbaut vorstellen müssen. Denkt man sich ihn mit Hecken und Planken auf dem Erdwall und mit einem Graben umgeben auf dem Burgsandsteinsockel am Talrand gelegen, so erhalten wir eine gute Vorstellung von dem alten befestigten Fronhof.

Zusammenfassung

Fassen wir die vorangegangenen Ausführungen zusammen. Wir sind vom heutigen Anwesen Georg Bähr zu Mainroth ausgegangen. Im Grundsteuerkataster konnte der frühere Hofname Burkardshof aufgespürt werden, und indem wir der geschichtlichen Spur dieses Besitzes weiter in die Vergangenheit zurück folgten, stießen wir auf den Sillershof. Da der Familienname in der Pfarrmatrikel nicht

gefunden werden konnte, spricht auch sonst vieles dafür, den Sillershof als Sattelhof zu deuten. Im Urbar der Dompropstei von 1695 wird er als Fronhof bezeichnet und führt die Beschreibung der Fronhöfe zu Mainroth im Urbar an.

Mit dem Kauf der Burg Maineck 1334 und der Vogtei von villa Rod durch Dompropst Leopold von Egloffstein wurde spätestens die Villikation Mainroth aufgelöst und das Dompropsteiamt Maineck/Mainroth gebildet. Der Sillershof verlor dadurch seine alte Mittelpunktstellung. Er ist mit der Vogtei zu Anfang des 14. Jh. bis Mitte des 15. Jh. dem hochstiftischen Dienstadel zu Mannlehen ausgetan. Nach dem Urbar von 1468 ist er schon weitgehend zerschlagen und als bäuerliches Zinslehen wieder domstiftischer Besitz. Die villa Rod von 1334 haben wir als identisch mit der domstiftischen curia dominicalis Ruote aus der 1. Hälfte des 12. Jh. mit ihren 30 zugehörigen Huben in mindestens 8 Ortschaften erkannt.

Bischof Otto I., der Heilige, von Bamberg hatte Mainroth, das *allodium Rotha,* von den Zähringern um 1130 erworben, die diesen Besitz möglicherweise dem in Geldnöten befindlichen rheinischen Pfalzgrafen Hermann v. Stahleck, einem Goswiniden, abkauften. Der gleiche Hermann verkaufte um 1142 auch sein Eigengut Trieb[67]) b. Hochstadt a. M. Über die Goswiniden, eine Nebenlinie der *älteren Babenberger* wie die Henneberger, läßt sich Mainroth als Erbgut der *älteren* Babenberger erschließen. Mit dem Aufbau eines mächtigen Herrschaftsraumes in Ostfranken und im Nordgau durch die Markgrafen von Schweinfurt und die damit im Zusammenhang stehende Errichtung der *Ottonischen Landesburg Kunstat*[68]) nach 950, muß die Villikation Mainroth Zubehör der *urbs Kunstat* gewesen sein. Der Besitz der Schweinfurter Markgrafen war im Raum Banz, Kronach, Burgkunstadt und Creußen vor allem Eigengut, das in Erbnachfolge der Babenberger nach 906 in ihre Hände gekommen sein könnte. Der erste, urkundlich faßbare Babenberger Poppo I. war nach W. Metz[69]) wohl schon unter Ludwig dem Frommen (814—840) im Besitz der Grafschaft im Radenzgau. Wie der gesamte Hochadel, so verstanden es die Babenberger besonders in Zeiten eines schwachen Königtums, über königliches Amtsgut oder über Reichslehen Eigengut zu bilden und sich eine bedeutende Machtstellung aufzubauen. Man kann daher davon ausgehen, daß die gesamte Besitzmasse der von W. Metz[70]) als Reichsgutverzeichnis ~~um~~ 800 erkannten Kapitel 9—11 des Fuldaer Codex Eberhardi in die Hand der Babenberger überging und damit auch die im Kap. 11

unter der Rubrik predia ministrorum zusammengefaßten Güter, worunter auch Ebnet, Danndorf und Mainroth genannt sind.

Man darf weiter davon ausgehen, in diesen *predia ministrorum* Huben von Königsfreien zu erkennen, die entlang einer alten Reichsstraße nach Böhmen angesetzt worden sind.

Mit der vermutlichen Königshube ze Rode fassen wir wohl den *Urhof* der Siedlung Mainroth. Der Ortsname selbst weist auf Rodung hin, an der neben Deutschen auch Slawen Anteil hatten. Die Richtung des Landesausbaues nach 800 wird durch die Ausdehnung der Hofmark, aber auch des Hofgerichts- und Pfarrsprengels, die sich völlig decken, deutlich sichtbar. Sie ging mainaufwärts nach Kulmbach und von Schwarzach den dort mündenden Zentbach aufwärts nach Norden bis an den Kirchleuser Rain.

So läßt sich die historische Spur eines landwirtschaftlichen Anwesens über 1200 Jahre hin gut verfolgen.. Sein Schicksal ist das der Siedlung Mainroth, seine Geschichte auch die Geschichte des Ortes Mainroth. Darüber hinaus ist diese auch Siedlungsgeschichte des oberen Maintales.

Quellen und Literatur:

[1]) E. FRHR. V. GUTTENBERG, Urbare und Wirtschaftsordnungen des Domstifts zu Bamberg, I. Teil. Aus dem Nachlaß herausgegeben v. A. Wendehorst, Würzburg 1969.

[2]) a) Standbuch 3001, Urbar der Dompropstei Bamberg von 1468, StA Bbg.
b) Standbuch 3001 a, Urbar der Dompropstei Bamberg von 1468 (Zinsbuch), StA Bbg.

[3]) Standbuch 3155, Urbar des Dompropsteiamtes Maineck von 1695, angelegt von Bernhard Benedikt Burckhardt, StA Bbg.

[4]) TILMANN BREUER, Landkreis Lichtenfels, Bayerische Kunstdenkmale, S. 120, München 1962.

[5]) GEORG BÄHR, Randvermerk im Urbar von 1695 fol. 276.

[6]) GEORG BÄHR war 1840 Mitglied der 2. Kammer 5. Klasse Landeigentümer des Bayerischen Landtages. In Besitz der Familie Bähr befindet sich noch das Mitgliedsbuch des Georg Baehr des Bayer. Landtages aus dem Jahre 1840. Baehr wohnte in München in der Barerstraße 20 und besaß die Platzziffer 85.
J. B. MÜLLER, Nur wer Steuern zahlt, darf wählen. In: Lif. Volksblatt v. 23. 11. 1966.

[7]) Benardus, Benedictus *Burckhard,* getraut am 28. 8. 1672, *satrapa* in Mainroth mit der *edlen hochtugenreichen Jungfrauen Ursula Coconatin, Tochter der Keyserl. Majest. gewesener Hauptmann, bambergischer Hofmarschall;* Zeuge: Der *edle tugendgeachtete Christoph Burckhard, gewesener Amtmann zu Maineck* (Pfarrmatrikel 1647/1662 fol. 16, PfA. Mainroth).

[8]) Diese Angabe läßt den Schluß zu, daß die Straße durch den alten Hof führte und wohl auch, daß die Kapelle bzw. Kirche (als Eigenkirche) auf Hofgrund erbaut wurde.

[9]) Pl. Nr. 519 Frohnacker links der Eisenbahn
Pl. Nr. 674 Frohnacker
Pl. Nr. 631 in der Weinleite
} werden als Ausbrüche aus dem Burkartshof bezeichnet (Auszug aus dem erneuten Grundsteuerkataster von Hs. Nr. 5, Mainroth).

[10]) 1644 Barbara *Burckeardin,* Stadtvogtin zu Burckunstatt (PfA. Altenkunstadt, Totenbuch der Pfarrei mit Einträgen über die Pfarrkirche BMV de Kirchlein).
1645 Christopf *Burkhard* von Bbg., Verfasser des Lehenbuches über das adelige Gut Wildenberg (Nachlaß Schlund, StA Bgk.).
1648 kauft Christoph Burkart die Redwitzsche Kemenate zu Burgkunstadt auf der Burg als Zinslehen (T. Breuer, LIF S. 47).
1659 Joh. Friedrich *Burchard,* der wohladeligen Herrschaft uff Wiltenberg wohl verordneter Verwalter (ebda wie 1644).
1657/59 (Stadt-Rchg.) Andreas *Burchard,* Stadtvogt (StA Bgk.).
1662 Rath.-Protok. (1635—1667) fol. 71 b unter B 1 StA. Bgk. Andreas Burchard, Stadtvogt.
1666 *Stattvogt Endres Burckhardt* (A 827 StA. Bgk.).
28. II. 1672 heiratet Bernardus Benediktus *Burckhard,* Satrapa in Mainroth s. [7]).
1694 Jun. 25 ist Benedikt Bernhard *Burckhardt,* Vormund der Susanne Margarete *Burkhart* (StA. Bgk. U 25).
27. VIII. 1697 heiratet Bernard Benedikt *Burckhard, satrapa* in Maineck und *consul* in Burgkunstadt (ein 2. Mal) mit der pudicca virgine Anna Margareta Molitorin, filia dei Vogteti Joh. Molitor in Lichtenfels (ebda wie 1672 fol. 40).
1697/98 Stadt-Rchg.; Benard, Benedikt *Burckhardt,* Dompropsteiamtmann zu Maineck, der Zeit *reg.-Amtsbürgermeister über gemeiner Stadt anhier zu Burckhunstatt* (R 1/StA Bgk.).
1807 Feb. 2 Benignus Christoph *Burkhard* verspricht 250 fl u. a. zur Verlängerung der Fünf-Wundenkapelle in Burgkunstadt (frdl. Mitteilung Pfarrer E. Eger, Bgk.).
1732 stiftete B. B (= Benedikt Benignus *Burkart* ein Votivbild für die Fünf-Wundenkapelle in Burgkunstadt (T. Breuer, LIF 40).
nach 1662 *Ordtsberg,* 1 Hof tit. Herrn Benigne *Burckhard,* hochfürstl. Würzburgischer Kellerer zu Haßfurt (Pf. Matrikel Mainroth fol. 11).
Ortsberg ist heute Wüstung, s. [42]).

[11]) 4. II. 1698 werden getraut: Hanß Carl und Catharina Daumb von Tschirn, beide ledigen Standes (Pf. Matrikel Mainroth, fol. 40).

[12]) s. [3]), ebda. fol. 76, Randvermerk.

[13]) ebda. fol. 138.

[14]) Hochgerichtssprengel der Landesherrschaft mit der Bezeichnung *Zent.* Zent ist Untergerichtssprengel der Grafschaft der fränk. Zeit. (E. V. GUTTENBERG, Die Territorienbildung am Obermain S. 371).

[15]) Der *Punzenhof* (= Punzen(dorfer)hof) zu Hainzendorf/Kirchlein (= Verlaßhof des Kl. Langheim) heißt stets der Hofmanns-Hof, die Pächterfamilie Hofmann; 1630 *Görgen Hoffmann, sonsten Unrein* gen. (PfA. Altenkunstadt, Totenbuch s. 10).

[16]) MATTHIAS LEXER, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, 30 Aufl., Stuttgart 1963.

[17]) Zu mhd., ahd a r t *Ackerung, Ackerbau,* -land; nhd. *erde* vgl. mda. Erdäpfel engl. e a r t h *Erde, Boden* zu indogerm. * a r a *pflügen,* lat. a r a t r u m.

[18]) S c h r o t h o l z = Stangenholz zum Abhauen; mhd. s c h r ō t *Hieb, Schnitt;* daraus Familienname *Schröder.* Für den Bauern ist Schrotholz ein Hiebholz. (Frdl. Mitteilung Altbauer Fiedler, Theisau).

[19]) *Schwarzholz* = Fichtenholz, vgl. Schwarzwald.

[20]) „Dorfzehnten, das sind in der Hauptsache Zehntrechte, die aus dem Pfarrbesitz losgelöst und von den Würzburger Bischöfen zu Mannlehen vergabt sind." E. v. Guttenberg, Kirchenzehnten als Siedlungszeugnisse im oberen Maingebiet. In: Jahrbuch f. fränk. Landesforschung 6/7 1941, S. 57 f.

[21]) JOH. BAPTIST MÜLLER, Die Urpfarrei Altenkunstadt, CHW — Geschichte am Obermain Bd. 5, 1968/69, S. 37—65.

[22]) F r a i s c h (l i c h k e i t) = Blutgerichtsbarkeit; zu mhd. v r e i s, v r e i s e *grausam,* v r e i s l i c h *Gefahr, Verderben erregend.* Meine Mutter sprach von v r o i s u. bezeichnete damit *das Stieren, Augenverdrehen von Kleinstkindern* (Beilngries/Opf.).

[23]) Weiset, Weised, Weisat, Weisod aus mhd. w î s ô t, w î s â t, w î s e t *Geschenke, Reichnisse an den Grundherrn zu Festtagen* (LEXER ebda. 325).

[24]) *Was an Futterhaber auf den Kasten fellt, der soll halb gehäuft u. halb gepiselt werden.* (Urbar des Amtes Weismain von 1544; aus Nachlaß Nr. 4242 B. Dietz, StA. Weismain). Kaum zu p i s s e n (obd. mda. b r u n z e n), aus afrz. pissier; vielleicht zu oberhess. österreich. *biesen melken* (KLUGE a. a. O. 75).

[25]) Jagdgarne sind Netze zum Einfangen von Niederwild.

[26]) s. [3]), ebda. fol. 279 f. *heuen uff den neuerkauften Sillerswiesen.*

[27]) s. [2b]), ebda. fol. 91 b 2 *Sr haber für die Mutt; die Mutt rürt u. geet von einem Dompropstei gerechten Mannlehen als das die krempel von Kulmbach vorzeiten inne gehabt, empfangen und verkauft haben.*
Mut(t) von Maut, Zoll, vielleicht auch Mautstätte oder Wasserzoll vom Main.

[28]) Hs. Nr. 21 wird im Grundsteuerkataster als *Restkomplex von halben Heilinghof* beschrieben. Hs. Nr. 20 (Klemens) ist die andere Hälfte des Heilinghofes; Die Felder von Hs. Nr. 20 u. 21 liegen meist nebeneinander.
Pl. Nr. 653 ist der *Kleuderleinsberg,* mda. der *Krausenschrot; Zum Krausen* ist der Hausname von Hs. Nr. 21.

[29]) Archiv des Hist. Vereins v. Oberfranken, Bd. 20, 2, S. 87 f. Bayreuth 1847.

[30]) J. LOOSHORN, Die Geschichte des Bisthums Bamberg, Bd. III, S. 85.

[31]) a. a. O. S. 116.

[33]) 1251 *Moůglinde,* 1317 *Meůnglindin,* 1319 *Mannengelein* von slaw. g l i n a *Lehm,* Adj. *lehmig,* das zu *glina werden mußte (ERNST SCHWARZ, Sprache u. Siedlung in NO-Bayern, S. 289 Nürnberg 1960).

[34]) Rothwind nicht zu PN R o t o, sondern „zu den Winden mit den roten Haaren" (E. Schwarz a. a. O. S. 341).

[35]) 1352 *Smeilsdorf* von slaw. S m î l, *Dorf des Smil.* (a. a. O. 260).

[36]) 1390 *Schimendorff, Schymendorf* von *PN* S c i m m o (FÖRSTEMANN, Ortsnamen Bd. 2, Sp. 772), *Dorf des Scimo.*

[37]) 1322 *Koetheis,* 1390 *Kotis, Koetes* zu PN C h o t e j (E. SCHWARZ, a. a. O. S. 285).

[38]) Walddorf.

[39]) 1108 *predium Gerendenrode;* Walrabanus, Sohn de *Degeno* de Gerendenrode erbaut auf einem Teil seines Herrschaftsgutes G. eine Kirche, die Otto I. 1108 weihte (E. v. Guttenberg, Territor. Bildg. S. 279).

[40]) GÜNTHER FRANZ, Quellen zur Geschichte des deutschen Bauernstandes im Mittelalter, Nr. 63a, Darmstadt 1967.

[41]) a. a. O. [35]).

[42]) BAPTIST MÜLLER, Wüstungen im Landkreis Lichtenfels seit dem Hochmittelalter. In: Colloquium Hist. Wirsbg. Geschichte am Obermain Bd. 3, S. 68. Wüstung *W i l l m e r s d o r f* zw. Danndorf u. Eben u. *R e i n h a r t s d o r f* bei Schmeilsdorf, Flurlage *alter Hof* nö. der Ziegelhütte, Pl. Nr. 400—458.

[43]) Urbar 1468 fol. 87.

[44]) *S c h l ä m e n,* wohl zu Schlömen zu stellen; Schlömmen b. Kl. Himmelkron/KU; 1398 *Slomen,* 1641 *Schlömen* aus ostslaw. sloma „Stroh".

[45]) Urbar 1486 fol. 88 b die *Lopperin hat besundere 5 Acker Felds zu Tandorff, die S ü n t e r u n g genannt,* dafür gibt sie jährl. auf den Dompropsteikasten zu Bamberg. Die Lopperin ist wohl die Besitzerin des L o p p h o f e s ö. Gärtenroth.
Fritz *Slömer zum Rode* hat 1/2 Lehen, von der *Sünderung* 2 Schilling Haller (ebda. fol. 90 b).

[46]) J. LOOSHORN, Bd. IV S. 65.

[47]) Ahd. z e l g a mhd. z e l g e *bestelltes Feld.* In der Dreifelderwirtschaft wird Zelge zum *dritten, mit der gleichen Frucht bestandenen Teil der Ackerflur einer Gemeinde.* Bedeutungsverwandt sind Esch, Feld, Flur; Gegensatz: Brache. (FR. KLUGE, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 18. Aufl. Berlin, 1960, S. 881).
[48]) s. [1]), S. 104.
[49]) a. a. O. 35 ff.
[50]) J. B. ROPPELT, Hist. Beschreibung des Fürstenthums Bamberg, S. 246, Nürnberg 1801.
[51]) s. [1]) a. a. O. S. 24.
[52]) J. LOOSHORN a. a. O. Bd. II 711.
[53]) s. [2]), ebda. fol. 93 f. — [2]), ebda. fol. 84
[54]) s. [1]), S. 11 Anmerkung 14.
[55]) J. DRONKE. Trad. Fuld., C. 4, Nr. 83.
[56]) WERNER EMMERICH, Landesburgen in ottonischer Zeit. In: Archiv f. Gesch. von Oberfr. S. 76 ff, Bayreuth 1957.
[57]) WOLFGANG METZ, Das Problem der Babenberger in landesgeschichtlicher Sicht. In: Blätter f. deutsche Landesgeschichte 99. Jhg. 1963, S. 77 ff.
[58]) KARL BOSL, Franken um 800, Strukturanalyse einer fränk. Königsprovinz 2. Aufl. S. 181, München 1969.
[59]) WOLFGANG METZ, Eine Quelle zur Geschichte der fränkischen Reichsgutverwaltung. In: Deutsches Archiv f. Geschichte des Mittelalters 11, 1954, S. 207 ff.
[60]) LL Cp. no 44 S. 123 (2. Diedenhofer Cap.).
[61]) H. DANNENBAUER, Grundlagen der mittelalterlichen Welt, Stuttgart 1958.
[62]) Beschreibung des Hofes *Rommersheim* der Benediktiner-Abtei Prüm. Urbar von 893 mit Kommentar des Erzabtes Caesarius aus dem Jahre 1222. In: Quellen zur Geschichte des deutschen Bauerntums im Mittelalter, gesammelt und herausgegeben von Günther Franz, Darmstadt 1967, S. 93, 95. Als Kriegssteuer muß der Hof Rommersheim 1 Wagen und 4 Ochsen stellen.
[63]) E. V. GUTTENBERG, Rotaha, Exkurs. In: Krista Heinold-Fichtner, Die Bamberger Oberämter Kronach u. Teuschnitz, S. 73, Münsterschwarzach 1951.
[64]) s. [54]).
[65]) wie [1]) a. a. O. S. 108 ff.
[66]) Als Vorbesitzer von Mainroth könnten auch die Abenberger in Frage kommen, s. [56]) a. a. O. S. 78 u. Anm. 123 dort mit Literaturangaben.
[67]) s. [14]) a. a. O. S. 167; dazu neuerdings GERHARD PFEIFER, Verschollene Originalurkunden des Klosters Langheim aus dem 12. Jahrhundert? S. 120. In: 102. Bericht des Historischen Vereins Bamberg 1966.
[68]) s. [56]) a. a. O. S. 77 ff.
[69]) s. [57]).
[70]) s. [59]).
LIF = Landkreis Lichtenfels.
KU = Landkreis Kulmbach.

Max Heid, Lichtenfels:

KIRCHENSCHIFF ODER CHOR

Zur Baugeschichte der Katholischen Pfarrkirche von Lichtenfels

Die Frage, welcher Teil der Katholischen Pfarrkirche von Lichtenfels der ältere sei, ob das Schiff oder der Chor, wird — allerdings erst in neuerer Zeit — verschieden beantwortet.

Nach der örtlichen Überlieferung ist es das jetzige Kirchenschiff, in welchem noch die Macht der frühen Mauern lebt. Hier — so empfindet die Tradition — spricht noch jene allgemein der Romanik und frühen Gotik eigene Liebe zur Schwere des Steines, jene vor allem auch zisterziensische Baugesinnung, aus der romanische Kirchen stets so steinern, so wehrhaft ummauert wirken[1]).

Neuere Annahmen dagegen sehen den zuerst entstandenen Teil der jetzigen Kirche in dem spätgotischen Chor. Mit dem Chor sei das Gotteshaus begonnen worden[2]), zu welchem das Langhaus oder Schiff in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts dazugekommen sei[3]).

Eine Pfarrkirche (Ecclesia Parochialis) zu Lichtenfels gab es spätestens seit Beginn des 14. Jahrhunderts. Zwar ist ein Pfarrer von Lichtenfels erstmals bereits 1239 beglaubigt in einer allhier ausgestellten Urkunde Herzog Ottos I. von Andechs-Meran, darin sich an dritter Stelle der Urkundszeugen ein Krafto, plebanus (Leutpriester) de liechtinuels findet[4]), die Pfarrkirche selbst aber erscheint im vollen Licht der Geschichte erstmals in dem ihr 1307 am St. Ägidientag — 1. September — von dem Bamberger Bischof Wulfing von Stubenberg verliehenen, gleichfalls zu Lichtenfels ausgestellten Indulgenzbrief (Ablaßbrief)[5]). Wie aus dieser Urkunde hervorgeht, war die Kirche von ansehnlicher Größe, geeignet für das Zusammenkommen (convenire) zahlreicher Besucher aus Stadt und Land an bestimmten Tagen, ausgestattet mit mehreren Altären, deren Weihetage gleich dem der Kirche selbst alljährlich gefeiert wurden. Die Kirche diente auch der Lichtenfelser Fraternität (Bruderschaft), der ältesten und angesehensten im Bistum, zu der Staffelstein und Kronach gehörten, für Gottesdienste und Kapitel (Versammlungen), deren meistbesuchtes das Frühjahrskapitel jeweils am Sonntag nach Ostern war[6]).

In dem Schreiben Bischof Wulfings wird für die Lichtenfelser Kirche außer der Bezeichnung Ecclesia Parochialis, Pfarrkirche, auch das der Fachsprache der Bauleute entnommene Wort fabrica gebraucht, das im Mittellatein zunächst die Bauhütte bedeutet, dann den Bau, das Bauwerk oder Gebäude, im Kirchenlatein den Kirchenbau, das Kirchengebäude, die Kirche, im weiteren Sinne die Kirchenstiftung, das Kirchenvermögen zur Erhaltung des Gotteshauses und des Gottesdienstes.

Die Pfarrkirche von Lichtenfels wurde vermutlich unter Mitwirkung des nahen Langheim gebaut[7]). Einige Hinweise dürften hiervon sprechen, so die Tatsache, daß die Kirche von Lichtenfels und das Münster von Langheim durch Patroziniengleichheit verbunden waren, Kirchenpatrozinien aber zu den wenigen Geschichtsquellen gehören, die z. T. von sehr früher Zeit her lebendig geblieben sind[8]). Der Kragstein oder Kragsturz ferner an der zugesetzten, durch Aufschüttung des Kirchplatzes halb verdeckten Pforte der einstigen zur Kirche gehörigen Friedhofskapelle, jetzigen (erhöhten) Herz-Jesu-Kapelle beim Südeingang des Gotteshauses ist — abgesehen von geringem gotischen Stabwerk — ähnlich dem am Portal der 1307 erstmals genannten romanischen Katharinen-Kapelle in Langheim und dem am Veitsportal des Bamberger Doms, das der Ebracher Zisterzienserhütte zugeschrieben wird. Daß Bischof Wulfing, der Förderer der Lichtenfelser Pfarrkirche, als ehemaliger Ordensmann — er war Dominikaner — den Langheimer Zisterziensern nahestand, sei nur am Rande vermerkt.

Die Kirche von 1300 war um 1500 etwa zweihundert Jahre alt, wohl hier und dort in ihrer Gestalt gewandelt, da Witterungseinflüsse, Zunahme der Bevölkerung u. ä. manche Veränderung bewirkten, doch sie war wohl noch keineswegs schon baufällig oder gar abbruchsreif. War sie doch unter Mitwirkung, zum mindesten in der Baugesinnung einer jener Zisterzienserhütten entstanden, die für ihre hohe technische Tüchtigkeit und solide Handwerksarbeit bekannt sind. Sie hatte in den Urkunden der Stadt bis Ende des 15. Jahrhunderts auch immer wieder Erwähnung gefunden als Stätte des nach damaligem Herkommen vielgestaltigen religiösen Lebens mit Gottesdiensten und Kapiteln der Fraternität, mit Ämtern, Jahrtagen, gesungenen Vigilien an den Vorabenden hoher Kirchenfeste, mit Abendmessen vor Beerdigungen, mit dem Aufstellen der Heiligen und deren Beleuchtung mit Kerzen durch den Heiligenmeister. Noch 1494 wird die Kirche, deren marianisches Patrozinium bereits 1307 beurkundet ist, in einer städtischen Urkunde erwähnt als *die Kirche Unserer Lieben Frau,* ein Patro-

zinium, das — wie schon erwähnt — nicht nur das gleiche ist wie das des Langheimer Münsters, sondern gleich diesem auch auf das Mittelalter zurückweist, in welchem das Patrozinium das juristische Besitzrecht der Schutzheiligen oder Patrone an ihren Kirchen bedeutet, obwohl zu allen Zeiten jede Kirche in erster Linie Gott geweiht ist[9]).

Diese Kirche des Mittelalters hätte nach 1500 aus dem Stadtbild weichen müssen, bestünde die Annahme zu Recht, das jetzige Kirchenschiff sei ein Werk der Neuzeit, entstanden in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es erhebt sich jedoch die Frage: War eine verhältnismäßig so nahe Aufeinanderfolge dreier langfristiger und kostspieliger Unternehmen, wie es der Bau des Chores, die Beseitigung der alten Kirche und der Neubau des jetzigen Kirchenschiffes gewesen wären, nicht über die Kraft einer kleinen Mauerstadt in Franken, die — was für die Wirtschaft jener Zeit ins Gewicht fällt — zum *oberen Landesteil des Fürstentums Bamberg, zu den Wald- und Gebirgsgegenden* gehörte und deren Bewohner bei haushälterischem Sinn von Ackerbau und Handwerk zwar ihr Auskommen hatten, doch keineswegs besonderen Wohlstand, wie noch aus der aus dem 17. Jahrhundert überlieferten Bezeichnung des Langheimer Abtes Johannes VIII. Gagel als eines *rechten armen Lichtenfelsers* zu entnehmen ist.

Hatte schon der Bau des Chores bei den damaligen technischen Möglichkeiten vier Jahre erfordert, so hätte sich der des wesentlich größeren Schiffes auch wesentlich längere Zeit hingezogen.

Und hatte man schon für den Chor seit über sechzig Jahren Gulden um Gulden gespart und auch nach 1487 noch für seine würdige Ausstattung gespendet, wie hätte so bald schon wieder ein Kirchenbau finanziert werden sollen, der überdies noch einen ungleich höheren Kostenaufwand erfordert hätte als der Chor! Die noch erhaltene Liste der Testatores, der Stifter und Spender für den Chorbau, beweist die lange Frist, die für dessen Finanzierung nötig war. Sie nennt die Namen der 600 Guttäter, davon 540 aus Lichtenfels, die übrigen aus dem Umland waren, nennt auch vier Bamberger Fürstbischöfe als Stifter, deren gesamte Regierungszeit die Jahre von 1421 bis 1487, also zwei volle Menschenalter umfaßte. Manch einer der ersten Spender für den geplanten Bau des Chores mag dessen Vollendung nicht erlebt haben[10]).

Um bzw. nach 1500 stand auch sonst keiner jener günstigen Sterne am Himmel des Kirchenbaues, wie sie in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, des kirchen-

baufreudigsten im Mittelalter, und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, einer religiös besonders hochgestimmten Zeit, einst schienen. Jener Zeit, von der C. F. Meyer dichtete:

Daheim war ein gewaltig Streben,
Ein Münster wollten sie erheben,
Gott und den Heiligen all zum Ruhm,
Zur Ehre deutschem Bürgertum.

War es auch kein Münster, was die Lichtenfelser Bürger damals bauten, so war es doch ein für ihre Zahl achtbares Gotteshaus. Die Zeit war friedvoll, der meranische Erbstreit beendet. Auch der zur Lichtenfelser Kirche schon erwähnte Bischof Wulfing von Stubenberg (1304—1318) wußte durch seine kluge, von den ihm folgenden Bischöfen nachgeahmte Burghutenpolitik den Landfrieden zu sichern. Einen der Verträge, die dieser Politik dienten — den mit dem Grafen von Henneberg —, schloß er 1308 auf einer Tagsatzung zu Lichtenfels[11]).

Damals war es auch, daß sich der Schwerpunkt des kirchlichen Bauens von den Bischofs- und Klosterkirchen zu den städtischen Pfarrkirchen verschob, ähnlich wie sich gleichzeitig die Dichtung vom Ideal des Ritters zur Welt des Bürgers wandte. Das Bürgertum wurde zum Träger des kirchlichen Bauens, und als Bürger erscheinen erstmals 1297 auch die Einwohner von Lichtenfels[12]). Dieser baugeschichtliche Wandel widerspricht in keiner Weise der eingangs ausgesprochenen Vermutung, die Pfarrkirche von Lichtenfels sei unter Mitwirkung Langheims gebaut worden. Blieben doch die Zisterzienser nicht bei ihren Eigenbauten stehen, und kam das von den Mönchen eingebrachte Gut nicht entfernt in dem Maße dem Orden zugute wie den weltlichen Kirchenbauten[13]).

Ganz anders standen um 1500 die Zeichen der Zeit auf Sturm. Dieser Sturm kündigte sich bereits 1494 auch für Franken an in einer zu Bamberg gedruckten Schrift voll schärfster Kritik an der Zeit. Der Kirchenbau litt gleichfalls unter den mannigfachen Wandlungen und Krisen der beginnenden Neuzeit, das kirchenbaufreudige Mittelalter war vorbei.

Das Lichtenfels der ersten Jahrhunderthälfte von 1500 bis 1550 sah sich überdies im weltlichen Bauwesen Notwendigkeiten gegenüber, die anscheinend längere Zeit schon drängten, nun aber auch aus Gründen der Sicherheit keinen Aufschub

mehr zuließen. Nach Urkunden der Stadt von 1514 und 1529, aus Jahren, die zur ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, also zu der für das Kirchenschiff angenommenen Bauepoche gehören, wurden *Klagen der Stadt Lichtenfels laut über das merkliche Abnehmen und Verderben der Stadtbefestigungen und anderer gemeiner* (d. h. stadteigener) *Gebäu.* —

Die Stadtbefestigung bestand in der Hauptsache aus der mit mehreren Türmen bewehrten Ringmauer, aus den drei befestigten Stadttoren und dem — damals noch um zwei Stockwerke niedrigeren — Stadt- oder Pfeuferturm beim Oberen Tor. Einem weiteren Verfall der Wehrbauten vorzubeugen, mußte eine auf insgesamt dreißig Jahre — von 1514 bis 1544 — befristete Sondersteuer, ein zusätzliches *Umgeld,* im Stadtgebiet eingehoben werden. Die Einhebung dieser Steuer war *auf Bitten von Bürgermeister, Rat und Gemeinde der Stadt Lichtenfels* von den Fürstbischöfen Georg III. Schenk v. Limpurg (1505—1522) und Weigand v. Redwitz (1522—1556) in einer *Umgeldsordnung* bewilligt worden[14]).

Die Frist für die der Wehrhaftigkeit der Stadt dienende Steuer war noch nicht halb vorüber, der mit ihr beabsichtigte Zweck wohl kaum schon voll erreicht, da entfesselte sich Mitte der ersten Jahrhunderthälfte die schon länger schwelende, auch von städtischen Elementen mitgetragene Revolution im sogenannten Bauernkrieg 1525.

In Lichtenfels machten Parteigänger des Aufstandes den Markt zum Rathaus. Die Burg über der Stadt wurde aus Besorgnis, ihr Brand könnte auf die Häuser übergreifen, zwar nur des Daches beraubt, dadurch jedoch gleichfalls in der Folge dem Untergang, dem *Verderben* überliefert. Die aus Langheim mitgenommenen Kleinode, darunter das seitdem verschollene Meranierkreuz aus fränkischem, zu Goldkronach geschürftem Gold, wurden *einstweilen in der Kirche verwahrt*[15]).

So knapp diese aus den Bauernkriegsakten stammende Erwähnung der Lichtenfelser Kirche in diesem Zusammenhang auch ist, sie hat doch für die Frage Kirchenschiff oder Chor eine nicht zu übersehende Bedeutung. Beschränkt sie doch die Bauzeit für das Schiff, als welche nach der neueren Annahme die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts anzusetzen wäre, recht erheblich auf das erste Viertel des Jahrhunderts. Der Neubau des Schiffes und der vorausgehende Abbruch der alten Kirche, die ja zur Umgehung einer *kirchenlosen* Zeit bis zur Fertigstellung des Chores hätte bestehen müssen, kämen bei einer Bauzeitgrenze

um 1525 sehr nahe an den Bau des Chores (1483—1487) heran. Und wo hätte in den Übergangszeiten dieser Bauunternehmen, von denen der Bau des Kirchenschiffes im Vergleich zu dem des Chores sicher mehr als dessen vier Jahre Bauzeit beansprucht hätte, der Gottesdienst stattfinden sollen! Der Chor allein bot hierfür wohl nicht den hinreichenden Raum. —

Über 1525 hinaus aber blieb erst recht wenig Zeit und Geld für einen größeren Kirchenbau. Wenn auch der allen schroffen Maßnahmen abholde Fürstbischof Weigand von Redwitz von der Forderung auf Wiederaufbau der Burg abstand, so war trotz seiner *humanen Gesinnung* (F. Geldner) doch auch in Lichtenfels eine — wie es damals hieß — *Regulierung der im vergangenen Aufstand erlittenen Schäden* nicht zu umgehen.

Zu aller Wirrnis des tragischen Geschehens von 1525 kam im gleichen Jahre noch eine Mißernte. Der Sturm zerschlug das Getreide; im nächsten Jahre fehlte es an Saatgut und Futter[16]). Unter diesem Mißwachs hatte nicht nur die bäuerliche Umgebung zu leiden, sondern auch Lichtenfels selbst, dessen Einwohner zumeist sogenannte Ackerbürger waren.

Und um die Mitte des 16. Jahrhunderts — und damit am Ende der als Bauzeit für das Kirchenschiff angenommenen ersten Jahrhunderthälfte — erlebte Lichtenfels Tage der Not und Gefahr im sogenannten Markgrafenkrieg, Einquartierung von Tausenden von Söldnern des ganz Franken verheerenden Freibeuters und Friedbrechers, Plünderung und den Brand zahlreicher Häuser. Ein Drittel aller Wohngebäude wurde durch Feuer zerstört.

Der gesamte im Fürstbistum angerichtete Schaden betrug ein Vielfaches des im Bauernkrieg entstandenen, im Oberamt Lichtenfels allein belief er sich auf 43 000 Gulden, eine für damals erschreckend hohe Summe.

Angesichts der *in jeder Beziehung gefährdeten Lage* des Fürstbistums nahm Fürstbischof Weigand von Redwitz weder an der ersten noch an der zweiten Tagung des Konzils von Trient (1545—1547 bzw. 1551—1552) teil, auch kein Abgesandter Bambergs war auf dem Tridentinum anwesend. Ein Hauptgrund hierfür mag wohl auch die *trostlose Finanzlage des Hochstifts gewesen sein*[17]).

Bei Entscheidung, ob der Chor oder das Schiff der ältere Teil der Kirche sei, spielt eine wesentliche Rolle die Frage nach ihrer baugeschichtlichen Beurkundung.

Der an der Schwelle der Neuzeit entstandene Chor hat — abgesehen von einer noch zu erörternden verschollenen Urkunde — zwei noch vorhandene gesicherte Urkunden für seine Baugeschichte aufzuweisen, nämlich die über den Baubeginn 1483 und die über die Bauvollendung 1487.

Die erste Urkunde ist die bekannte Inschrift an einer Chorstrebe in der vom 13. bis 15. Jahrhundert gebräuchlichen, für liturgische Handschriften und bedeutende weltliche wie zum Beispiel für Rechtssatzungen bevorzugten gotischen, als Textura bezeichneten Schriftart. Sie beurkundet, nach Christi Geburt im 1483sten Jahr am Montag nach Quasimodogeniti sei angehoben worden der Chor zur Ehre Mariens. — (Der Name des Baumeisters fehlt; er stand wohl auf einer verlorengegangenen Leiste unterhalb der Schrift).

Der im Stein in sogenannter Abbreviatur d. h. Abkürzung genannte Sonntag Quasimodogeniti, der jetzige Weiße Sonntag, ist der erste Sonntag nach Ostern. Da — nach Mitteilung der Remeis-Sternwarte Bamberg — Ostern 1483 auf den 30. März fiel, war Quasimodogeniti am 6. April, der Montag des Baubeginns war demnach der 7. April 1483. Die Grundsteinlegung hatte vermutlich am Sonntag stattgefunden. War doch Quasimodogeniti nach Herkommen auch der Termin für das schon erwähnte Frühjahrskapitel der Lichtenfelser Fraternität.

Das zweite baugeschichtliche Dokument des Chores ist die nach *einer Handschrift sehr hohen Alters* (ex vetusta quadam manu scripta schedula) 1611 überlieferte Weiheurkunde. Der vollständige Titel dieser auch wegen ihrer Aussage zur Pfarrkirche wertvollen Urkunde lautet:

Dedicatio chori cum altaribus ecclesie parochialis in Lichtenfels anno Domini MCCCCXXXVII, zu deutsch wörtlich: Weihe des Chores mit den Altären der Pfarrkirche zu Lichtenfels im Jahre des Herrn 1487[18]).

Das lateinische *cum* bedeutet mit, samt, zugleich oder zusammen mit. Es wurden also — wie schon aus dem Titel der Urkunde hervorgeht und im Text noch ausführlicher dargelegt wird — gleichzeitig mit dem Chor und dem eigens genannten Choraltar (altare chori), die ja beide neu waren, auch noch gleichfalls neue Altäre der Pfarrkirche geweiht.

Die Weiheurkunde des Chores unterscheidet demnach deutlich den neuen Chor und eine ältere Pfarrkirche mit vier im Urkundentext nach ihren Standplätzen

in der Kirche und mit ihren Heiligen und Heiltümern (Reliquien) genau beschriebenen Altären. Diese waren je ein rechter und linker Seitenaltar, ein — damals in den meisten Gotteshäusern vorhandener — Heilig-Kreuz-Altar in Kirchenmitte und ein Altar bei einer nicht näher bezeichneten Kirchenpforte (altare circa ianuam introitus ecclesie). Diese ianua ecclesie spricht noch einmal unüberhörbar von der *Pfarrkirche* alter Zeit, denn der neue Chor hatte keine Türe.

Im Zusammenhang mit dem Bau des Chores und der Anschaffung neuer Altäre für die schon vorhandene Kirche wurde auch diese wie so manchmal in ihrer Geschichte vermutlich erneuert und so mit der Neuheit ihrer Altäre, des Chores und des Choraltars in Einklang gebracht.

Dieser Choraltar und die vier gleichfalls neuen Altäre der Kirche erhielten 1487 nach dem Chor die Weihe oder Konsekration. Die Pfarrkirche selbst war jedoch schon geweiht, und ihr Weihetag, der erste Mai, war seit Generationen alljährlich im festlichen Gedenken der Pfarrgemeinde. Sie erhielt daher auch 1487 keine Rekonziliation, d. h. Wiederweihe, die in der mitteilsamen Weiheurkunde des Chores sicher Erwähnung gefunden hätte. An sich wäre eine Wiederweihe möglich gewesen, wie ein Beispiel aus Bamberg zeigt, wo ungefähr um die gleiche Zeit — 1477 — die klostermichelsbergische Propsteikirche St. Getreu durch den Anbau eines Chores vergrößert und nach der Konsekration dieses neuen Chores auch die alte Kirche noch einmal geweiht wurde. (Die jetzige St. Getreukirche ist aus dem 17. Jahrhundert).

Im Hinblick auf die Lichtenfelser Altarweihen von 1487 fragt man sich: Wäre der ältere Sakralbau, die ecclesia parochialis oder die Pfarrkirche, noch mit neuen, erst feierlich zu weihenden Altären ausgestattet worden, wenn der Abbruch dieses Gotteshauses in absehbarer Zeit geplant gewesen wäre, um Platz für einen Neubau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu schaffen? Und wo hätten bis zur Vollendung dieses Neubaues nach langen Jahren die vier neuen, wohl auch teueren Altäre würdig und schadensicher aufgestellt werden sollen? Das Problem des Gottesdienstes in der Zeit vom Abbruch der *Pfarrkirche* bis zur Vollendung des *Kirchenschiffes* wurde schon erwähnt, ebenso die Tatsache, daß die Pfarrkirche in der fraglichen Zeit immer wieder — von 1487 bis 1525 allein achtmal — in durchaus herkömmlicher Weise in den Urkunden der Stadt

erscheint mit Pfarrer und Kaplan, mit Engelmesser und Frühmesser, mit Jahrtagen und Jahrtagsstiftungen.

Die Möglichkeit einer dritten baugeschichtlichen Beurkundung des Chores, nämlich durch eine sogenannte Weihetafel, sei auf Grund eines hierfür sprechenden Anzeichens am Bau kurz erörtert.

An der Chorstrebe links von jener mit der Inschrift über den Baubeginn 1483 findet sich in geringerer Höhe als diese ein flach ausgemeißeltes, etwa 30 Zentimeter breites und 40 Zentimeter hohes Rechteck, vermutlich der einstige Platz einer — wie noch zu erkennen ist — mit Kloben befestigt gewesenen Tafel aus Metall. Unterhalb der jetzt leeren Fläche ist in einfacher Antiqua, doch wohl von eines Steinmetzen Hand in den Pfeiler gemeißelt:

Hieronimus RND †.

Nach der Inschriftenkunde gehören Name und Buchstaben zur sogenannten niederen Epigraphik, die sich der Gebrauchsschrift bedient, hier einer um 1600 gebräuchlichen Schrift. Die drei Großbuchstaben RND sind die Abbreviatur oder Abkürzung des auch von den späteren Langheimer Äbten geführten, mit *Hochehrwürden* zu übersetzenden Titels Reverendissimus. Diese Deutung, die von den beiden Sachverständigen für Gebäude-Inschriften in Oberfranken Dr. Rudolf M. Kloos und Dr. Lothar Bauer vor längerer Zeit dem Verfasser gegeben wurde, findet im folgenden eine Bestätigung.

Konsekrator des Chores war allem Vermuten nach der Bamberger Weihbischof Hieronymus von Reitzenstein (1474—1503), ein ehemaliger Langheimer Zisterzienser und vor seiner Ernennung zum Suffragan des Fürstbistums Bamberg Pfarrer der langheimischen Patronatspfarrei Altenkunstadt. Sein Grab befand sich mit denen der ihm folgenden Weihbischöfe in der alten, gotischen S. Martinskirche am heutigen Maxplatz zu Bamberg, die samt ihren Gräbern und Grabmälern 1804 im Zuge der Säkularisation zerstört wurde. Die Inschriften der metallenen Grabtafeln und die Beschreibung der Grabmäler jedoch sind überliefert. Von einer Tafel ist auch eine farbige Abbildung vorhanden und im Archiv des Historischen Vereins Bamberg aufbewahrt, nämlich von der des Weihbischofs Hieronymus von Reitzenstein.

Die Inschrift dieses Grabmals lautet: *Reverendissimus Dominus Dr. Hieronimus De Reitzenstein, S. S. Theologiae Doctor, Suffraganeus Bambergensis Anno Domini 1503 Die Decima Sexta Julij* — zu deutsch: Der hochehrwürdige Herr Hieronimus von Reitzenstein, der hochheiligen Theologie Doktor, Weihbischof von Bamberg, 1503 am 16. Tag des Juli[19]). — Sein Jahrtag oder *anniversarius* in Langheim war nach dem dortigen Nekrologium oder Seelbuch am 19. März. —

Für den Chor der Pfarrkirche von Lichtenfels bzw. für eine hier vermutete Weihetafel ist das Reitzenstein-Epitaph in Bamberg besonders bemerkenswert. Es bestätigt die Deutung der Buchstaben RVD am Chorpfeiler als die Abbreviatur des hierarchischen Titels Reverendissimus, es weist, geziert mit dem Familienwappen und den Insignien der bischöflichen Würde — Inful und Stab — dieselbe Namensschreibung Hieronimus auf wie der verwitterte Chorpfeiler in Lichtenfels. Die Einmeißelung des Namens und des abgekürzten Titels nach Art der erwähnten *niederen Epigraphik* geschah wohl in der Absicht, wenigstens die Erinnerung an den Konsekrator des Chores wachzuhalten, nachdem die Weihetafel, die ihn genannt hatte, verschollen war.

In einer neueren Biographie des Weihbischofs ist die Rede von einer ebenfalls verschollenen, nun wieder zum Vorschein gekommenen Weihetafel, die zwar ohne Ortsangabe ist, deren Kirche aber nach der Tafel-Inschrift zu jenen zahlreichen Gotteshäusern im damaligen Hochstift Bamberg gehört, die — zum Teil in entlegenen Gegenden — von Hieronymus von Reitzenstein in den nahezu drei Jahrzehnten seines Wirkens geweiht wurden[20]).

Die aufgefundene Tafel bekundet außerdem, daß dieses unbekannte Gotteshaus ein Marienheiligtum war, eine *Kapelle der hl. Maria,* geweiht am ersten nachösterlichen Sonntag 1487. So nahe der Gedanke liegt, es könnte sich bei dieser vom Strom der Zeit fortgetragenen Weihetafel um die wohl in bewegten Tagen verlorengegangene des Lichtenfelser Chores handeln: eine letzte Gewißheit hierfür besteht nicht, zumal auch über die Maße der anscheinend abermals verschollenen Tafel nichts in Erfahrung zu bringen war. Auch entspräche der im Text genannte Weihetag ihrer Kirche nicht dem Herkommen, nach welchem Grundsteinlegung und Weihe einer Kirche nicht am gleichen Kalendertag stattfanden. In der Tat war ja auch nach der Weiheurkunde des Lichtenfelser Chores dessen Konsekration Dominica in palmis, Palmsonntag 15. April 1487.

PLATZ DER WEIHETAFEL
über die Weihe des Chores 1487 der Pfarrkirche von Lichtenfels
an dem Chorpfeiler links des Pfeilers mit der Inschrift über den Baubeginn (1483)
Unterschrift: HIERONIMUS RND † [= R(EVERE)ND(ISSIMUS)]
(Konsekrator: Bamberger Weihbischof Hieronymus v. Reitzenstein 1474—1503)

Die Bezeichnung der unbekannten Kirche als Kapelle stünde sprachlich einer Gleichsetzung jenes Gotteshauses mit dem Lichtenfelser Chor nicht im Wege. Ist doch das Wort Kapelle nicht nur für kleinere selbständige Sakralbauten gebräuchlich, sondern auch für Anbauten größerer Kirchen. So gibt es die sogenannte Nagelkapelle im Bamberger Dom, die Schönbornkapelle im Würzburger Dom. Die Pfarrkirche von Lichtenfels selbst kennt eine Taufkapelle, eine Herz-Jesukapelle und — aus alter Zeit — eine Turmkapelle über der Sakristei.

Auf Grund der ausgemeißelten Fläche am Chorpfeiler und des darunter überlieferten Bischofsnamens und Titels aber darf mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß sich an der Chorstrebe einst eine Weihetafel befand, kündend von der Vollendung des Baues 1487, Gegenstück zur Inschrift am benachbarten Chorpfeiler über den Baubeginn 1483. —

Wäre diese Weihetafel noch an ihrem Platze, dann hätte der Chor für eine ungefähr vierjährige Bauzeit drei gesicherte Urkunden aufzuweisen: je eine Inschrift am Gebäude selbst über den Baubeginn und über die nach der Bauvollendung erfolgte Weihe sowie eine ausführliche Handschrift über diese Weihe, die wiederholt genannte *Dedicatio chori cum altaribus Ecclesie Parochialis* in Lichtenfels. Rechnet man zu den Bau-Urkunden auch noch die Unterlagen über die Finanzierung des Baues, dann hat der Chor mit der seit 1421 geführten Liste der Testatores oder Stifter vier gesicherte Dokumente seiner Baugeschichte.

Gleich dem Chor müßte auch das jetzige Kirchenschiff, sollte es nach dem Chor in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, also bereits in der Neuzeit, entstanden sein, die eine oder andere baugeschichtliche Beurkundung aufzuweisen haben. Es findet sich jedoch am ganzen Bauwerk kein einziger Hinweis dieser Art, weder ein Wort noch eine Zahl im grauen Gemäuer[21]). Auch hat sich bislang keine gesicherte Urkunde auf Pergament oder Papier über die Baugeschichte des jetzigen Kirchenschiffes gefunden, ein Schweigen, das nach seiner Weise dennoch beredt ist, denn es ist nicht das einzige, das ein kirchliches Bauwerk umgibt, sondern es ist — im Einzelfall mit größerer oder geringerer Beweiskraft — zeitbezeichnend für eine Epoche.

Dieser *Beweis aus dem Schweigen* (argumentum a silentio), wie die historische Methodenlehre dieses *negative Zeugnis* bezeichnet, spricht in hohem Maße für das

Mittelalter als Bauzeit des jetzigen Kirchenschiffes, in weit höherem Maße als für die Neuzeit, die — wie ja schon der an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert entstandene Chor zeigt — mit Bau-Daten keineswegs so sparsam ist wie das Mittelalter, wo selbst für die Baugeschichte mancher Dome und Kathedralen die Quellen spärlich fließen. Auch sogenannte Weihenotizen sind noch selten, überliefern vielfach auch nur den Weihetag, doch nicht das Weihejahr. Über die Anfänge beispielsweise des jetzigen Bamberger Domes ist nur bekannt, daß sie in das erste Drittel des 13. Jahrhunderts zurückreichen. Vereinzelte Altarweihen unterrichten von Zeit zu Zeit über das Fortschreiten des Werkes, und von der Datierung etwa eines Portals werden weitere für die Erforschung des Bauverlaufes wichtige Erkenntnisse gewonnen[22]).

Auch für das einstige Münster von Langheim, eine Kirche mit dreizehn Altären, sind die Bau-Daten unbekannt. So erscheint es beinahe in der Ordnung, daß auch für ein im Vergleich zur Bischofskirche und zur Abteikirche schlichtes Bauwerk wie die damalige Lichtenfelser Pfarrkirche die Bauzeit vom Dämmer der Zeitenfrühe verhangen ist. Die Urkunde B. Wulfings überliefert zwar manches aus dem Leben dieser Ecclesia Parochialis von Lichtenfels, auch deren Weihetag, doch nicht das Jahr der Weihe, die wohl vor dem Jahr der Urkunde 1307 zu datieren ist[23]).

Die einzige Inschrift am jetzigen Kirchenschiff ist für dessen Baugeschichte an und für sich ohne Belang, dennoch aber von — man möchte sagen — mittelbarer Bedeutung. Es ist der bekannte Bericht über ein Gewitter am Dreikönigstag 1552, bei dem der Blitz einen Stein aus der Wand des Kirchenschiffes schlug. Es war dies sicher ein denkwürdiges Ereignis, immerhin das Ereignis nur eines Tages, das an dem neuen Stein in großer Form überliefert ist, in gotischer Buchschrift und in Vers und Reim. Müßte nicht — wäre das Kirchenschiff in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden — eine Inschrift am Bau auch dieses Bau-Ereignis aufbewahrt haben, das doch viele Jahre den Mittelpunkt des städtischen Lebens gebildet hätte?

Es gibt zwei Schriftstücke, die auf den ersten Blick für eine Bauzeit des Schiffes in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu sprechen scheinen. Im Jahre 1517 erfolgte seitens der bambergischen Landesregierung eine Holzzuweisung *durch Pfarrers Fürbitt aus Bewilligung des Gnäd. Herrn* (d. h. des Fürstbischofs) *zur Bedeckung der Kirche,* 1544 schreibt F. B. Weigand von Redwitz an den Lichten-

felser Forstmeister zu einer abermaligen Holzzuweisung: *es war ein groß Anzahl Holz, so wir unserem lieben getreuen Bürgermeister und Rat unserer Stadt Lichtenfels zur Bebauung der Pfarrkirche daselbst geben lassen haben mit Bewilligung des würdigen unseres Domkapitels daran den halben Preis von Gnaden wegen erlassen.* Diese zweite Zuweisung muß in der Tat beträchtlich gewesen sein, denn die Stadt erbat und erhielt von Banz und Langheim Hilfe beim Herausschaffen der Stämme aus dem Wald.

Die beiden Holzlieferungen liegen nahezu dreißig Jahre auseinander, konnten somit nicht einem gemeinsamen baulichen Zweck gedient haben. Eher ist an Dach-Erneuerungen zu denken, wie ja nach den sogenannten Turmknopf-Urkunden auch der Helm des Kirchturms ungefähr alle vierzig Jahre der Erneuerung durch Zimmermann und Schieferdecker bedurfte[24]).

Die beiden Urkunden über Holzzuweisungen an die Kirche von Lichtenfels in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verlieren an Beweiskraft für einen Bau des Schiffes in dieser Zeit auch durch die Tatsache, daß bereits 1439 von einem solchen vom Fürstbischof *begnadeten Holz* in einem Schreiben aus Bamberg die Rede ist: *Unseren Gruß zuvor, Kastner von Lichtenfels! An Statt unseres Gnäd. Herrn heißen wir dich, daß du gebest dem Gotteshaus der Pfarrkirchen zu Lichtenfels ein bescheiden* (d. h. durch amtlichen Bescheid bewilligtes) *notdienlich Pauholz zu dem Bau an der selben Kirchen*[25]).

Das früheste bekannte Bild der Stadt Lichtenfels ist aus der — nun schon wiederholt erwähnten — ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es ist 1508 auf die Staffelsteiner Zenttafel gemalt und läßt die Stadt vor allem mit Mauerring und Türmen erstehen. Gilt doch der Mauerring auf Bildern im Mittelalter und in der frühen Neuzeit als erstes Erfordernis einer Stadt. Von Gebäuden erscheint auf dem Bild von 1508 vertretungsweise für die Häuser von Markt und Gassen nur eine Gruppe. Eines mit stattlichem Dach, das am linken Bildrand von Westen her auf den Kirchturm zustrebt, könnte die Kirche, seit zwei Jahrzehnten das Kirchenschiff, sein. Der Symbolcharakter des Bildes erschwert jedoch eine verlässige Auswertung[26]).

Als vor einigen Jahren — es war am 14. Mai 1963 — bei Verlegung der Kommunionbank vom Hauptaltar an die Chorstufe hier eine Grabung vorgenommen

wurde, stieß man auf mehrere Bodenbeläge, auch auf zwei mit flachen Ziegelsteinen, wie man sie heute nicht mehr kennt, gewölbeartig gemauerte Grüfte, wohl die durch eine Bronzeplatte beim rechten Choraufgang bezeichneten Müssigergräber von 1700 und 1701. Das für die Baugeschichte der Pfarrkirche von Lichtenfels wichtigste Ergebnis der Grabung ist jedoch dieses: man stieß auf eine beim Choraufgang geradlinig von einer Chorwand zur andern verlaufende Mauer aus Sandsteinquadern und damit vermutlich auf die Grundsteine der einstigen die alte Kirche gegen Osten abschließenden Wand[27]). Die Beseitigung dieser Quaderwand nach Vollendung des Chorbaues einte räumlich die beiden Teile des jetzigen Gotteshauses: das in Angleichung an den Chor um einiges erhöhte, stimmungsmäßig noch romanische und von einem Hauch zisterziensisch-nüchterner Zweckmäßigkeit umwitterte nunmehrige Kirchenschiff und den gotischen Chor.

Die barocke Gestaltung des fortan aus Schiff und Chor bestehenden Kirchenraumes in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bewirkte, daß die beiden baugeschichtlich unterschiedenen Teile der katholischen Pfarrkirche von Lichtenfels ein im ganzen einheitliches Bild ergeben.

Die Geschichte kennt die Begriffe der Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit, wenn das Geschehensein durch positive Gründe zwar nicht beglaubigt, doch auch nicht ausgeschlossen ist. Ergibt sich Zweifel an der Richtigkeit einer Annahme, dann ist die Erörterung ihrer (inneren und äußeren) Möglichkeit oder Unmöglichkeit oft der einzige Weg wenn auch nicht zur historischen Gewißheit, so doch zu einer höheren Wahrscheinlichkeit, wobei manches, das beim Vorhandensein sicherer Gründe nur sogenannten Ergänzungswert hätte, mehr ins Gewicht fällt.

Diesen Weg versuchte die Abhandlung *Kirchenschiff oder Chor* zu gehen. Sie ist der Ansicht, die örtliche Überlieferung, die im Kirchenschiff den älteren Teil der Pfarrkirche von Lichtenfels sieht, habe die größere Wahrscheinlichkeit für sich.

Gewiß gilt auch hier der Grundsatz, daß von der Wahrscheinlichkeit einer geschichtlichen Tatsache auch nur ein wahrscheinlicher Schluß auf die Wirklichkeit dieser Tatsache gezogen werden darf. Aus der Sicht der allgemeingeschichtlichen, namentlich der ortsgeschichtlichen Vergangenheit aber dürfte, da *die innere Wahrscheinlichkeit eine Hypothese leicht bekräftigt*[28], dieser wahrscheinliche Schluß nicht ferne von der Gewißheit sein.

Quellen und Literatur:

[1]) HANS FIEDLER, Der Meister im Bamberger Dom, 1965, Kempten.
[2]) HEINRICH MAYER, Die Kunst des Bamberger Umlandes, 1952, Bamberg.
[3]) ALEXANDER V. REITZENSTEIN-BRUNNER, Reclams Kunstführer, 1957, Stuttgart.
[4]) Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Abt. I Allgemeines Staatsarchiv. — Die Urkunde ist datiert *ultimo kalendis decembris,* für 1239 der 14. November. — 1237 ist auch ein Krafto, Domvikar zu Bamberg, beurkundet.
[5]) Erzb. Ordinariatsarchiv Bamberg, Universitätsbibliothek Würzburg. — Der frühchristliche Abt Ägidius (Egidius) gehörte zu den volkstümlichsten Heiligen des deutschen Mittelalters. Ä. = Kapelle und Spital in Bamberg, Ä. = Kloster in Nürnberg.
[6]) GEORG KANZLER, Die Landkapitel im Bistum Bamberg, II. Teil, Die Fraternitäten, BHVB 84, 1934, Bamberg.
[7]) FERDINAND GELDNER, Kloster Langheim, 1966, Kulmbach.
[8]) KLAUSER-MEYER, Clavis mediaevalis, 1962, Wiesbaden.
[9]) KLAUSER-MEYER, Clavis mediaevalis.
[10]) Stadtarchiv Lichtenfels.
[11]) Coburger Heimatkunde und Heimatgeschichte, 17. Heft, Schaumbergische Regesten, II. Teil, 1939, Coburg *Diz ist geteidinget zu Lihtenvels unde ist dirre (dieser) brief gegeben ... an sanbe Lucien tage* = 13. Dez.
[12]) HEINRICH MEYER, Aus dem Leben einer fränkischen Stadt, 1964, Lichtenfels.
[13]) HANS FIEDLER, Der Meister im Bamberger Dom, 1965, Kempten.
[14]) Stadtarchiv Lichtenfels.
[15]) BERNHARD DIETZ, Der Bauernkrieg im Obermaintal, 1925/26, Lichtenfels.
[16]) Ebda.
[17]) JOHANN KIST, Fürst- und Erzbistum Bamberg, 1962, Bamberg.
[18]) Erzb. Ordinariatsarchiv Bamberg, Pfarrei Lichtenfels.IV, 313. W. DEINHARDT, Beiträge zur Kirchengeschichte Deutschlands, I. Heft, Dedicationes Bambergenses No. 169, Weihe der Pfarrkirche von Lichtenfels 1487, 1936, Freiburg.
[19]) LOTHAR BAUER, Das Epitaph des Bamberger Weihbischofs Hieronymus von Reitzenstein († 1503) in Alt-St. Martin, Fränk. Land, 11. Jahrgang Nr. 4, 1969, Bamberg.
[20]) JOHANNES KIST, Hieronymus von Reitzenstein, O. Cist., Weihbischof von Bamberg (1474—1503), BHVB 90, 1951, Bamberg.
[21]) Das zwei Inschriften aufweisende Rundtürmchen mit der Spindeltreppe zur Empore ist aus dem Jahre 1672.
[22]) HANS FIEDLER, Die Marientüre am Dom zu Bamberg, 1956, Bamberg.
[23]) Auch die libri anniversariorum, die Jahrtags- oder Seelbücher des Mittelalters, nennen meist nur den Sterbetag, nicht das Jahr.
[24]) Wortkarg sind anfangs auch die Turmknopf-Urkunden: in Lichtenfels erstmals 1517 bei der wohl im Zusammenhang mit dem Chorbau und der Erhöhung des Schiffes erfolgten Höherführung des Turmhelmes ein „Zettel" mit Datum und der Bemerkung „Meister ist gewesen Heinz Bader, Zimmermann". — Im 17. und 18. Jahrhundert werden sie zu ausführlichen Zeit- und Kulturberichten.
[25]) Die drei Urkunden: Stadtarchiv Lichtenfels.
[26]) Veröffentlichung bei HEINRICH MEYER, Aus dem Leben einer fränkischen Stadt.
[27]) Aufzeichnung des Verfassers.
[28]) ALFRED FEDER, Lehrbuch der geschichtlichen Methode, 1924, Regensburg.
[29]) Ein gotischer Chor wie der 1483—1487 in Lichtenfels erstandene wurde gegen 1450 an die nach ihrem Patrozinium sehr frühe St. Martinspfarrkirche von Weismain angebaut.

Dieter Blechschmidt, Naila:

DIE BESONDEREN ERWERBSARTEN DER FRANKENWALD-GEMEINDE SCHWARZENSTEIN IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT

Hausweberei — Tappenmacherei — Schanzenbinderei — Hausiergewerbe

Vorwort

Dem vorliegenden Aufsatz lag ursprünglich der Gedanke zugrunde, das Gewerbe der Schanzenbinder von Schwarzenstein darzustellen. Dieser Erwerbszweig hat die kleine Frankenwaldgemeinde in den letzten hundert Jahren weit über die engere Heimat hinaus bekannt gemacht.

Gespräche mit Schwarzensteinern, Einsicht in Akten der Gemeinde und in die Pfarrmatrikel des Evang.-luth. Pfarramtes Schwarzenbach/Wald und des Kath. Pfarramtes Enchenreuth, das Studium einschlägiger Akten im Staatsarchiv Bamberg erbrachten zusätzliches Material über andere ehemalige Erwerbsarten des Ortes, die Hausweberei, die Tappenmacherei und das Hausiergewerbe. Da zwischen ihnen ein gewisses Maß an Wechselbeziehungen bzw. Verknüpfungen besteht, konnte auf eine Gesamtdarstellung kaum verzichtet werden. So wurde der ursprünglich vorgesehene Umfang der Arbeit erweitert. Allgemein interessierende wirtschaftliche und soziale Aspekte wurden mit herausgearbeitet. Die Untersuchungen greifen immer wieder über den engen Rahmen des Ortes hinaus. Es wurde versucht, den umliegenden Raum mit einzubeziehen.

Das Untersuchungsgebiet

Schwarzenstein liegt etwa 2½ km südwestlich der Stadt Schwarzenbach am Wald. Mittelpunkt des Dorfes ist der Schloßberg, eine nördlich des tiefeingeschnittenen Tals der Wilden Rodach steil aufragende Felskuppe, die als Rest der hier teilweise aufgelösten Hochflächenriedel anzusehen ist. Auf dieser Anhöhe (im Volksmund *Schwamma*) stand die älteste Burganlage Schwarzensteins. Eine Erbteilung unter den Reitzensteinern im Jahre 1519 führte zu einer Teilung des Ortes und des Rittergutes. Obwohl beide Ortsteile schon seit dem 19. Jahrhundert wieder in einer Gemeinde vereinigt sind, sprechen die Bewohner heute noch von Ober- und Unterschwarzenstein. Das ehemalige Unterschwarzenstein gruppiert sich um den

wohl erst nach der Erbteilung entstandenen adeligen Ansitz gleichen Namens am flachen Nordwesthang des Schloßberges. Oberschwarzenstein zieht sich nordöstlich und östlich des Schloßberges in einem von Schwarzenbach/W. zum Tal der Wilden Rodach hinabführenden Tälchen hin.

Die Gemeinde Schwarzenstein ist im Herzen des Frankenwaldes gelegen. Sie gehört zum Verwaltungsbezirk des Landkreises Naila. Der südwestliche Teil des Landkreises, in dem Schwarzenstein liegt, zählte früher mit zu den ärmsten Ge-

bieten des Frankenwaldes. Es ist ein schon von Natur aus recht dürftig ausgestatteter Landstrich. Auf Grund der kargen Verwitterungsböden hat man weite Flächen dem Wald überlassen. Dazu kommen weitere Nachteile, die die landwirtschaftliche Nutzung erheblich mindern: steile Hänge, Höhenlage, rauhes Klima, eine kurze Vegetationsperiode. Die Landwirtschaft konnte und kann nur einem geringen Teil der Bevölkerung Arbeit und Brot geben. Ein großer Teil der dort ansässigen Menschen mußte stets versuchen, andere Erwerbsquellen ausfindig zu machen. Die Schwarzensteiner waren wohl mit die Ärmsten. Vielleicht haben sie es gerade deswegen in besonderer Weise verstanden, sich in Krisenzeiten umzustellen und neue Verdienstmöglichkeiten zu schaffen.

Bevölkerung, Wirtschafts- und Sozialstruktur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

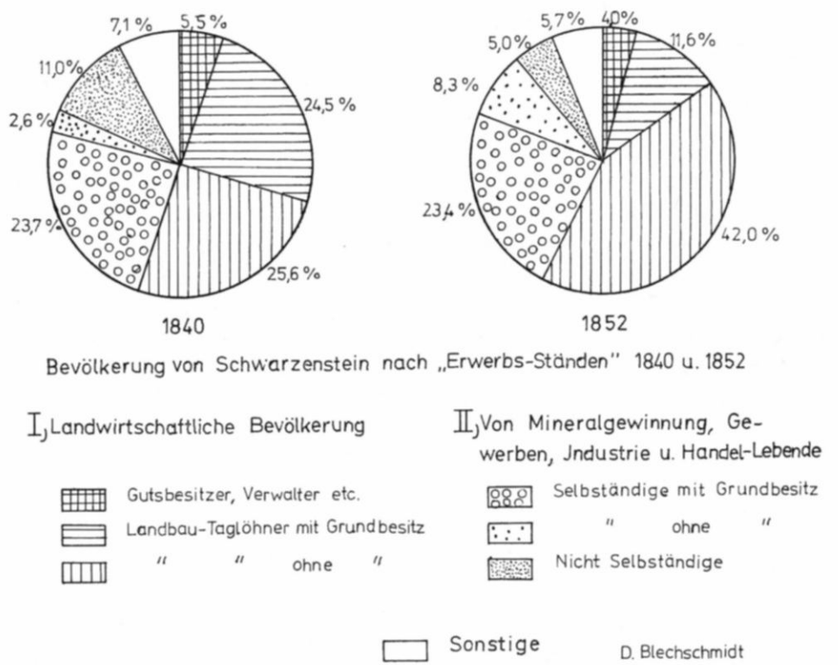
Die Landschaft zwischen den Tälern der Thiemitz und der Wilden Rodach zeigt im Vergleich zum übrigen Frankenwald eine größere Ballung von Siedlungen und damit auch eine relativ hohe Bevölkerungsdichte. Die Dörfer und Weiler liegen fast ausschließlich auf der Frankenwaldhochfläche bzw. auf Riedeln zwischen den tief eingeschnittenen Tälern. Man wird angesichts der schlechten Klima- und Bodenverhältnisse kaum die Ansicht vertreten, daß die ersten Siedler in unserem Raum ausschließlich von der Landwirtschaft leben konnten. Es muß angenommen werden, daß zumindest ein Teil der Siedlungen erst mit dem Aufblühen des Bergbaues im 14. und 15. Jahrhundert entstand und bereits existierende Orte dann weiter ausgebaut und erweitert wurden. Leider liegen noch kaum Ergebnisse über den Bergbau in unserem Untersuchungsgebiet vor. Das Vorhandensein von ehemaligen Schmelzen (siehe Ortsname *Schmölz*) und Hämmern in den Tälern (*Schnappenhammer, Schübelhammer, Löhmar-Mühle, Rauschenhammer, Dorschen-Mühle* — alle im Tal der *Wilden Rodach*) scheint mir jedoch darauf hinzuweisen, daß im Raum Schwarzenstein in größerem Umfang Bergbau betrieben wurde, ähnlich wie im benachbarten Schwarzenbach/W. Über die Zeit des Abbaus ist kaum etwas bekannt.

Die Gemeinde Schwarzenstein hat angesichts einer Flur von nur 71 ha schon immer eine erhebliche Überbevölkerung aufzuweisen. Die Zahl der Einwohner betrug im Jahre 1840 schon 383 (1861: 476, 1880: 509, 1900: 497, 1919: 513,

1939: 657, 1952: 743)[1]). Davon besaßen die beiden Rittergüter Ober- und Unterschwarzenstein im Jahre 1856 allein rund 47 ha[2]). Der Rest der Flur war in kleine und kleinste Parzellen aufgesplittert. Es handelt sich hierbei um ehemaliges Gutsland, das im Laufe der Zeit zerschlagen wurde und auf dem man viele Hintersassen ansiedelte. Diese hatten oft nur ein Häuschen (ein sogenanntes *Trüpfhaus* oder Tropfhaus, zu dem kein Stück Land gehörte), manchmal gehörten ein Garten und sogar *walzende Grundstücke* dazu. 1856 bewirtschafteten außer den beiden Rittergutsbesitzern nur drei Grundeigentümer in Schwarzenstein mehr als 4,5 Tagwerk (das entspricht etwa 1,5 ha). Das größte dieser Söldengüter umfaßte rund 11 Tagwerk. Die überwältigende Mehrheit der Besitzeinheiten bewegte sich zwischen 0,02 und 1,5 Tagwerk[3]). Durch Ansiedlung von Hintersassen auf ehemaligem Herrenland wurde ein charakteristisches Siedlungs- und Flurbild geschaffen. Den beiden großen, noch 1856 von Reitzensteinern bewirtschafteten geschlossenen Flurkomplexen stand die in kleinste Stücke aufgeteilte Flur der Häusler gegenüber. Die beiden Ortsteile wiesen und weisen auch heute noch keinerlei Plancharakter auf. Sie sind wohl Zug um Zug durch Abgabe von Parzellen durch die Grundherren entstanden. Schwarzenstein zeigt im Bereich des ehemaligen oberen und unteren Schlosses eine Ballung von Trüpfhäusern, im Tal (Oberschwarzenstein) eher eine Streuung. Die Konzentration von Trüpfhäusern und Hintersassen um Rittergüter ist oft charakteristisch für Siedlungen mit solch grundherrschaftlichen Ansitzen. Vielen Grundherren brachten Hintersassen neue Steuereinnahmen. Bergleute, aber auch Handwerker stellten für sie einen Zuwachs an wirtschaftlicher Macht dar. Ob es sich bei den Schwarzensteinern des 19. Jahrhunderts um Nachkommen von Bergleuten handelte oder ob diese von Anfang an Taglöhner oder Handwerker waren, läßt sich nicht mehr nachweisen.

In jedem Falle wurde durch Ansiedlung bzw. das Vorhandensein so vieler Hintersassen ohne oder mit nur wenig Grund und Boden die Wurzel für die besondere wirtschaftliche Entwicklung Schwarzensteins im 19. und 20. Jahrhundert gelegt. Ein großer Teil der Häusler war auf nichtlandwirtschaftlichen Erwerb angewiesen. Die besondere Sozialstruktur war ohne Zweifel entscheidend für das Entstehen und Gedeihen der besonderen Erwerbsarten. Einen Einblick in die Berufszugehörigkeit der Bevölkerung Schwarzensteins im 19. Jahrhundert geben zwei Statistiken aus den Jahren 1840[4]) und 1852[5]) (vgl. Abbildung). Es fällt auf, daß der prozentuale Anteil der (laut Statistik) hauptsächlich von der Land-

wirtschaft lebenden Bevölkerung (überwiegend Taglöhner) größer ist als die Gruppe der von Mineralgewinnung, Gewerben, Industrie und Handel lebenden Einwohner. Die Gruppe I nahm von 1840 bis 1852 sowohl absolut als auch relativ leicht zu. Hier dürften Krisen in der Hausweberei der vierziger Jahre ihren Niederschlag gefunden haben. Besonders bemerkenswert ist die erhebliche Zunahme der Landbau-Taglöhner ohne Grundbesitz, gefolgt von dem Anstieg der selbständigen Gewerbetreibenden ohne Grundbesitz. Beide haben keinerlei Bindung an Grund und Boden. Die Landbau-Taglöhner ohne Grundbesitz (1852 : 42,0 Prozent) waren wirtschaftlich am schlechtesten gestellt. Sie waren nur auf Taglohnarbeiten angewiesen, während die Gewerbetreibenden eine etwas breitere Existenzgrundlage hatten. Die ersteren zeigten sich für Übergänge in andere



Berufsgruppen noch anfälliger. Beim Vergleich beider Diagramme ist bei Gruppe II eine erhebliche Zunahme der selbständigen Gewerbetreibenden ohne Grundbesitz, jedoch eine Abnahme der nichtselbständigen etwa um die Hälfte ersichtlich. Hier dürfte sich das Selbständigmachen vieler Hausweber nach 1840 widerspiegeln.

Die Hausweberei

Über die Hausweberei in Schwarzenstein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist nicht sehr viel bekannt. Bei den in den Statistiken von 1840 und 1852 unter der Rubrik II (Von Mineralgewinnung, Gewerben, Industrie und Handel Lebende) erfaßten Personen dürfte es sich überwiegend um Hausweber handeln. Diese Annahme wird bestätigt, wenn man die Kirchenbücher der Zeit durchsieht und bei den Eintragungen auf die Berufsangaben achtet. Unter den Handwerkern überwiegen eindeutig die *Webermeister*. Die Baumwollweberei war im letzten Jahrhundert, teilweise schon Jahrhunderte vorher, für viele Frankenwäldler die Haupterwerbsquelle.

In den unter Montgelas in den Jahren 1811/12 in ganz Bayern durchgeführten statistischen Erhebungen finden sich u. a. *Tabellen über sämtliche Künstler und Handwerker*. Im *Bezirk des koenigl. baierischen Land Gerichts Naila* werden 960 Handwerksmeister verzeichnet. Davon waren 447, also fast die Hälfte Weber (gemeint sind Webermeister). Die Zahl der Webermeister war besonders groß in den Steuerdistrikten Culmitz (44), Döbra (36), Selbitz (78), Schwarzenbach/W. (52), Schauenstein (76), Untersteben (42) und Volkmannsgrün (37)[6]. In allen anderen Steuerdistrikten gab es weniger als 20 Webermeister. Leider konnten nirgends Angaben über Gehilfen und Lehrlinge entdeckt werden. Ihre Anzahl war in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sicherlich größer als später, wie noch an dem hohen prozentualen Anteil der Nichtselbständigen in der Statistik von 1840 zu erkennen ist.

Schwarzenstein ist in der Tabelle von 1811/12 nicht gesondert aufgeführt. Es gehörte zum Steuerdistrikt Schwarzenbach/W. Hier wurden 1811/12 119 Handwerksmeister gezählt, von denen 52 Weber waren. Erst aus dem Jahre 1820 sind uns statistische Erhebungen für die Gemeinde Schwarzenstein überliefert.

Auch hier wurden leider wiederum nur die Handwerksmeister erfaßt. Demnach befanden sich 1820 in der Gemeinde Schwarzenstein folgende Handwerksmeister[7]):

1 Bierschenker
1 Mahlmüller
1 Säge- oder Schneidmüller
2 Schuhmacher
7 Weber

Man sieht, daß die Hausweberei in jener Zeit unter den Gewerben an erster Stelle stand. Dies wird noch unterstrichen, wenn man unterstellt, daß in der Hausweberei die Zahl der Gesellen, Lehrlinge und Hilfskräfte (Frauen und Kinder) höher war als bei anderen Handwerkszweigen.

Leider finden sich für die nachfolgenden Jahrzehnte keine Gewerbestatistiken. Deshalb können für das nächste halbe Jahrhundert kaum genauere Angaben über die Weberei gemacht werden. Ab dem Jahre 1825 wurden für den Bereich des Bezirksamtes Naila bis zur Einführung der Gewerbefreiheit Ende der sechziger Jahre mehrere Gewerbekataster geführt. In ihnen sind viele Konzessionsgesuche, v. a. von Hauswebern, zu entdecken[8]). Obwohl unter der Weberbevölkerung, insbesondere in den vierziger Jahren, immer wieder Arbeitsmangel und Not herrschten, nahm die Zahl der Weber und der von der Hausweberei lebenden Bevölkerung bis etwa 1870 eher noch zu. Die Weber waren an Krisen gewöhnt oder hatten sich daran zu gewöhnen.

Vor dem großen Weberelend in den siebziger Jahren finden sich für unseren Raum nicht sehr viele Quellen über die Hausweberei. Einer in der Handschriftensammlung der Bayerischen Staatsbibliothek in München vorhandenen Beschreibung des Landgerichtsbezirkes Naila[9]), die um 1860 von dem Bezirksarzt Dr. Reichel erstellt worden war, sind einige interessante Aspekte über die Weberei zu entnehmen. Man kann u. a. ersehen, welch dominierende Stellung die Hausweberei im Bezirk hatte. Sie scheint in jenen Jahren floriert zu haben. Reichel gibt einen recht anschaulichen Bericht. In dem Kapitel *Beschäftigung der Bewohner; Verwendung der Jugend zu schwerer oder sonst ungeigneter Arbeit; Fabrik und ähnliche Arbeit;* etc. ist folgendes zu lesen:

Die hauptsächlichste Beschäftigung der Bewohner des Gerichtsbezirkes besteht in der Baumwollenweberey, und wie sehr diese über alle anderen Gewe(r)be hervorragen, geht daraus hervor, daß im Bezirke 5700 Familien sich befinden, von welchen 1800 ganz allein durch die Weber-Profeßion sich ernähren, während nur 600 ausschließlich von der Ökonomie leben. Diese Weber holen das zu ihrer Arbeit benöthigte Garn und die Muster, welche der Fabrikherr verfertiget haben will, an den Liefertagen von ihren Brodherren, und am nächsten Termine liefern sie die verfertigten Arbeiten an sie wieder ab, und nehmen ihre Bezahlung dafür in Empfang. Diese Fabrikherren wohnen theils im Gerichtsbezirke, theils in der Stadt Hof, theils im Städtchen Hirschberg im Fürstenthume Reuß Ebersdorf, und an dem Samstage, dem Hauptlieferungstage sind ganze Schaaren von Webern auf den Landstraßen zu treffen, welche mit Wolle bepackt von ihren Brodherren nach Hause zurückkehren. ... Der Agrikultur-Stand ist weit weniger vertreten, indem nur 600 Familien ausschließlich davon leben. Größere Güter-Complexe sind nur wenige vorhanden. Der Boden ist sehr vertheilt, und die Gewerbetreibenden haben größtentheils mehr oder weniger auch Grundbesitz, wodurch ihre Subsistenz gesichert wird. Dagegen erlernen auch die Besitzer kleinerer Güter die Weber-Profeßion und treiben sie nebenbey, weil sie außerdem ihre Familien, die oft sehr zahlreich sind, nicht unterhalten und ernähren könnten.

Reichel berichtet in dem gleichen Kapitel, daß gerade bei den Webern die Kinderarbeit üblich sei. Besonders das sogenannte *Plauische Nähen* wurde von Kindern ausgeführt. Mädchen und Buben mußten schon ab dem 9. Lebensjahr, v. a. während der Ferien, das Spulen übernehmen.

Sind sie konfirmirt, haben sie das 14. Lebensjahr mithin überschritten, dann nimmt der Webermeister seinen Sohn in die Lehre, und die Tochter wird gewöhnlich als Magd hinausgegeben. ... Die kleinbegüterten Bauern, welche mehr als einen Sohn haben, bestimmen, weil doch nur einer das väterliche Besitzthum übernehmen kann, die übrigen gewöhnlich zu der Weberey, weil sie denselben voraussichtlich ohne besonderen Aufwand eine sichere Unterkunft für die Dauer verschaffen können.

Im Jahr 1860 muß demnach die Hausweberei Söhnen von Bauern, Kleinbauern und Häuslern noch eine relativ sichere Existenz geboten haben.

Nun sollen noch ein paar Sätze zur Charakterisierung der Hausweberei gesagt werden. In der Beschreibung von Reichel klingt bereits an, daß es im 19. Jahrhundert im Frankenwald kaum „selbstverlegende Weber" gab, d. h. Weber, die sowohl Rohstoffbeschaffung als auch Absatz und Verkauf der Waren selbst tätigen konnten. Die meisten von ihnen waren abhängige Lohnweber, die für Fabrikanten bzw. Verleger in den Städten arbeiteten. Letztere beschäftigten überall in den Weberdörfern oft Hunderte von Webstühlen. Die Verleger suchten sich die tüchtigsten Weber in den Dörfern als Faktoren aus, die den Webern Arbeit vermittelten, Garne ausgaben, die Produktion überwachten, Lohn auszahlten

und wohl auch Fertigwaren den Verlegern übermittelten. Verleger-, Faktorenwesen und abhängige Lohnweber sind typisch für die Baumwollweberei des Frankenwaldes in jener Zeit. Die Weber in Schwarzenstein waren Lohnweber. Sie arbeiteten für die Fabrikanten Knopf in Helmbrechts und Müller in Presseck[10]).

Es muß noch hinzugefügt werden, daß es natürlich auch etwas Leinenweberei im Frankenwald gab. Diese wurde aber meist nur von Bauern als Winterarbeit ausgeführt. Man verarbeitete den Flachs, den man auf den eigenen Feldern anbaute. Das fertiggestellte Leinen wurde vorwiegend für den Eigenbedarf verwendet.

Mit dem großen Weberelend in den siebziger Jahren beginnen die historischen Quellen über die Hausweberei wieder zu fließen. Diese war anfangs des Jahres 1877 schon in größte Bedrängnis gekommen. Die Weber hatten kaum Aufträge und erhielten nur geringen Lohn. Hans Seiffert führt die Notzeit auf Auswirkungen einer Baumwollrekordernte in Amerika zurück, die einen allgemeinen Preissturz für alle Baumwollartikel auslöste[11]). C. Hofmann[12]) rückt als Ursache für die Absatzkrise der siebziger Jahre besonders die schlechte Marktlage im Inland in den Vordergrund. Der Tiefstand der Preise für landwirtschaftliche Produkte vor Inkrafttreten des Zolltarifs von 1879 hatte eine allgemein geringere Kaufkraft der landwirtschaftlichen Bevölkerung zur Folge.

Es mag einer eingehenderen Untersuchung vorbehalten sein festzustellen, ob nicht doch die Konkurrenz der in Oberfranken in den Städten schon hie und da aufblühenden Webereien als Ursache für die Krise in der Hausweberei anzusehen ist.

Zu den großen Verdiensteinbußen der Weber kamen noch Kartoffelmißernten hinzu, so daß in fast allen Weberorten, insbesondere in den Jahren 1877—1879, bittere Not herrschte. Diese schlimmen Jahre für die Bewohner des Frankenwaldes, v. a. für die Hausweber, in denen heimliche und offiziell genehmigte Auswanderungen in die Vereinigten Staaten von Amerika erheblich zunahmen, könnten auf Grund des Vorhandenseins einer Menge einschlägiger Akten im Staatsarchiv Bamberg für nahezu alle Gemeinden genau rekonstruiert werden[13]). Im Rahmen dieser Arbeit interessieren jedoch nur die Verhältnisse in der Gemeinde Schwarzenstein und in deren Umgebung. Hilfskomitees auf Regierungs-, Kreis- und Gemeindeebene wurden für die notleidenden Weber errichtet. Man verteilte Lebensmittel (Brot, Zichorie, Hirse, Kartoffeln) und Geldbeträge, die von öffentlicher und privater Hand gespendet worden waren. Als hochherziger

Spender für die hungernden Weber Schwarzensteins erwies sich der Königliche Seminarlehrer Böhm in Altdorf[14]).

Zur besseren Erfassung der Notlage unter der Bevölkerung wurden in den Jahren 1877—79 von den Behörden eine Reihe von Erhebungen durchgeführt. Hieraus sind auch Angaben über Bevölkerungs-, Berufs- und Sozialstruktur zu entnehmen.

27. 1. 1877[15]):	Anzahl der Weber in Schwarzenstein:	57
	Anzahl der in Betrieb stehenden Webstühle:	53
	Anzahl der arbeitsleeren Webstühle:	10

24 der 57 Weber waren ohne Lebensmittel- und Kartoffelvorräte. Es handelte sich um Leute ohne Vermögen. 6 unter ihnen waren in Gefahr, bei längerem Arbeitsmangel in Hungersnot zu geraten. Der durchschnittliche tägliche Verdienst an einem Webstuhl wird mit 60 Pfennigen angegeben.

Am 27. 1. 1877, als die große Not gerade begonnen hatte, gab es in Schwarzenstein 57 Weber, eine stattliche Zahl. Aus anderen, den Akten über den Notstand der Weberbevölkerung[16]) beiliegenden Statistiken über die hilfsbedürftigen Weberfamilien läßt sich ersehen, daß ein Weberhaushalt durchschnittlich 4—5 Personen umfaßte. Demnach muß 1877 etwa die Hälfte der ca. 500 Einwohner Schwarzensteins von der Hausweberei gelebt haben. Schwarzenstein war also 1877 ein Weberdorf.

Statistiken der nächsten Jahre zeigen, daß bei anhaltender Konjunkturkrise in der Weberei die Zahl der von diesem Gewerbe lebenden Schwarzensteiner beständig sank.

24. 6. 1879[17]):	Anzahl der Weber in Schwarzenstein:	40
	Anzahl der in Betrieb stehenden Webstühle:	40
	Anzahl der arbeitsleeren Webstühle:	10

Im Jahr 1879 hatten, verglichen mit der Anzahl von 1877, etwa 1/3 der Weber aufgegeben.

In der Tabelle vom 24. Juni 1879 finden sich noch Angaben über den Durchschnittslohn pro Tag an einem Webstuhl in Schwarzenstein[18]):

a) vor Eintritt des Notstandes	2.00 bis 2.50 M
b) während des Notstandes	0.60 bis 0.80 M
c) zur gegenwärtigen Zeit	0.60 bis 0.80 M

Die Löhne pro Webstuhl und Tag waren in den umliegenden Orten gleichermaßen gefallen und betrugen 1879 in Bernstein a. W. 50 Pfennige, in Löhmar 60—80 Pfennige, in Gottsmannsgrün, Schönbrunn, Poppengrund, Affennest, Göhren und Grubenberg 80 Pfennige, in Schwarzenbach/W. 80 Pfennige bis 1 Mark. In Schwarzenstein waren während des Notstandes und am Anfang des Jahres 1879 von 50 Webstühlen manchmal kaum 20 in Betrieb gewesen[19]). Die vielen leerstehenden Webstühle und das Absinken der Löhne machen den Rückgang in der Hausweberei deutlich. Vergleiche von Löhnen und Preisen ergaben, daß man sich am Ende der siebziger Jahre im Frankenwald für den Tagesverdienst von 60—80 Pfennigen an einem Webstuhl etwa einen Laib Brot (ca. 60 Pfennige) oder rund 1/4 Zentner Kartoffeln kaufen konnte[20]).

Die Zahl der Weber und der Webstühle sank auch nach dem Ende der Hungerjahre in Schwarzenstein ständig ab.

1891 waren in Schwarzenstein noch 22 Weber ansässig[21]), für 1894 werden 21 Weber und 22 Webstühle angegeben[22]).

Merkwürdigerweise hatte sich in den umliegenden Dörfern und Weilern, aber auch in Schwarzenbach/W. die Hausweberei in weit größerem Maße gehalten: Im Jahre 1894 zählte man in Schwarzenbach/W. noch 78 (im Jahre 1879 90) Weber, in dem Ort Bernstein waren noch 61 ansässig. Selbst kleine Ortschaften hatten noch eine große Zahl von Hauswebern (1894): Gemeinreuth 13, Löhmar 17 (1879: 18), Oberleupoldsberg 16, Unterleupoldsberg 13, Räumlas 16, Sorg 23[23]).

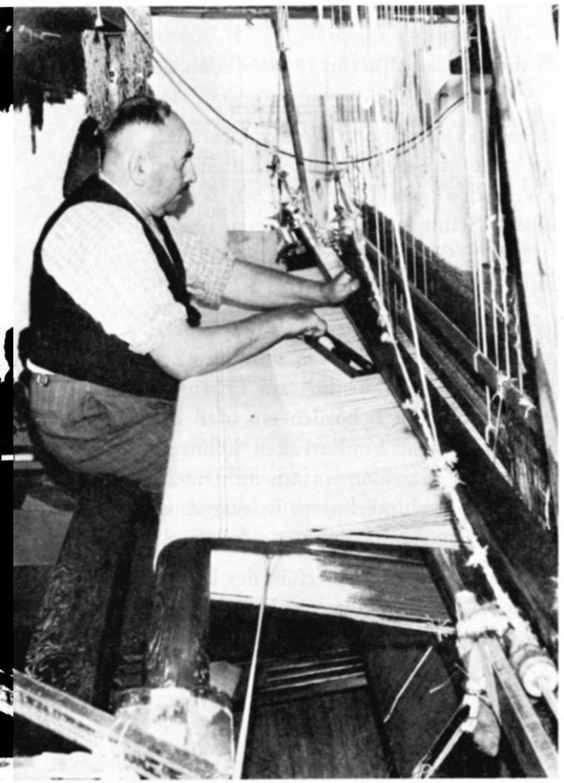
Seit dem großen Weberelend hatte sich der Staat stets bemüht, den Hauswebern durch Gewährung von Aufträgen für das Militär zu helfen. Man versuchte zunächst mit allen Mitteln die Haus- und Handweberei künstlich am Leben zu erhalten. Gegen Ende des Jahrhunderts sahen auch die Behörden ein, daß die Hausweber ohne die Hilfe von Maschinen nicht mehr konkurrieren konnten. Selbst die fleißigsten Weberhände konnten mit der Maschine einfach nicht mehr mithalten. Die Hausweber mußten früher oder später unterliegen. Es war sinnlos, sie weiterhin laufend zu unterstützen.

In einem Schreiben vom 10. Januar 1898 an das K. Staatsministerium des Innern in München wird von der K. Regierung in Bayreuth, Kammer des Innern, folgendes Gutachten zur *Hebung der oberfränkischen Handweberei* erstellt:

Hinsichtlich des Preises können die Handweber mit den mechanischen Webereien nie und nimmer konkurriren. Dies erhellt deutlich aus dem Gutachten des Webschuldirektors Schams in Münchberg v. 12. Novbr. d. Js., welcher konstatirt, daß ein Fabrikweber täglich 126 000, ein Handweber dagegen selbst bei verlängerter Arbeitszeit nur 30 000 Schuß zu liefern im Stande ist, womit die Überlegenheit des Fabrikwebers schlagend dargethan ist. . . .

Es empfiehlt sich darum nicht, Handweber dauernd und ausschließlich auf Militärarbeit einzurichten. . . .

Sehr wichtig in Bekämpfung des Arbeitsmangels ist zweifellos die Förderung des Verkehrs in der Richtung, daß die abgelegenen, dichtbevölkerten Weberorte thunlichst zahlreich dem Eisenbahnnetz und dadurch dem Arbeitsmarkt angeschlossen werden. Hiedurch werden nicht nur die Beziehungen zwischen Webern und Fabrikanten erleichtert und die Zuweisung von Arbeit gefördert, auf solche Weise wird auch die Gründung industrieller Unternehmungen in jenen Gegenden, die vornemlich unter dem Arbeitsmangel zu leiden haben, begünstigt. . . . Wir müssen uns deßhalb voll und ganz den Anträgen anschließen, die aus einzelnen Gegenden speciell aus Tettau, Stadtsteinach, Schwarzenbach a. W. . . . gestellt worden sind . . . und die dahin gehen, durch Erbauung thunlichst vieler Bahnen die armen oberfrk. Gegenden mehr und mehr dem Verkehr und damit der sich ausbreitenden Industrie zu erschließen [24]).



VON HAUSWEBERN
IM FRANKENWALD

Adam Wirth/Rodeck arbeitet heute noch an dem seit Generationen im Familienbesitz befindlichen Handwebstuhl.

VON SCHANZENBINDERN
IM FRANKENWALD

Andreas Hahn/Schwarzenstein beginnt mit dem Binden an beiden Stellen, an denen Schienen und Reifen zusammenlaufen.

Tatsächlich führte der Bau von Stichbahnen im Frankenwald, v. a. gegen Ende des 19. Jahrhunderts, zur Ansiedlung von mechanischen Webereien im Bereich von Selbitz und Naila. Viele Hausweber fanden hier eine lohnende Beschäftigung. Diese Entwicklung setzte im Raum Schwarzenbach/W. erst zwei bis drei Jahrzehnte später und viel langsamer ein. 1911, ein Jahr nach Eröffnung der Eisenbahnlinie Naila—Schwarzenbach/W., ließ sich in Schwarzenbach/W. die mechanische Weberei Münch nieder. Von den 250 Arbeitern waren nur 29 Hausweber. Erst nach Übernahme (zunächst pachtweise bis 1927) der Firma durch die ERBA AG. im Jahre 1922 und der Umstellung auf Baumwollweberei wurden bessere Arbeitsbedingungen für Hausweber geschaffen. Der prozentuale Anteil ehemaliger

Hausweber an der Gesamtarbeiterschaft der ERBA während der ersten Jahre wird mit ca. 15 Prozent angegeben[25]). Hausweber, die in Fabriken Anstellung fanden, waren in der Regel junge Leute. Die älteren unter ihnen blieben ihrem Handwebstuhl jahre- und jahrzehntelang treu. Manche betrieben die Hausweberei bis in die fünfziger Jahre. Schon in den Jahren 1935—1940 dürfte sie jedoch auch im Raum Schwarzenbach/W. keine große wirtschaftliche Bedeutung mehr gehabt haben.

In Schwarzenstein hatten Zahl der Weberfamilien und der Webstühle bereits vor der Jahrhundertwende erheblich abgenommen. Es war bereits im Jahr 1891 kein Weberdorf mehr. Dagegen diente die Hausweberei in den meisten umliegenden Ortschaften noch jahrelang als Haupterwerbsquelle. Erhebungen in den neunziger Jahren und nach der Jahrhundertwende, in denen die notleidenden Hausweber des Landkreises erfaßt wurden, enthalten fast niemals Schwarzensteiner, wohl aber Weber aus Dörfern der Umgebung. Die Schwarzensteiner hatten sich bereits in den siebziger Jahren nach neuen Erwerbsarten umgesehen. 1877 werden von amtlicher Seite Weberei, Schanzenbinden und Tappenmacherei als die 3 *Industriezweige* Schwarzensteins bezeichnet[26]). Die beiden letzteren und das Hausiergewerbe sollten sich in der Folgezeit immer mehr durchsetzen. War die Hausweberei eng mit dem Verleger- und Faktorenwesen verknüpft gewesen, so bestanden bei Schanzenbinderei und Tappenmacherei enge Verbindungen zum Hausiergewerbe. Der Absatz der Schanzen und Tappen erfolgte auf dem Hausierwege.

Die Tappenmacherei (Tuchschuhmacherei)

Die Fertigung von Tappen (auch Schlappen oder Tuchschuhe genannt) — aus Tuchresten und Lumpen hergestellte Hausschuhe — war früher in manchen armen Frankenwaldgemeinden eine beliebte Heimarbeit. Im Jahre 1931 gab es im nördlichen Teil des Landkreises Stadtsteinach und in den Landkreisen Kronach und Naila noch 52 Orte, in denen sich ein kleiner oder größerer Teil der Bevölkerung von dieser technisch einfachen Arbeit ernährte[27]). Schwarzenstein findet sich in dieser Statistik nicht mehr. Und doch hatte die Gemeinde, ebenso wie Schwarzenbach/W. noch wenige Jahrzehnte vorher zu den Tappenmacherorten des Frankenwaldes gehört.

Die Anfänge dieser Heimarbeit sind für Schwarzenstein dank eines Aktenfundes im Staatsarchiv Bamberg recht gut zu rekonstruieren[28]). Es zeigt sich, daß die

Tappenmacherei von Anfang an sehr eng mit dem Hausiergewerbe verbunden war. Mit dem Niedergang der Hausweberei in den siebziger Jahren konnten und mußten andere Erwerbsarten an ihre Stelle treten. Die Tappenmacherei war ein Nachfolgegewerbe der Hausweberei. Sie war schon vor dem großen Weberelend vorhanden, kam aber erst im Verlauf dieser Krise und danach zu voller Blüte. Das findet sich sogar amtlich bestätigt. In einem Brief des Bezirksamtes Naila an die Regierung von Oberfranken, Kammer des Innern, vom 21. 3. 1881 erfahren wir, daß in Schwarzenstein, Schwarzenbach/W., in geringerem Maße in der Gemeinde Räumlas, jährlich insgesamt 50 000 Paar Tuchschuhe hergestellt wurden, wobei mit dem Zubereiten, Verfertigen und dem Handel mindestens 130 Personen Beschäftigung hatten. *Diesen Umfang hat die Tuchschuhmacherei erst in den letzten 8 Jahren erlangt indem das Gewerbe ziemlich lohnend war und größere Arbeitsstockungen in der Weberei eingetreten sind*[29]). Aus den Akten ist ersichtlich, daß die Tappenmacherei in Schwarzenstein am Anfang der sechziger Jahre eingeführt worden war und 8—10 Jahre lang nur von dem Tuchschuhmacher und Bürgermeister Andreas Hohberger ausgeübt wurde. Nach 1870 stieg die Zahl der Tappenmacher an. Im Jahre 1881 waren in Schwarzenstein *8 selbstständige Gewerbetreibende mit je einen Gehilfen ansässig*. Es handelte sich um die Tuchschuhmacher Johannes Ströhla, Johann Dietrich, Georg Greim, Johann Stumpf, Joh. Ad. Peetz, Johann Fehn, Christoph Zapf und Johann Ströhla[30]).

Ausserdem (neben dem Tuchschuhmacher und einem Gehilfen) *arbeiten aber die sämtlichen Hausgenoßen Frauen und Kinder, sowie ausserhalb der Werkstätten noch verschiedene Personen, welche die aus alten Tuchstücken bestehenden Sohlen zusammenpappen, nageln, den Stoff zu den Schuhen zusammen nähen und die Schuhe einfassen, desgleichen hat jeder solcher Gewerbeunternehmer 1—2 Hausirer, so daß sich cirka 50 Personen damit beschäftigen. Dieser Erwerbszweig hat in den letzten Jahren einen solchen Umfang erreicht, daß wenigstens und durchschnittlich 25 000—30 000 Paar Schuhe jährlich verfertigt werden*[31]).

Hausiergewerbe

Mit der Einführung der Tappenmacherei ist in Schwarzenstein zum ersten Mal die Berufsgruppe der Hausierer nachweisbar.

Es handelt sich hierbei um *Fremdhausierer*, um ambulante Erwerbstätige, die im wesentlichen mit nicht selbst hergestellter Ware handeln[32]). W. Hartkes These, daß Fremdhausierer ihre Entstehung meist kleinen Grundherren verdanken,

trifft bei den Tuchschuhhausierern in Schwarzenstein zu. Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß sich in der Gemeinde die Gruppe der Selbsthausierer (Schanzenbinder und Schanzenhändler) in weit größerem Umfang entwickelte.

Im folgenden soll noch einiges über die Hausierer mit Tuchschuhen gesagt werden. Jeder selbständige Tuchschuhmacher in Schwarzenstein hatte 1—2, die Schwarzenbacher Tappenmacher hatten im Durchschnitt sogar 1—3 Hausierer angestellt[33]). In Gesuchen an Bezirksamt und Regierung wird immer wieder hervorgehoben, daß wegen der großen Konkurrenz anderer Tappenmacher in der Umgebung nur ein geringer Teil der Waren in der Nähe abgesetzt werden könne. Die Tuchschuhmacher sind darauf angewiesen, ihre Fabrikate *nach auswärts im Hausierwege verkaufen zu müßen*[34]). Sie konnten ihre Waren nicht selbst verkaufen. Um genug zu verdienen, mußten sie wegen der geringen Gewinnspanne eine möglichst hohe Produktionsziffer erreichen. Selbsthausieren hätte ihnen zuviel von ihrer Arbeitszeit weggenommen. Sie waren also auf Leute angewiesen, die für sie die Waren an den Mann brachten.

Den Akten sind noch einige interessante Aussagen über die Hausierer und ihre soziale Stellung in Schwarzenstein zu entnehmen. Es wird immer wieder hervorgehoben, daß die Hausierer ganz arme Leute seien, ja daß sich mit diesem Gewerbe nur die Ärmsten befaßten[35]). An anderer Stelle werden Hausierwesen und Hausierer anschaulich geschildert:

Der Tuchschuhmacher muß also jemand haben, der die von ihm gefertigte Waare verkauft. Zu diesem Zweck müssen gewöhnlich Leute gewonnen werden, die wenig oder gar kein Vermögen besitzen. Ein besser situirter Mann läßt sich zu einer solchen mühsamen Arbeit mit wenig Verdienst nicht herbei[36]).

In den Urkunden ist auch mehrfach davon die Rede, daß die für den Hausierhandel anfallenden Steuern, Gemeindeumlagen und die Kosten für die Legitimationsscheine häufig nicht einmal von den armen Hausierern bezahlt werden konnten, sondern von den Tuchschuhmachern selbst getragen werden mußten.

Die Herstellungskosten für ein Paar Tuchschuhe werden im Jahr 1888 mit 1,20 bis 1,30 M angegeben. Der Hausierer verkaufte das Paar für 1,50 bis 1,60 M[37]). Als Absatzgebiete der Tappenhausierer wird v. a. der Regierungsbezirk Oberfranken, aber auch Mittelfranken, Unterfranken, Oberpfalz und die *thüring'schen Staaten* genannt[38]).

Eine Besonderheit beim Tuchschuhhandel ist darin zu sehen, daß er nur im Winterhalbjahr von November bis Ende März währte[39]). Einer anderen Quelle ist zu entnehmen, daß er höchstens zwei Monate lang, von Mitte November bis Mitte Januar, betrieben wurde. In der übrigen Jahreszeit sei dieser Artikel nicht zu verkaufen[40]). Tuchschuhe waren warme Hausschuhe, die nur im Winterhalbjahr gebraucht und gekauft wurden.

Das Handeln mit Tuchschuhen konnte also die Hausierer nicht ganzjährig, sondern nur während der kalten Jahreszeit ernähren. Diese kamen, wie eine Hausiererstatistik aus Schwarzenbach/W. zeigt[41]), vor allem aus der Erwerbsgruppe der Taglöhner. Es handelte sich wohl um Taglöhner mit nur wenig oder gar keinem Vermögen, die während des Sommerhalbjahres in der Landwirtschaft arbeiteten und sich im Winter durch Hausieren etwas Geld verdienten. Im Jahr 1888 wird bestätigt, daß die 6 Schwarzensteiner Tuchschuhmacher sich ausschließlich vom Tappenmachen ernähren, während die 13 Tuchschuhhändler auch noch *Nebengeschäfte treiben*[42]).

Es ist wie bei allen Gewerben in Schwarzenstein schwierig, genau anzugeben, wie hoch der Anteil der Tappenmacher und der dazugehörigen Hausierer an der Gesamtzahl der Erwerbspersonen anzusetzen ist. Vor allem die Hausierer waren nur nebenberuflich oder zeitweise, niemals ganzjährig in dem Gewerbe beschäftigt. Nach dem Jahr 1890 schweigen die Urkunden über Tappenmacherei und Hausiergewerbe. Herr Andreas Krapp, Schuh- und Korbhändler in Schwarzenstein, der selbst aus einer alteingesessenen Schanzen- und Tappenmacherfamilie stammt, berichtet, daß noch in den beiden ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts Herstellung und Verhausieren der Tappen in größerem Umfang, vor allem in Notzeiten, betrieben wurden. Viele Hausierer hatten keinen Gewerbeschein und konnten ihre Tappen, die sie in großen Tragkörben beförderten, nur in einem Umkreis von 15 km absetzen. Sie hatten ihren Kundenstamm vorwiegend in Lichtenberg, Bad Steben, Naila, Selbitz und Helmbrechts. Die Waren wurden auch teilweise auf Jahrmärkten in Hof verkauft.

Die Schanzenbinderei

Schanze (Plural: Schanzen) ist der im Frankenwald häufig vorkommende lokale Ausdruck für einen flachen Korb, der v. a. in der Landwirtschaft Verwendung

fand bzw. heute noch findet. Der Name entstammt dem mittelhochdeutschen Substantiv *schanze* = Reiserbündel.

Es bestehen Ähnlichkeiten zwischen Schanzenbinderei und Korbmacherei. Bei beiden werden Flechtwaren in reiner Handarbeit hergestellt. Die verwendeten Rohstoffe sind verschieden. Der Schwarzensteiner gebraucht bei der Bezeichnung seiner Arbeitstechnik nicht den Ausdruck *Schanzenflechten,* sondern *Schanzenbinden.* Schanzen werden also *gebunden,* nicht geflochten. Nun sind *Binden* (Knüpfen eines Weberknotens) und *Bindung* (Art der Verflechtung der Kett- und Schußfäden) Termini der Webersprache. Es wäre zu untersuchen, ob der für die Technik des Schanzenmachens verwendete Begriff *Binden* nicht eventuell der Sprache der Weberei entnommen ist. Die Entlehnung dieses Wortes aus der Webersprache und dessen Verwendung für im Prinzip ähnliche Arbeitstechniken bei der Schanzenbinderei halte ich für nicht ausgeschlossen. Schwarzenstein war bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts selbst ein Weberdorf. Es liegt auch mitten in einem ehemaligen Webergebiet.

Ich möchte darauf hinweisen, daß es kaum Veröffentlichungen über die Schanzenbinderei gibt. Nur in einer Dissertation über die Heimarbeit des Frankenwaldes aus dem Jahre 1932 finden sich zwei kurze Kapitel[43]). Hier soll die Schanzenbinderei eingehender und umfassender dargestellt werden.

Die Anfänge des Gewerbes liegen im Dunkeln. Es sollte sich jedoch nach dem Niedergang der Hausweberei für mehr als ein halbes Jahrhundert zur wichtigsten Existenzgrundlage für die Bewohner der kleinen Frankenwaldgemeinde entwickeln. Unter den besonderen Erwerbsarten ist die Schanzenbinderei die bodenständigste. Alle Rohstoffe kamen aus dem umliegenden Wald. Die Schwarzensteiner scheinen sich in Krisenzeiten überhaupt des öfteren fast gänzlich vom Wald und den verschiedenen Produkten des Waldes ernährt zu haben. Eine besondere Eigenart der Schanzenbinderei ist die enge Verknüpfung mit dem Hausiergewerbe (Selbsthausieren).

Es gibt nur wenige archivalische Unterlagen, kaum statistisches Material über die Zahl der Schanzenbinder, über Umfang des Vertriebes und die Höhe des Verdienstes. Das hängt mit davon ab, daß dieses Gewerbe zum Teil nur nebenberuflich oder saisonmäßig (als Winterarbeit) ausgeführt wurde. Vor 1948/49 verstand wohl zumindest jeder zweite erwachsene Mann in Schwarzenstein etwas vom

Schanzenbinden. Nur ein Teil übte das Gewerbe hauptberuflich aus. Da stets nur diese, wenn überhaupt, statistisch erfaßt wurden, kann eine Statistik kein richtiges Bild über den wirklichen Umfang der Schanzenbinderei vermitteln. Bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hinein war es geradezu typisch für das Berufsbild des Schwarzensteiners, daß er keinen Beruf im heutigen Sinne des Wortes erlernt und daher auch keine feste Arbeitsstelle hatte.

Ich stütze mich in dem Abschnitt über Schanzenbinderei und Schanzenhandel vorwiegend auf persönliche Befragungen, die ich bei Schanzenbindern durchführte[44]).

Die Beschaffung der Rohstoffe

Die Schanzenbinderei ist kein Kunstgewerbe wie etwa die Korbmacherei im Lichtenfelser Raum. Die Schanzen sind verschleißfester als Weidengeflecht. Sie werden auch zu anderen Zwecken verwendet als die Produkte der Korbmacherei. Das Schanzenbinden verlangte wohl ziemlich Kraft. Es konnte in relativ kurzer Zeit erlernt werden. Meist wurde es vom Vater auf den Sohn weitervererbt. Zur Herstellung der Schanzen wurde folgendes Rohmaterial gebraucht:

a) Tannen- oder Fichtenäste von Baumwipfeln. Die Äste wurden zu einem runden oder ovalen *Reifen* gebogen, der zusammen mit den Schienen den Rumpf der Schanze bildet.
b) Astfreies Tannen- oder Fichtenholz zur Herstellung der *Schienen.* Einem Bericht des Försters von Schwarzenbach/W. von 1879 ist zu entnehmen, daß die Schanzenbinder damals nur Tannenholz verwendeten[45]).
c) Fichtenwurzeln. Die gespaltenen Wurzeln waren das Flechtmaterial des Schwarzensteiner Schanzenbinders.

Während das Holz manchmal von staatlicher oder privater Hand gekauft wurde, holte man sich die Äste, vor allem aber die Fichtenwurzeln, einfach aus den Wäldern. Über die *Beschaffung* der Fichtenwurzeln soll hier noch einiges gesagt werden. Die Schanzenbinder kamen auf der Suche nach geeignetem Material bis zu etwa 35 km weit. Sie waren oft 10—12 Stunden unterwegs, meist in der Nacht, um den Forstbeamten aus dem Weg zu gehen. Holzfrevel gehörte für diese Menschen zum täglichen Leben. Was sollten sie sonst tun? Sie mußten sich und ihre großen Familien schlecht und recht über Wasser halten. Auferlegte Geldbußen wurden stets wegen Geldmangels in Gefängnissen abgesessen. Die Schwarzensteiner Schanzenbinder waren auf möglichst billige oder kostenlose Rohstoffe

angewiesen, wenn sie die Gestehungskosten für die Schanzen niedrig halten wollten. Nur auf diese Weise konnte beim Hausieren etwas verdient werden.

Bereits im Jahr 1879 belegte der Schwarzenbacher Förster die Schanzenbinder mit wenig schmeichelhaften Worten: *Die Schanzenbinder mit wenig Ausnahme sind geborene Holzfrevler*[46]). Er berichtet außerdem dem Forstamt Kronach, daß die Schanzenbinder die Gewerbshölzer, die ihnen in jedem Jahr unentgeltlich abgegeben wurden, verkauft hätten und ihren Eigenbedarf dann wiederum durch Frevel deckten. Er beklagt, daß Schanzenbinder bei Versteigerungen, wo man das Holz billig erwerben könne, niemals anwesend seien, sondern generell das stahlen, was sie brauchten.

Das Areal, in dem sich die Schanzenbinder ihre Wurzeln „holten", war ziemlich ausgedehnt und erstreckte sich auf den Frankenwald, Thüringer Wald und die sogenannte Münchberger Gneismasse (s. Karte S. 118). Die *Fränkische Linie* im Westen bildete eine klare Grenze. Kein Schanzenbinder suchte Fichtenwurzeln im Gebiet des westlich davon gelegenen mesozoischen Vorlandes. Hier gibt es von Natur aus weniger Fichten. Die Wurzeln dort vorkommender Fichten sind vor allem auf sandigen Böden zu kurz, oft krumm gewachsen und nicht haltbar genug. Der Schanzenbinder aber ist auf die Verarbeitung langer, geschmeidiger und gerade gewachsener Wurzeln angewiesen. Diese wachsen im Bereich der *Braunerden auf Urgestein,* wo sich die Böden durch einen angereicherten Tonmineralbestand auszeichnen.

Die Schanzenbinder nahmen kaum Wurzeln von gefällten Stämmen, sondern von lebenden Fichten. Man bevorzugte grundsätzlich Fichten, die am Waldrand bzw. an Wiesen stehen. Wurzeln, die im feuchteren Wiesenland wachsen, sind für das Schanzenbinden besonders geeignet. Als die hierfür besten Böden gelten die Auelehme in den Talsohlen, Talmulden und Dellen. Sie sind besonders lehmig und lettig. Hier können die Saugwurzeln der Fichten gut gedeihen und werden besonders lang und geschmeidig. Auf der Suche nach Wurzeln klopften die Schanzenbinder in einem Abstand von 8—10 m vom Waldrand die Wiesen mit einer sogenannten *Wurzelhacke* ab, bis sie auf Fichtenwurzeln stießen. Nach dem Auseinanderhacken einer Wurzel wurden beide Teile vorsichtig herausgezogen. Die Wurzeln wurden schließlich zu Bündeln zusammengeschnürt, die nicht selten

ein Gewicht bis zu zwei Zentnern hatten. Die Bündel befestigte man auf dem Rücken und schleppte sie heim. Dies geschah oft genug in der Nacht.

Verarbeitung des Rohmaterials — Herstellung der Schanzen

Die Fichtenwurzeln wurden zu Hause mit dem *Schnitzer* gespalten. Man gewinnt von jeder Wurzel ca. 4—6 lange, dünne und geschmeidige Streifen oder Späne, die der Schanzenbinder gespaltene Wurzeln oder nur Wurzeln nennt. Diese können in getrocknetem Zustand jahrelang aufgehoben werden, müssen jedoch vor der Verwendung zum Flechten in Wasser eingeweicht werden, um ihre Geschmeidigkeit wieder zu bekommen.

Zur weiteren Vorbereitung gehört auch das Bereitstellen der *Schienen.* Diese werden durch Spalten von astreinem Stammholz (Tanne oder Fichte) mit Hilfe des Schnitzers hergestellt. Zu den weiteren Werkzeugen des Schanzenbinders zählen Handsäge und Schnitzmesser. Das erstere benutzt er, um die zur Herstellung der *Reifen* benötigten Fichten- bzw. Tannenäste in entsprechender Länge abzusägen, letzteres, um die Äste von Rinden zu befreien.

Der erste Arbeitsgang besteht darin, einen Tannen- oder Fichtenast zu einem ovalen oder runden *Reifen* zu biegen und beide Enden zusammenzubinden. Dann werden die Schienen (zuerst die *Hauptschienen* in der Mitte, die sogenannte *Brücke*) eingepaßt und befestigt. Nun ist der *Rumpf* fertiggestellt, der dem Korb die entsprechende Form gibt bzw. die nötige Festigkeit verleiht. Der Schanzenbinder kann damit beginnen, den Rumpf mit Fichtenspänen auszuflechten (siehe Bild). Ist ein Span zu Ende, wird ein neuer *zugelegt.* Beide werden durch Einklemmen zwischen Schienen fest miteinander verbunden.

Nach Angaben von Schanzenbindern war es allgemein üblich, daß beim eigentlichen *Binden* Frauen und Kinder mithalfen. Die Besorgung des Rohmaterials und das Hausieren waren jedoch ausschließlich Männersache. Frauen mußten oft mitverdienen. Handstickerei war eine von vielen Möglichkeiten, sich Geld zu verdienen. Andere Frauen pflückten im Frühjahr Blumen, sammelten im Sommer Heidel- und Preiselbeeren, im Herbst Moos und Tannenzweige. All diese Dinge wurden auf dem Markt oder privat, v. a. in Hof, verkauft.

Die Schanzenbinder fertigten kleine und große Schanzen. Die größeren hatten eine Länge von etwa 70—80 cm. Für die letzteren war eine Arbeitszeit von ca.

6½ Stunden nötig. Die *Besorgung* des Materials ist hierbei nicht berücksichtigt. H. DENGLER gibt an, daß man zum Sammeln der Wurzeln für sechs große Schanzen einen vollen Tag (von früh 5 Uhr bis abends 7 Uhr) brauchte, eine Arbeit, die als Vorbereitungsarbeit nicht extra bezahlt wurde[47]). Die kleinen Schanzen, die etwa 50 cm lang sind, wurden in 4 Stunden gebunden.

Der Schanzenhandel

Im Gegensatz zu den Tappenmachern boten die Schanzenbinder ihre selbstverfertigten Waren auch selbst feil. Sie waren also in der Regel zugleich Hausierer (*Selbsthausierer*). Der Handel wurde meist ganzjährig betrieben. Die Hauptabsatzgebiete waren Frankenwald, Thüringen und Sachsen. Man war vor der Grenzziehung nach dem Zweiten Weltkrieg fast ausschließlich nach Norden orientiert. Wie aus der Karte zu ersehen ist, erstreckte sich das Absatzgebiet der Schanzenhändler kaum nach Süden. Hier war das Marktgebiet der Schwingenmacher und Hausierer aus Nagel im Landkreis Wunsiedel. Es kann nicht unerwähnt bleiben, daß die Schwarzensteiner Schanzenhändler von etwa 1920 bis 1949 Backschüsseln, die sie selbst nicht produzierten, von ihren Kollegen aus dem Fichtelgebirge bezogen und zusammen mit ihren eigenen Waren im mitteldeutschen Raum verkauften.

Ein Schanzenbinder begann mit dem Hausieren, wenn er 20 bis 30 Schanzen hergestellt hatte. Zum Teil kauften die Händler auch Schanzen von nichthausierenden Schanzenbindern auf. Märkte besuchte man nicht. Vor 1945 wurden die meisten Waren in Thüringen und Sachsen abgesetzt. Die Gewerbetreibenden kamen sehr weit nach Norden (bis Erfurt, Weimar, Jena) und Osten (bis Chemnitz und Annaberg) (s. Karte S. 118). Die Schanzenbinder und -händler verkauften vorwiegend an Bauern (Futterschanzen, Streuschanzen, Kartoffelschanzen), aber auch an Gerbereien (Lohschanzen). Herr Andreas Krapp aus Schwarzenstein machte vor 1945 ein gutes Geschäft mit *Lohschanzen*. Er versorgte allein 48 Gerbereien in 10 Orten mit diesen großen Schanzen. In den dreißiger Jahren erzielte ein Händler für eine kleine Schanze etwa 2.— Mark, für eine große 7.— Mark bis 8.— Mark. Die Männer waren oft tage- und wochenlang in Sachsen und Thüringen unterwegs und besuchten von Jahr zu Jahr immer wieder ihre Stammkunden. Man übernachtete auch meist bei Bauern.

Die Hausierer waren bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert ausschließlich zu Fuß unterwegs. Im Jahr 1879 verkauften sie ihre Schanzen *in der Umgegend von 10 bis 12 Stunden weit*[48]). Nach dem Bau der meist nur eingleisigen Eisenbahnlinien im Frankenwald vor und nach der Jahrhundertwende dehnte sich das Absatzgebiet kaum mehr aus. Innerhalb des Frankenwaldes kam man zu den Abnehmern weithin zu Fuß. Thüringen und Sachsen wurden nun vorwiegend mit der Bahn erreicht. Die Schwarzensteiner Schanzenbinder, meist vollbepackt mit ihren Waren, brachen oft schon sehr früh am Morgen auf, um in Marxgrün bei Naila den ersten in Richtung Thüringen abfahrenden Zug zu erreichen. Große Sendungen mit Schanzen waren schon vorher an bestimmte Orte im Norden und Osten abgeschickt worden. So war für Tage und Wochen über einen größeren Raum hinweg für genügend Nachschub an Waren gesorgt. Der Schanzenhändler konnte sich ganz dem Verkauf widmen.

Nach Angaben von Herrn KRAPP gab es in dem relativ großen Absatzgebiet recht unterschiedliche Bezeichnungen für die selbstangefertigte Ware des Schanzenbinders. Im Frankenwald spricht man fast ausschließlich von Schanze. Eine Ausnahme macht hier das Gebiet des Kirchspiels Bad Steben. Hier verwendet man dafür, ebenso im Lobensteiner Raum, den Ausdruck *Füllwes*. Im Erzgebirge (v. a. um Aue und Annaberg) ist den Leuten auch *Füllwes* oder *Füllbes* geläufig. Im Raum Saalfeld heißen die flachen Körbe *Wannen* (Futterwannen, Streuwannen) oder *Wannla*, im Vogtland *Schwingen*, in und um Zwickau *Streukörbe*.

Entwicklung und Niedergang des Schanzenbindergewerbes

Über die Anfänge der Schanzenbinderei kann man kaum etwas sagen. In einem Schreiben des Jahres 1879 beteuern die Schanzenbinder, daß ihr Gewerbe *seit urdenklicher Zeit* von Eltern und Voreltern betrieben worden sei[49]). Abgesehen davon, daß eine derart vage Zeitangabe grundsätzlich nichts aussagt, widerspricht diese allen anderen historischen Unterlagen, soweit sie ausgeschöpft werden konnten. In den Kirchenbüchern der für Schwarzenstein zuständigen Pfarreien Schwarzenbach/W. und Enchenreuth taucht vor der Mitte des 19. Jahrhunderts nirgends die Berufsbezeichnung Schanzenbinder oder ähnliches auf. Das gleiche konnte bei den verschiedenen Gewerbekatastern beobachtet werden. Hier kommt die besondere Erwerbsart zuerst in den sechziger Jahren vor. Im Gewerbekataster D

(Conzessionspflichtige und freie Gewerbe) für das Bezirksamt Naila wurde am 26. 10. 1863 zum ersten Mal ein Schanzenbinder registriert: *Bernhardt Müller, Schwarzenstein, Korbflechter.* Am 21. 1. 1868 bekam *Johann Peter Gick, Schwarzenstein,* die Konzession für *Rechen- und Schanzenhandel* erteilt[50]).

Es soll und kann nicht behauptet werden, daß die Schanzenbinderei vor der Mitte des letzten Jahrhunderts in Schwarzenstein überhaupt nicht vorhanden gewesen sei. Sie existierte möglicherweise schon einige Jahrzehnte als Nebengewerbe und war niemals aktenkundig geworden. Es ist aber kaum anzunehmen, daß sie vor 1800 da war. In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, als der Niedergang der Hausweberei begann, nehmen in den Pfarrmatrikeln bei Schwarzensteinern die Berufsangaben Schanzenbinder, Schanzenhändler, Korbmacher, Korbflechter zahlenmäßig erheblich zu. In diesem Jahrzehnt finden sich in den Pfarrbüchern vereinzelt auch *Rechenmacher.* Diese Erwerbsart muß aber bald wieder ausgestorben sein.

Die Schwarzensteiner behaupten, das Schanzenbindergewerbe sei durch einen Schäfer aus Wilhelmsthal, einer Korbmachergemeinde im Landkreis Kronach, in Schwarzenstein eingeführt worden. In Wilhelmsthal dagegen besagt eine alte Überlieferung, daß ein Schwarzensteiner das Schanzenmachen nach Wilhelmsthal gebracht habe[51]). Es wird sich nicht mehr feststellen lassen, welchem der beiden Orte die Schanzenbinderei nun eigentlich entstammte. Meines Erachtens spricht einiges dafür, daß die Einführung des Gewerbes in Schwarzenstein von Westen, vom ehemaligen Territorium des Hochstifts Bamberg her, erfolgte. Ab Beginn des 19. Jahrhunderts läßt sich eine ständig wachsende Zahl von Katholiken in Schwarzenstein nachweisen, die zweifelsohne von Westen her einwanderten. Nun gehören gerade die alteingesessenen Schanzenbinderfamilien *(Hahn, Krapp, Zapf)* der katholischen Konfession an. Es ist möglich, daß diese im Rahmen der oben genannten Einwanderung von dem direkt angrenzenden Gebiet des ehemaligen Hochstifts nach Schwarzenstein übersiedelten. Möglicherweise brachten sie bereits die Korb- bzw. die Schanzenmacherei, sei es aus dem Lichtenfelser oder Kronacher Raum, mit.

Aus Akten des Bezirksamtes Naila im Staatsarchiv Bamberg ist zu ersehen, daß man sich bereits in den fünfziger, v. a. aber in den sechziger Jahren des letzten

Jahrhunderts um die Anpflanzung von Weidenkulturen und die Einführung der Korbmacherei bemühte, um *die Arbeitskräfte von der so umfangreich in hiesigen Bezirke vertretenen Weberei abzulenken und überhaupt für den Bezirk eine neue Erwerbsquelle zu schaffen*[52]). Die Weidenanlagen in verschiedenen Gemeinden, die von der *Kinderrettungsanstalt auf dem Martinsberg in Naila* beaufsichtigt und gepflegt wurden, gediehen nicht sehr gut. Als Gründe werden allzu lehmhaltige Wiesen, die das Wachstum der Weiden beeinträchtigten, angegeben, ebenso die späten Frühjahrs- und baldigen Herbstfröste, und die Schäden an den Weiden, die durch Eisschollen auf den im Spätwinter angeschwollenen Bächen verursacht würden. Der Versuch, die Bevölkerung des Bezirks Naila durch Anleitungen eines Korbmachers aus Lichtenfels für das Korbflechten zu interessieren, schlug auch fehl[53]). Ein erneuter Vorstoß erfolgte im Jahr 1886. Das *landwirthschaftliche Bezirks-Comitee* verteilte kostenlos Weidensetzlinge an Gemeinden und an Besitzer privater Grundstücke. Auch die Gemeinde Schwarzenstein wurde gebeten, *einen Versuch mit Weidenanpflanzungen zu machen, nachdem doch in der Gemeinde Korbflechterei getrieben wird*[54]). Man bestellte tatsächlich *cirka 100 Stück Setzlinge für die hiesigen Grundbesitzer*[55]). Alle Anstrengungen, die Anpflanzung von Weiden und damit auch die Korbflechterei einzuführen, waren vergeblich. Auch in Schwarzenstein scheint es bei dem Versuch des Jahres 1886 geblieben zu sein. Die Schanzenbinder hielten an den altbewährten, strapazierfähigeren Rohstoffen fest.

Bekanntlich nahm die Schanzenbinderei in Schwarzenstein in den siebziger Jahren erheblich zu. Am 8. 2. 1879 baten 19 Schanzenbinder um Abgabe von Gewerbeholz aus der Staatswaldung[56]). In einem genau zwei Monate später aufgestellten Verzeichnis über die notleidenden und hilfsbedürftigen Familien in Schwarzenstein findet sich der größte Teil der oben aufgeführten Schanzenmacher wieder. Doch man stellt um so erstaunter fest, daß bei keinem mehr der Beruf Schanzenbinder angegeben ist, sondern daß die gleichen Personen nun Maurer, Zimmergesellen und Taglöhner sind[57]). Man könnte zunächst Widersprüchlichkeit der Quellen annehmen. Doch die Erklärung, daß das Schanzenbinden vorwiegend saisonmäßig betrieben wurde, ist naheliegend und einleuchtend. Für Handwerker und Taglöhner war das Schanzenbinden eine willkommene Arbeit in den langen Wintern, in denen sie nichts verdienten. So waren die gleichen Personen, bei denen

am 8. Februar noch Schanzenbinder angegeben worden war, am 8. April, mit dem beginnenden Frühling, Taglöhner, Maurer und Zimmergesellen.

Schanzenbinder in Schwarzenstein berichten, daß auch in diesem Jahrhundert das Gewerbe nur von einem Teil hauptberuflich ausgeübt wurde. Der Anteil hing von der jeweiligen wirtschaftlichen Situation ab, nämlich davon, inwieweit man anderweitig mehr verdienen konnte oder nicht. Die meisten Erwachsenen konnten Schanzen binden. Viele wandten sich dieser Arbeit nur in Krisenzeiten zu, sei es im Winter oder in Notzeiten, wie etwa am Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts oder in der Zeit nach 1945. In Krisenzeiten und im Winter stieg die Zahl der Schwarzensteiner, die ihren Lebensunterhalt vorwiegend durch den Verkauf von Schanzen bestritten, stets erheblich an. Dies läßt sich nicht statistisch belegen. Die Auskünfte sind jedoch zuverlässig. Am Aufblühen oder Rückgang in der Schanzenbinderei war oft die jeweilige wirtschaftliche Lage abzulesen. In besonders schlimmen Krisenzeiten, wie etwa in den Jahren vor 1933, soll mindestens die Hälfte der Bevölkerung Schwarzensteins von dieser besonderen Erwerbsart gelebt haben. In solchen Zeiten war sie vorwiegend Haupterwerb. Bot sich wieder lohnendere Arbeit, bediente man sich ihrer nur als Neben- oder Saisonerwerb. Wie wenig Statistiken über den wirklichen Umfang des Gewerbes etwas auszusagen vermögen, soll an einem Beispiel demonstriert werden. In dem Einwohnerbuch für den Amtsbezirk Naila von 1939 werden für Schwarzenstein 16 Schanzenmacher und Schanzenhändler angegeben[58]). Umfragen führten zu dem Ergebnis, daß im gleichen Jahr noch zusätzlich 20—25 Personen das Gewerbe im Nebenerwerb oder als Saisonarbeit im Winter ausgeübt hatten.

Die Schanzenbinderei erlebte in den Hungerjahren nach 1945 eine letzte Blütezeit. Die Hauptabsatzgebiete in Thüringen und Sachsen waren durch die Grenzziehung verlorengegangen. Man bemühte sich zunächst um ein neues Marktgebiet, vor allem um den oberfränkischen und Oberpfälzer Raum. Im Rahmen des wirtschaftlichen Aufschwungs, der um 1950 auch den Frankenwald erfaßte, kamen viele Schanzenbinder als Holzhauer bei der staatlichen Forstverwaltung, in Fabriken und auch auf dem Bausektor unter. Heute gibt es nur noch sehr wenige, die noch ab und zu eine Schanze binden. Einer oder zwei verdienen sich damit noch ein paar Pfennige. Sie sind darauf angewiesen, da sie nur Mindestrente bekommen. Für sie ist das Schanzenbinden immer noch, wie von je her, eine Arbeit in Zeiten der Not.

Die jungen Leute in Schwarzenstein kennen dieses Gewerbe oft nur vom Hörensagen. Schanzenbinderei und Hausiergewerbe wurden mit dem Generationswechsel aufgegeben.

Zusammenfassung

In diesem Aufsatz wurde versucht, die für die Frankenwaldgemeinde Schwarzenstein einst bedeutsamen Erwerbsarten darzustellen und zu untersuchen.

Seit eh und je hat nur ein geringer Teil der Bevölkerung von der eigenen Scholle leben können. Die meisten hatten keinen oder nur sehr wenig Grundbesitz. Man mußte seinen Erwerb im nichtlandwirtschaftlichen Bereich suchen. Es boten sich ungelernte, technisch einfache Arbeiten, wie Tappenmachen, Schanzenbinden, Hausieren an. Diese konnten sich als Nachfolgegewerbe der Hausweberei ziemlich rasch entwickeln. Von Schwarzenstein abgesehen, war es keinem Weberort im Raum Schwarzenbach/W. gelungen, sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts so rasch von der Hausweberei zu lösen. Die meisten blieben Weberdörfer bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts hinein. Die Schwarzensteiner hatten es verstanden, in Krisenzeiten die Initiative zu ergreifen und selbst nach neuer Arbeit zu suchen. Vielleicht sind sie doch Nachkommen von Bergleuten, denen man immer eine allgemein größere Beweglichkeit nachgerühmt hat. Das große Weberelend vor allem in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts, zwang manchen Frankenwäldler in den Webergebieten zur Emigration nach Amerika. Eine Durchsicht der Auswanderungslisten[59]) ergab, daß sich unter den Emigranten kaum ein Schwarzensteiner befand.

Noch in diesem Jahrhundert hatten die besonderen Erwerbsarten erhebliche wirtschaftliche Bedeutung für Schwarzenstein, da bis zum großen wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg in dem abseits gelegenen und bis zu dieser Zeit industriearmen Raum nur ein Teil der Bewohner feste Arbeitsplätze bekommen konnte. In Notjahren, in Zeiten der Wirtschaftskrisen und der Arbeitslosigkeit, wandten sich noch viel mehr Schwarzensteiner diesen leicht zu erlernenden Arbeiten und Gewerben zu. Ein Nebenerwerb wurde für viele dann wieder zum Haupterwerb.

Die Entwicklung in der Wirtschaft nach dem Kriege hat die besonderen Erwerbsarten Schwarzensteins praktisch verschwinden lassen. Durch die Grenzziehung

waren auch die Absatzgebiete der Schanzenhändler in Thüringen und Sachsen verlorengegangen. Doch man fand nun im allgemeinen feste Arbeitsplätze und hatte ein besseres Einkommen als je zuvor. Die neue Generation ist auf Nebenerwerb nicht mehr angewiesen.

Schwarzenstein ist heute eine Arbeitergemeinde. Die Zahl der Arbeiter ist unverhältnismäßig hoch (am 6. 6. 1961: 224 von 278 Erwerbspersonen)[60]). Auch der Anteil der Auspendler liegt weit über dem Durchschnitt. Er betrug im Jahre 1961 64 Prozent[61]).

Quellen und Literatur:

1) Historisches Gemeindeverzeichnis. In: Beiträge zur Statistik Bayerns, herausgegeben v. Bayer. Statist. Landesamt, Heft 192, S. 153.
2) Staatsarchiv Bamberg, K 223 Nr. 473, Grundsteuerkataster der Steuergemeinde Schwarzenstein, 1856.
3) ebda.
4) Bayer. Statist. Landesamt in München, Kataster 1840 der Ortschaften, der Bevölkerung und der Gebäude, Bd. 13 Regbez. Oberfranken.
5) Bayer. Statist. Landesamt in München, Kataster der Ortschaften, der Bevölkerung und der Gebäude nach dem Stande Dez. 1852, Bd. 15 Regbez. Oberfranken.
6) Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek in München, Cgm. 6852, 2.
7) StA Bamberg, K 3 — H Nr. 374, Tabelle über sämtliche Künstler und Handwerker, 1820.
8) StA Bamberg, K 16 Verz. VII Nr. 762—765.
9) Handschriftenabteilung d. Bayer. Staatsbibliothek in München, Topographie und Ethnographie des Königl. Landgerichtsbezirkes Naila von DR. REICHEL, Cgm. 6874, 116.
10) StA Bamberg, K 16 Verz. IV Nr. 68, Schreiben vom 29. 6. 1876 u. 16. 3. 1877.

11) HANS SEIFFERT, Hinter Webstuhl und Spulrad, Helmbrechts 1934, S. 11.
12) CARL HOFMANN, Die Hausweberei in Oberfranken, Jena 1927, S. 59 f.
13) StA Bamberg, K 16 Verzeichnisse IV, V, VI, VII.
14) StA Bamberg, K 16 Verz. IV Nr. 68, Der Notstand der Weberbevölkerung pro 1877/79. B. Tabelle über die Unterstützung während des Notstandes.
15) StA Bamberg, K 16 Verz. IV Nr. 68. Zu Geschichte und Brauchtum der Hausweberei vgl. MARTIN KUHN, Die Hausweber im nördlichen Oberfranken. In: Geschichte am Obermain. 1. Jg. d. CHW, hrsg. M. Kuhn, Lichtenfels 1951, S. 43 ff.
16) StA Bamberg, K 16 Verz. IV Nr. 68.
17) ebda.
18) ebda.
19) ebda.
20) siehe Kartoffel- und Brotpreise, die man verstreut in den Tabellen B in K 16 Verz. IV Nr. 68 findet.
21) StA Bamberg, K 16 Verz. IV Nr. 63, Schreiben der Gemeinde vom 28. 12. 1891.
22) StA Bamberg, K 16 Verz. IV Nr. 63, Verzeichnis des Koenigl. Rentamts Lichtenberg über die im K. Bezirksamtsbezirk Naila besteuerten Weber.
23) StA Bamberg, K 16 Verz. IV Nr. 63 u. 68.
24) StA Bamberg, K 3 F VI a Nr. 3058.
25) freundl. Mitteilung der Fa. ERBA Schwarzenbach/W. v. 11. 9. 1970.
26) StA Bamberg, K 16 Verz. IV Nr. 68, Bericht des K. Bezirksarztes v. 1. 2. 1877.
27) HANS DENGLER, Die Heimarbeit des Frankenwaldes, Diss. Frankfurt a. M. 1932, S. 81—83.
28) StA Bamberg, K 16 Verz. IV Nr. 327, Gesuch der Tuchschuhmacher von Schwarzenstein und anderer Gewerbetreibender um Ermäßigung der Abgaben und Steuer auf Hausierscheinen zum Tuchschuhhandel 1881.
29) ebda. 15.
30) ebda. 1 und 4.
31) ebda. 4.
32) siehe Typisierung der Hausierer bei WOLFGANG HARTKE, S. 212 f.
33) StA Bamberg, K 16 Verz. IV Nr. 327. 3 und 4.
34) ebda. 1.
35) ebda. 3 und 8.
36) ebda. Schreiben der Tuchschuhmacher v. Schw'stein a. d. K. Bezirksamt Naila v. 18. 12. 1887.
37) ebda. Schreiben der Tuchschuhmacher an das K. Bayer. Staatsministerium d. Inn. v. 4. 2. 1888.
38) ebda. 4 und 12.
39) ebda. 15.
40) ebda. 1.
41) StA Bamberg, K 16 Verz. XII Nr. 797, Schreiben vom 5. 3. 1878.
42) StA Bamberg, K 16 Verz. IV Nr. 327, Schreiben vom 28. 4. 1888.
43) HANS DENGLER a. a. O. S. 101 f. und S. 164 f.
44) Besonders zu danken habe ich den Herren ANDREAS HAHN, ANDREAS KRAPP und HEINRICH ZAPF.
45) StA Bamberg, K 16 Verz. VII Nr. 895, Schreiben vom 16. 2. 1879.
46) ebda.
47) HANS DENGLER a. a. O. S. 164.
48) StA Bamberg, K 16 Verz. VII Nr. 895, Brief v. 8. 2. 1879.
49) ebda.
50) StA Bamberg, K 16 Verz. VII Nr. 765.
51) Frdl. Mitteilung von Herrn WILLI SCHREIBER, Vogtendorf, v. 22. 6. 1970.
52) StA Bamberg, K 16 Verz. VII Nr. 861, Bericht vom 23. 5. 1866.
53) ebda.
54) ebda., Schreiben des Bezirksamts vom 25. 6. 1886.

[55]) ebda., Antwortschr. der Gde. Schw'stein vom 3. 7. 1886.
[56]) StA Bamberg, K 16 Verz. VII Nr. 895.
[57]) StA Bamberg, K 16 Verz. IV Nr. 68.
[58]) Einwohnerbuch für den Amtsbezirk Naila, Ausgabe 1939, S. 94 f.
[59]) StA Bamberg, K 16 Verz. V Nr. 31, 42, 45, 49, 92, 127, 156.
[60]) Bayer. Gdstat. 1960/61, Teil 1 Bevölk. u. Erwerbstätigkeit, Bd. B, Hft. 231b, S. 324 f.
[61]) ebda.

Außer den in den Anmerkungen zitierten Werken wurde noch folgende Literatur verwendet:
INGRID DÖRRER, Ländliche Siedlungslandschaft im Frankenwald (Karte 63), Frankenwald und Frankenwaldvorland (Karte 64). In: Topographischer Atlas Bayern, München 1968.
Historisches Gemeindeverzeichnis. In: Heft 192 der Beiträge zur Statistik Bayerns, herausgegeben v. Bayer. Statistischen Landesamt.
WOLFGANG HARTKE, Die geographischen Funktionen der Sozialgruppe der Hausierer am Beispiel der Hausiergemeinden Süddeutschlands. In: Berichte zur deutschen Landeskunde, Bd. 31, 2, Remagen 1963.
GUDRUN HÖHL, Die besonderen Erwerbsarten im nördlichen Hohen Steigerwald. In: Berichte zur deutschen Landeskunde, Band 19, Remagen 1957.
HANS SILBERMANN, Chronik des Landkreises Naila (Mskr. im Landratsamt Naila)
Stadt-Erhebungs-Feier Schwarzenbach a. Wald, herausgegeben von der Stadt Schwarzenbach am Wald, Hof 1954.
CHRISTOPH WILL, Flechtwaren, Bamberg o. J.
BILDNACHWEIS: Fotofreunde Marlesreuth (1967).

TSCHIRN
Ausschnitt aus Grundt-Riss (Schneid- und Mahl-Mühlen 1742)

Willi Schreiber, Kronach:

VON DEN LASTERN UND TUGENDEN, DEN GEBRÄUCHEN UND MISSBRÄUCHEN DER WÄLLNER VOR 220 JAHREN

Es gibt nur wenige Aufzeichnungen, die sich mit unseren Vorfahren direkt beschäftigen, die den Menschen in den Mittelpunkt stellen. Alles, was wir bisher wußten über das tägliche Leben, den Alltag der Frankenwäldler, ist mehr oder weniger geschlossen worden aus Gemeinderechnungen, Kirchenrechnungen, Gerichtsakten oder Kriegsaufzeichnungen und war unvollständig. Im Jahre 1750 aber hat ein junger Cooperator, JOHANN HEINRICH REUL, seine erste Stelle bei dem alten Pfarrer zu Tschirn angetreten und in zwei Jahren alles aufgeschrieben, was er selbst gesehen hat, was ihm, der aus dem südlichen Teil des Bistums stammte, besonders an den *Wällnern,* wie er die Bewohner des Waldes nennt, aufgefallen ist. Seine Beschreibung, ein Buch mit 175 Seiten, konnte wieder aufgefunden werden. Und es gibt als einmaliges Zeugnis jener Zeit einen Überblick über den Frankenwaldmenschen, über seine Sorgen und Nöte, seine Tugenden und Laster, seine Sitten und Gebräuche, so daß ein fast vollständiges Bild jener Zeit vor 220 Jahren wiedergegeben ist.

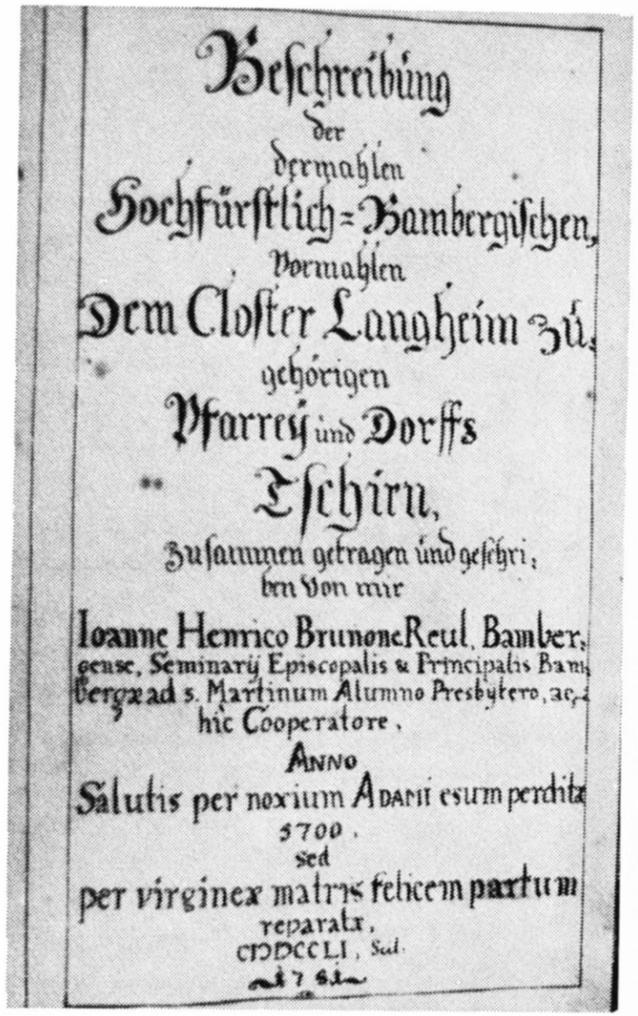
Die Gegend um Tschirn ist der sogenannte Wald, dahero auch die Bewohner insgemein die Wällner heißen, schreibt Cooperator Joh. H. Reul und nennt diesen Wald *Eisland,* in dem die langen und starken Winter oft bis Pfingsten dauern, wo Schneewetter, kalte Winde und Regen verursachen, daß das Getreide erst anfängt zu zeitigen, wenn andernorts schon eingeerntet ist. *Es müssen sich die Leut hier auch öfters gefallen lassen, das geschnittene Getreid unter Schnee und Reif hervorzusuchen und in den Stuben dürr zu machen.* — Dazu kommt, daß in dieser Gegend auch die schlechtesten und geringsten, magersten und dürrsten Böden des ganzen Hochstifts sind, steinig und mit Unkraut bewachsen, es fehlt an Düngung, weil auch das Stroh rar ist und dem Vieh zum Futter dient. Die Streu wird in den Wäldern von den Bäumen abgeschnitten und dem Vieh untergelegt.

Erdöpfl

Die Gerste gerät wohl, Weizen wächst nicht viel, sehr gut gedeiht der Hafer, denn für diesen ist das Erdreich am besten. Seit etlichen Jahren schon will auch der Flachs nicht mehr recht anschlagen. Es wachsen auch Hirse und Heidel, an Gemüse wird Kohl, Kohlraben, Wirsing, Salat und Weißkraut gepflanzt. Genügend wachsen Rüben, besonders gelbe. Diese essen die Leute teils selbst, teils legen sie sie dem Vieh vor. Sie waren ansonsten die meiste Speise des Volkes, bis 1730 Frau Susanna Dorothea von Lindenfels, geborene v. Würtzburg, die Gattin des Oberamtmanns Wolfgang Philipp von Lindenfels zu Teuschnitz die *Erdöpfl* in das Amt Teuschnitz gebracht hat. *Man kann billig sagen, daß Gott mit diesem Gewächs der Notdurft hiesiger Leut zu Hülf gekommen, sintemalen, wenn auch alles Getreid und Gemüs Not leidet, doch die Erdöpfl geraten. Wie nützlich sie sind, ist kaum zu beschreiben, sie sind die meiste Nahrung für Mensch und Tier.*

Zieht das Gift an

Ausführlich beschreibt Cooperator Reul die fruchtbaren und unfruchtbaren Bäume. Besonders hoch wird von den Leuten der Langespenbaum geachtet wegen seiner Kraft. Er soll die Eigenschaft haben, alles Gift an sich zu ziehen, daher halten sich die Kröten und anderes Ungeziefer gern bei dem Baum und dessen Wurzeln auf. Zudem soll er die Wirkung haben, daß, wenn jemand in der Baumblüte darunter schläft, dieser sich zu Tode schläft. Vom Holz dieses Baumes


Beschreibung
der
dermahlen
Hochfürstlich-Bambergischen,
vormahlen
Dem Closter Langheim zu,
gehörigen
Pfarrey und Dorffs
Tschirn,
Zusammen getragen und geschrie-
ben Von mir
Ioanne Henrico Brunone Reul, Bamber-
gense, Seminarij Episcopalis & Principalis Bam-
bergæ ad S. Martinum Alumno Presbytero, ac
hic Cooperatore.
Anno
Salutis per noxium Adami esum perditæ
5700.
sed
per virginex matris felicem partum
reparatæ,
CIↃDCCLI. Sal.

TITELSEITE
der Tschirner Pfarrbeschreibung
von 1751

werden auch Teller gemacht, die hochgeschätzt sind wegen ihrer Wirkung: Wenn eine Mutter dem Kind den ersten Brei auf solch einem Teller gibt, soll das Kind das Gefraisch und *bös Ding* nicht bekommen. Wenn man eine vergiftete Speise von dem Teller ißt, soll diese nicht schaden können, weil der Teller das Gift an sich zieht.

Fast bei jedem Haus stehen alte, dicke und hohe Lindenbäume, die im hitzigen Sommer den angenehmsten Schatten machen. *Die Ursach, warum diese Bäume so fleißig in Obacht genommen werden ist, teils damit die Sonne nicht gar zu sehr auf die Schindeldächer brennt, teils damit der Regen nicht so dick auffalle, und endlich, damit ein etwan entstehendes Feuer nicht umfresse.*

Die Häuser sind aus Holz

Auf Fundamenten aus kleinen Steinen sind die Häuser errichtet. Sie sind aus Holz, mit *Schrott*, wie das beschlagene, aufeinander gelegte Holz genannt wird, errichtet. Die Häuser haben keine lange Lebensdauer und müssen öfters geflickt werden. Aus Bindwerk werden die Scheunen gebaut. Wenn ein Balken oder alle, wie es gemeiniglich geschieht, untenherum verfault ist, wird er abgeschnitten und ein neues Stück darangesetzt und, wie die Leute sagen, die Scheune *auf Stelzen gesteckt*. Die Häuser sind ein Stockwerk hoch, wenige nur auf zwei gebaut. Sie sind durchgehend mit Schindeln gedeckt. Gehört das Haus einem reichen, wohlhabenden Bauern, ist es auswendig mit Schiefer beschlagen. Es hat auch kein Haus — wenige ausgenommen — einen Schlot, sondern es geht der Rauch zum Haus, Dach und Fenster hinaus, was verursacht, daß die Häuser inwendig sehr schwarz aussehen. Die neuerbauten Häuser haben hölzerne Schlote; wenn sie auch nicht der häßlichen Farb zu befürchten haben, so ist bei ihnen doch die Gefahr eines Feuers größer.

Die Sorgen des Pfarrers

Dem Pfarrer von Tschirn steht zwar ein halbes (Bauern-)Gut zu Genuß, doch geht der Ertrag desselben auf, wenn er beständig vier Dienstboten und Taglöhner halten muß. Wenn er etwas essen will, muß er es doppelt oder dreifach bezahlen und weit herbringen lassen. Es darf ihm nicht mißfallen, wenn er im Sommer stinkendes oder wegen Würmern unsauberes Fleisch bekommt. Es ist keine Freude

zu haben weder mit Scheibenschießen noch Kegeln oder einem Garten. Es ist kein Schuster, kein rechter Schneider, kein Bader vorhanden, und wenn der Pfarrer in einen Zustand verfiele, wo der Bader mit Aderlassen noch helfen könnte, müßte er sterben, bis ein solcher hergeholt werden könnte.

Die Pflichten des Schulmeisters

Der Schulmeister muß der Kirche als Mesner und Kirchner, dem Chor als Rektor und Organist, den Kindern als Schulmeister vorstehen. Die Kirchenpfleger müssen ihm helfen, Kerzen zu machen, die Krippe und das hl. Grab auf- und abzubauen. Über das *Heiligenholz* hat er die Aufsicht, seine Äcker und Wiesen muß er selbst bearbeiten, weshalb er Ochsen und Wagen haben und einen Bauern abgeben muß. — Was seine erforderlichen Qualitäten betrifft, so muß er lesen, schreiben, singen und die Orgel schlagen können. Wiewohl es schön wäre, wenn er die Violin, Clarinett oder auch andere Instrumente traktieren könnt. Nebst dem ist es auch notwendig, daß er die Rechenkunst wisse, welche absonderlich nützlich in der Führung der *Heiligenrechnung* ist. Es waren vorzeiten Schulmeister hier, welche nicht schreiben gekönnt, auch hat keiner die Orgel schlagen können.

Ist er in der Verpflegung der Kirch nachlässig, auf dem Chor schläfrig und in der Schul faul, so seie Gott ihm gnädig.

Das Regiment

Im einzelnen führt der Verfasser dann auf, wie das weltliche Regiment gehandhabt wird, vom Oberamtmann über den Schultheißen und die Viertelmeister, und schließt dieses Kapitel wie folgt: *Wenn ich letztlich auch sagen sollte, wer das Regiment in der Familie hat, so muß ich gestehen, daß drei oder vier ausgenommen, die Weiber durchgehends die Herrschaft haben, also daß es dem Manne gefallen muß, sich dem Willen und Befehl seiner Frau zu accomodieren, wenn er anders kein saures Gesicht sehen will.*

Gestalt und Kleidung

Das hiesige Volk sind saubere und starke Leut, wiewohl die Größe unterschiedlich ist. Die Männer tragen blaue wollene Röck, die Strümpf sind bei vielen von wollenem Tuch. Anstatt der Schnallen haben einige auf alte Manier Nesteln an

den Schuhen, wiewohl die jüngeren etwas hoffärtiger sind. Die Weibsleut, besonders die verheirateten, tragen durchgehend schwarze leinene Kleider, die Strümpf sind mehrenteils rote gestrickte. Diejenigen aber, die etwas stolzer sind, besonders junge, haben eine andere Farbe am Rock, mit Bändern eingefaßt. Alle tragen auf den Köpfen weiße leinene Tücher, welche zuzeiten mit Spitzen besetzt sind. Wenn jemand ein großes Tuch über Kopf und Achseln trägt, so ist es ein Zeichen der Trauer oder daß die Trägerin beichtet und kommuniziert.

Die Tugenden der Wällner ...

Ich muß loben die Barmherzigkeit gegen die Armen, welche sowohl im Almosengeben als auch in nächtlicher, ja etlicher Tag dauernder Beherbergung der Armen sich sehen lasset. Auch gehen hiesige Leut gern wallfahrten, doch lieber allein als mit dem Geistlichen. Sie haben zwei Hauptwallfahrten, eine auf Maria Culm und eine auf Maria Weiher. Viele gehen sogar nach Vierzehnheiligen. Schier jede Person gehet einmal jährlich auf Glosberg. Nebst dieser Andacht haben sie eine große Lieb gegen die Verstorbenen. An deren Gräbern unter freiem Himmel beten sie öfters und lassen auch keinen Mangel an Weihwasser leiden.

... und ihre Laster

Die Eltern sind sehr sträflich darin, daß sie ihren Kindern aus einer Affenliebe gar zu vieles nachsehen, welches Ursach ist, daß die Kinder gegen die Eltern sehr grob sind. Die Schwiergermütter und die Schnür (Schwiegertöchter) sind niemals gute Freund, sondern jene sind diesen Dörner in den Augen, wie denn auch hier gebräuchlich ist, daß man die Alten gern sterben sieht. Dem Ehrabschneiden und freventlichen Urteil sind besonders die Weibsleut also ergeben, daß sie es so wenig achten als nichts; diese böse Gewohnheit ist bei ihnen zu einer Natur geworden. Das Fluchen besteht bei jung und alt beiderlei Geschlechts in dem Wunsch: Daß dich das bös Ding, das bös Gebrech anstoß!

Einige, auch Weibsleut, machen es weit gröber mit Sacramentieren und Gotteslästern. Die Feiertag halten viele wie ein Aff die heiß Nußschal, indem sie solche verunehren, da sie wegen einer jeden schlechten Ursach, wegen dem gar zu vielen Marktlaufen, sollten sie auch nur für 3 Heller Schwefelbändlein einzukaufen haben, den Gottesdienst zu versäumen sich getrauen. Wie hoch sie die Predigten

achten, zeigt an das Hinauslaufen. Den Abendgottesdienst, besonders an Sonntagen die christliche Lehr, achten die alten Esel gar nicht, die jungen müssen mit Drohungen gezwungen werden. Ist etwas zu tun und kann es auf den Sonn- oder Feiertag geschoben werden, so mag es Sünd sein oder nicht, es muß geschehen. Viele können nicht mahlen als am Sonntag. An solchen Tagen waschen, die Wäsch öffentlich aufhängen, Geheck schneiden, gedroschenes Getreid wenden, die Sensen und Sicheln dengeln, Erdöpflkräutig abschneiden, Gras mähen und heimtragen, Grummet und Heu zusammenrechen wird von vielen für keine Sünd gehalten. Und wenn der Pfarrer nit tut wie die Bauern wollen, so wollen sie gleich auf Bamberg laufen oder zum Herrn Dechanten. Es gibt hier als andernorts die *Ranzen-Advokaten,* welche ein Stück Brot in den Ranzen stecken, auf Bamberg laufen und Prozeß führen.

Endlich ist dies noch ein Laster, daß viele dem Branntweinsaufen also ergeben sind, daß sie ganze Nächt daran wenden. *Auch die Weiber seint darin nicht faul und setzen Flachs, Brot, Eier, Mehl, Hafer, Gersten, Korn etc. daran, wenn sie kein Geld haben.*

*

Einen breiten Raum in seiner Beschreibung nehmen *Gebräuche, Mißbräuche, Aberglauben,* das ganze Jahr über gesehen, ein. Lassen wir Cooperator Joh. H. Reul selber erzählen:

Bei Kindstaufen

So einem Vater ein Kind geboren wird, pfleget er wiederum zum Gevatter zu gewinnen denjenigen, dem er ein Kind gehoben hat, damit die Gevatterschaft, welche sie höher als natürliche Blutsfreundschaft respektieren, erfüllt werde. Stirbt dieses Kind, muß der Gevatter beim nächsten Mal nochmals daran. — Das Kind wird in die Kirche getragen von des letzteren Gevatters Frau oder Mutter oder der Gevatterin selbsten. In der Kirch, nach dem Taufakt, ist der oder die Gevatterin wohl bedacht, daß vor dem Hohen Altar dem Kind dreimal vor den Ohren geklingelt wird, damit es wohl beten lerne. Auch geben sie wohl acht, mit wieviel Schüssen sie geehrt werden, wann sie in die Kirch oder von der Kirch nach Haus gehen. Nach der Kindstauf im Pfarrhof trinken, ist hier nicht gebräuchlich. Wenn der Gevatter bei gutem Mut ist, so wird er von anderen zum Fenster hinein

beschenkt mit einem gezierten Apfel oder einer Birn, welches wann es ein Knäblein, wird es *Erdmuths*, ist es ein Mägdelein, wird es *Rocken* genannt. Dem Schenkenden gibt der Gevatter etwas Geld dagegen.

Die Aussegung

Wenn nach der Kindstauf 5 oder 6 Wochen verflossen, welche Zeit sie accurat halten, so lassen sie sich aussegnen. Dazu nehmen sie aber nicht den Mittwoch, Freitag oder Samstag, diese unglückseligen Täg lassen sie vorbeigehen. Dem Samstag wenden sie die lächerliche Ursach bei, das Kind sei sein Lebtag langsam in der Arbeit und könne niemalen fertig werden. Gewißlich, wann sich das Gebären aufschieben lassen würde, müßte ihnen Gott neue Tage machen.

Wenn dann eine Frau aus dem Haus geht, um ausgesegnet zu werden, so legen sie eine Axt oder ein Beil und einen Besen kreuzweise, worüber die Frau steigen und den ersten Fuß aus dem Haus setzen muß.

Nachdem dann das Kind ein halbes, ganzes oder anderthalb Jahr alt ist, wird dem Gevatter, der das Kind gehoben, von den Eltern des Kindes etwas verehrt, welches Eingelegt heißt. Oft bekommt der Gevatter mehr als er dem Kind eingebunden. Dies ist ein schöner Brauch, fast nirgends als hier üblich, welcher das Kinderhaben etwas leichter macht.

Bei Hochzeiten

Die heiraten wollen, geben acht, daß sie nicht zusammengegeben werden, wenn kein Mond am Himmel ist. Dieses halten sie für eine unglückselige Zeit. Einen oder zwei Tag vor der Hochzeit muß des Hochzeiters Tauf- oder Firmpat, oder wenn derselbe etwa verstorben ist, jemand von seiten der Braut und Brautführer zur Hochzeit laden mit gewissen Sprüchen und Reimen, den Anfang im Pfarrhof machend. Sie müssen auch den Tag zuvor in die Pfarr zur Copulation, wo sie examiniert werden. Dies war vor dem Jahr 1677 in Tschirn nicht gebräuchlich, der damalige Pfarrer WILL hat damit den Anfang gemacht.

Nach dieser Copulation wird abends eine Mahlzeit gegeben, welche die Vorhochzeit genannt wird. Vorzeiten war der *Holabend* (wohl von holen, herholen, der Braut) nach dem Examen, das Mahl mußte in der Wohnung der Braut gegeben

werden. Die Vorhochzeit aber wurde früher am Hochzeitstag früh vor dem Gottesdienst gegeben. Weil aber große Mißbräuche eingeschlichen sind und einige toll und voll in der Kirch waren, so wurde das abgestellt. Wenn ein Sohn oder eine Tochter aus dem Dorf hinaus auf ein anderes Dorf heiratet, pflegen die jungen Gesellen des Dorfes den hinausziehenden Truhenwagen so lang zu bewachen und zu arretieren, bis der Bräutigam oder die Braut solchen mit einem guten Trinkgeld lösen. Alsdann begleiten sie den Truhenwagen auf beiden Seiten, mit Flinten bewaffnet, bis zur Dorfgrenze und geben zum Abschied eine Salve.

Ebenfalls fährt der Sohn oder die Tochter, so sie in dem Dorf in ein anderes Haus heiraten, auf dem Truhenwagen, welcher derzeit auf einen Wert von 50, 60 oder 100 Gulden geschätzt wird, wobei zu bemerken ist, daß der Hochzeiter noch soviel daransetzen muß. Dieser Truhenwagen ist ein Behälter, Lade oder Truhe, worin die Kleider der Braut und andere Sachen sind. Mit allem was darin ist, bleibt er jenem, der übrig ist, wann das eine unter Jahr und Tag sterben sollte.

Am Hochzeitstag vor dem Kirchengehen muß die Braut sich auf ein *Achtel* (ein Getreidemaß) setzen, damit das Getreide wohl gerät. Ist die Braut eine Jungfer, wird sie so sitzend *geflochten* (Haare gemacht). Danach essen Braut und Bräutigam vor dem Kirchengehen noch eine Suppe miteinander. Wenn beide in Ehren zusammenkommen, wird der Hochzeiter vom Herrn Pfarrer und vom Schulmeister geführt, *welches jenen dermahlen abgesprochen werden soll und muß, welche ein Horn abgestoßen.*

In der Kirche beim Copulieren stellen sie sich so fest zusammen, daß niemand auch kaum durchsehen kann, damit den bösen Leuten die Gewalt nehmend. Beim Ausgang aus der Kirche wirft die Braut Geld auf die Erde, und mit diesem, wie sie meinet, das Unglück. Von dem Geld heben Abergläubische nichts auf, des Unglücks sie befürchtend. Hingegen ist es den Kindern Wasser auf die Mühle.

Wenn sie von der Kirche zur Haustür kommen, wird der Braut ein Laib Brot gereicht, wovon sie ein Stück abschneidet, etwas Geld dareinsteckt und es einem Armen gibt. Auch wird ihr ein Glas Bier gereicht, wovon sie trinkt und das Glas über den Kopf wirft, welches, wann es nicht zerbricht zertreten werden muß.

Unterdessen reißen einige einer Henne den Kopf ab, mit der Henne soll alles Unglück sterben. Bei all diesem hält der Brautführer, der der nächste Blutsfreund des Hochzeiters ist, die Braut ganz fest beim Rock.

Im Stall muß die Braut dann jedem Stück Vieh eine Hand voll Futter vorlegen, damit das Vieh sich artet.

Wenn sie in die Stube kommen, geht die Braut dreimal um den Tisch. Wenn dies alles vorbei ist, muß die Braut den ganzen Tag hinter dem Tisch sitzen.

Mit dem Essen hat es folgende Beschaffenheit: Am ersten Hochzeitstag wird dreimal angerichtet, nämlich das erste Mahl, wenn sie von der Kirche kommen, das zweite Mahl um 1 oder 2 Uhr, das dritte Mahl zu abends. Das Tractament besteht in folgenden Speisen und Ordnung: Eine Suppe, Sauerkraut und Würste, ein Braten und Gebackenes, ein süßes Fleisch, Hirsebrei, Pfeffer, Quetschen (Zwetschgen), Stockfisch, saures Fleisch, ein Braten. Bei jeder Mahlzeit bekommt ein Gast drei weiße Wecken zu je drei Pfennig, und also bei dreimaligen Anrichten des Tages 9 Wecken. Den zweiten Tag wird zweimal angerichtet, wo auch die Gäste schenken. Den dritten Tag wird einmal angerichtet. Was die Musik betrifft, klingen ihnen die Geigen nicht so angenehm wie die *Schalmeyen und Tutelsack*.

Bei einer Leich

Erstlich geben sie acht, ob der kranke Hausvater oder die Hausmutter bei ab- oder zunehmenden Mond stirbt. Nach diesem soll auch das Haushalten zu- oder abnehmen. Sobald der Kranke verschieden ist, wird er angekleidet mit den Kleidern, die er bei Lebzeiten getragen hat. Dann wird er auf ein Brett gelegt, so daß der eine Teil des Brettes auf der Bank oder einem Stuhl, der andere aber auf einem Stock liegt. Der Stock wird, sobald der Tote im Sarg liegt, umgestoßen, gewendet und gedreht. Eine gleiche Änderung geht mit dem Tisch vor, wenn der Verstorbene der Hausvater oder die Hausmutter war.

Sie sind auch sehr besorgt, daß ein geweihter Beifuß-Stengel auf des Toten Leib gelegt wird. Und es denken die Umstehenden eher an den Beifuß (vulgo *Peipes)* als an das Kurzifix und Weihwasser. Dieser Beifuß wird bei der *Leich* (= Beerdigung) von jemand getragen und auf das Grab gesteckt. Bei dem bis zum Begräbnis in der Stube liegenden Toten wird die ganze Nacht gewacht und gebetet, welches sie *besitzen* heißen. Wenn der Kranke auch heute nachmittags stirbt, muß er morgen begraben werden, und sie gönnen ihm nicht mehr als eine einzige Nacht. Das Grab machen die nächsten Gevattern und *Dothen* (Paten), welche den

Verstorbenen auch zum Grab tragen. Die allgemach Sterbenden verlangen gemeinlich in das Grab des verstorbenen Vaters, der Mutter, des Mannes, Weibes, Bruders, der Schwester oder eines nächsten Freundes, wenn solche nicht erst kurz vorher begraben wurden oder sonst kein Hindernis vorhanden ist, gelegt zu werden.

Auch ist insgemein der Gottlosen Wahnwitz, es komme einer eher in den Himmel, je eher er ausgegraben werde. Die trauernden oder mit der Leich gehenden Weibspersonen tragen ein großes weißes Tuch über Kopf und *Achseln* (Schultern), bei den Mannsleuten gibt es keine Trauer der Kleidung nach. *Wenn es mit dem Herzen nit anders bestellt ist, so ist die Trauer gering.*

Das Jahr über

Ihre gewissen Observations-Tage, wo sie das Wetter und andere Punkte beobachten, suchen sie nicht in dem Gregorianischen, sondern in dem alten Kalender, weil sie glauben, die alte Zeit treffe besser zu. Doch ehren sie auch den neuen Kalender, indem sie am 1. Januar, dem Neujahrstag, ihre Händ mit Geld waschen, damit sie das Jahr hindurch nicht ohne selbiges seien. Auch trinken an diesem Tag alle Bier, um das Jahr hindurch die rote Farbe im Gesicht zu haben. Am Hl. Dreikönigstag, welchen sie den *Obersten* nennen, untersteht sich keines auch in dringendster Not etwas zu nähen. An diesem Tag trinken sie ebenfalls Bier, um stark zu werden.

Faßnacht

An der Faßnacht *waiffen* sie kein Garn ab, damit das Vieh kein Wasser im Kopf bekommt. Auch flicken sie nicht, sich fürchtend, es mögen Hühner, Gänse etc. krumm auskriechen. Auch machen sie an der Faßnacht Strick, um eine gute Kälberzucht zu haben. Einige tun auch Erde in ein Geschirr und säen an diesem Tag dreimal Flachs hinein, so früh, mittags und abends. Welcher nun am besten wächst, der deutet an, welche Saat draußen am besten werden wird die frühe, die mittlere oder die späte.

Auch halten sie stark an dem Brauch, an Faßnacht Küchlein, Krapfen, zu backen. Wenn solches früh am Tag geschieht, tun sie mit der übriggebliebenen Butter den Pflug schmieren, dann soll das Getreide gut geraten. Am Aschermittwoch, wenn es brav regnet oder schneit, soll es ein gutes Grasjahr geben.

Sonntag Laetare

Den Sonntag Laetare, als an Mittfasten, heißen sie den *Totensonntag*, an welchem sie den Tod austragen. Dies geschieht in allen hiesigen Dorfschaften und auf folgende Weise: Die Kinder machen von Stroh einen Mann oder eine Frau, kleiden ihn mit alten Lumpen, tragen ihn nachmittags ins Wasser. Dies soll verhindern, daß selbiges Jahr ein allgemeines Sterben ins Dorf kommt. Im Staatslexikon Hübners heißt es, daß an diesem Tag im Jahr 965 in Schlesien und Polen die christliche Religion eingeführt, die Götzenbilder abgebrochen und ins Wasser geworfen und zu diesem Andenken bis auf den heutigen Tag der Brauch geschieht, Kinder tragen einen Popanz wie ein Götzenbild mit großer Freude ins Wasser. Weil sie nun vorgeben, als wenn sie damit den Tod austreiben, so wird dieser Sonntag *Totensonntag* genannt.

Dies mag die Ursache sein, daß der Hochwürdige Herr Joy Georg Wecker alle Glocken bei Austragung des Todes hat zusammenschlagen lassen.

Ostern

Am Gründonnerstag, wenn die Henne ein Ei legt, so tragen dieses hartgesottene Ei die Frau oder sonst eine Weibsperson im Haus dem von der Kirch kommenden Mann entgegen, welcher es noch ehe er die Stube betritt, mit der Schale essen muß. Wenn er dies tut, so soll er selbiges Jahr von keinem Streubaum fallen.

Am hl. Ostersamstag, wenn der sogenannte *Judas* verbrannt wird, nehmen sie die Bränd, stecken solche in die Getreideäcker, damit das Getreide nicht brandig wird. Wenn früh geläutet wird, so kehren und waschen sie im ganzen Haus, damit keine Flöhe wachsen sollen. Auch waschen sie sich noch in der Kirch oder zu Haus mit der neugeweihten *Tauf* (dem neugeweihten Taufwasser), um von den Sommerflecken frei zu bleiben.

Am hl. Ostertag gehen sie sehr früh nackend oder im Hemd zum nächsten Bronn oder Bächlein, wo sie sich waschen, damit sie nicht krätzig werden. Auch holen sie an diesem heiligen Tag früh Kornsamen und geben den dem Vieh zum lecken.

Gegen Hexen

Am letzten Apriltag abends hacken sie Stücke *Wasen* (Rasen) aus, legen diese vor die Haustür, damit keine Hexe ins Haus kommen könne. Die Nacht darauf

stecken die jungen Burschen *Mayen*, wem sie wohlwollen. Am Fest Christi Himmelfahrt gibt jedermann wohl acht, wo Christus in der Auffahrt hinsieht, dort sollen die Gewitter hinziehen.

Gut gegen Gewitter

Den *St. Joanny-Bapt.-Tag* stecken sie ins Getreide *Palm* oder Kräuter, damit das Gewitter nicht dreinschlage. Auch ist das Johannisfeuer gebräuchlich. An diesem Feuer sengen sie Weiden, welche sie dann in den auf dem Feld stehenden Flachs stecken, damit er wohlgerate.

Am Fest Maria Heimsuchung merken sie, wie *Maria über das Gebürg* gehe, ob in Regen oder schönem Wetter, also soll sie wieder herüberkommen. d. h. es soll vier Wochen solches Wetter andauern.

Am Fest Maria Geburt, wenn es regnet, soll im folgenden Jahr das Korn wohlgeraten.

Am Fest S. Simon et Juda werden alle Wiesen, Auen und Geräum *preis und gemein*, und es ist überall erlaubt zu hüten. Daher heißen sie diesen Tag den *Hyrden-Über-und-Über*.

St. Martinstag

Am St. Martinstag essen sie die Martinsgans oder wenigstens ein Huhn oder Tauben. Mit deren Blut werden alle Barren im Stall ausgewischt, dazu wird das getötete Geflügel statt eines Besens gebraucht. Wenn das geschieht, soll das Vieh den *Rauscher* (Rauschbrand) nit bekommen. Wenn an diesem Tag die Stauden wegen Regen tropfen, soll ein gutes Gerstenjahr folgen.

Weihnachten

In der heiligen Christnacht sind einige junge Leute so keck, daß sie einen Erbzaun schütteln, um zu sehen, was sie für eine Heirat bekommen. In eben dieser Nacht schälen viele eine *Zwieffel* in 12 Teile, legen solche nach Ordnung der zwölf Monate, tun in jedes Stück ein wenig Salz, und wo nun das Salz zergeht und feucht wird, soll ein nasser Monat sein, wo es aber trocken bleibt, soll ein trocke-

ner Monat kommen. Auch probieren einige, wie das Getreide geraten soll auf diese Weise: Sie tupfen mit einem nassen Finger auf ein Eisen und benennen mit jedem Tropfen eine Getreideart. Bei welchem Tropfen es nun rostig bleibt, soll die genannte Getreideart geraten, wo das Eisen hell bleibt, soll sie mißlingen.

Letztlich zählen sie 12 Monate von der Christnacht bis zum Hl. Dreikönigstag. Mit diesen wollen sie sehen, wie die kommenden 12 Monate werden. Auch geben sie acht, welche von den 12 Nächten die kälteste ist, also soll auch die frühe, die mittlere oder die späte Saat am besten sein.

Das Frühjahr

Wenn im Frühjahr ein Bauer das erste Mal ins Feld fährt, steckt er unter den Pflug ein Ei und ein Stück Brot und um den Pflug einen Reifen. Das Ei bekommt ein Armer. Wenn er das erste Mal vom Feld nach Hause kommt, tut ihn die Frau oder sonst ein guter Freund mit einem Geschirr voll Wasser begrüßen. Es soll dann das ganze Jahr über den Ochsen wohl gehen. Eine gleiche Ehre geschieht den Mägden, wenn sie das erste Mal mit Gras nach Haus kommen. Hier soll es für die Kühe gut sein.

An jenem Wochentag, auf den der Unschuld-Kindlein-Tag gefallen ist, treiben sie weder das erste Mal aus, noch fahren sie das erste Mal ins Feld.

Schwarzer Montag

Die Woche hindurch ist der Montag besonders schwarz geschrieben, und unter gewissen Umständen sind auch andere Tage der Woche nicht gut genug. Ansonsten ist es Brauch am Tag dreimal anzurichten, früh, mittags und abends.

Gegen Das bös Ding

Wenn die Mutter dem Kind den ersten Brei gibt, geschieht das auf einem Teller aus Langespenholz. Dieser Brei soll darauf so kräftig sein, daß das Kind vom Gefraisch oder *dem bös Ding* frei bleibt. Des nachts lassen sie nichts auf dem Tisch liegen. Die Kinder schicken sie nicht in die Schule, wenn der Mond anfängt oder schon im Wachsen ist.

Tiere sollen nicht Feind werden

Mit dem Vieh haben sie unterschiedliche Aberglauben: Sie schlagen keinen Hund mit der Peitsche oder dem Riemen, mit dem sie das Vieh treiben, sich fürchtend, das Vieh möge gegenseitig einander Feind werden.

Wenn sie Ochsen kaufen und solche ins Haus führen, sind sie sehr besorgt, daß die Ochsen zuerst den rechten Fuß in den Stall setzen. Wenn sie Hühner kaufen, so stecken sie solche zum Fenster hinein, damit sie sich desto eher eingewöhnen.

Nicht durchs Fenster hineinreden

Wenn jemand bei ihnen zum Fenster hineinsieht oder hineinredet, sehen sie dies nicht gern, weil sie befürchten, solches möge machen, daß die Hühner ihre Eier hinweg vom Haus legen.

*

Soviel ist mir bekannt von den Gebräuchen der Wällner, wobei ich meine, nicht zu viel, sondern in etwa zu wenig gesagt zu haben. — Mit diesem Satz endet die Aufzeichnung von Cooperator Johannes Heinrich Reul.

Anmerkung:

Der volle Titel der Tschirner Pfarrbeschreibung lautet:
Beschreibung der dermahlen Hochfürstlich-Bambergischen,
vormahlen Dem Closter Langheim zugehörigen
Pfarrey und Dorffs Tschirn,
zusammengetragen und geschriben von mir
Joanne Henrico Brunone Reul, Bambergense, Seminary Episcopalis & Prinzipalis Bambergae ad s. Martinum Alumno Presbytero, ac hic Cooperatore
Anno Salutis per noxium Adami esum Perditae 5700
sed per virgineae Matris felicem partum reparatae MDCCLI, Scil. 1751

Das Buch ist in Pappe gebunden, etwas größer als DIN A 4 und enthält 175 Seiten. Es ist handgeschrieben in der deutschen Schrift. Es ist sehr gut erhalten, kaum vergilbt, enthält keine Zeichnungen, guter Papierzustand. Es wird demnächst dem Staatsarchiv Bamberg als Geschenk übergeben.

TÖPFERWAREN AUS UMMERSTADT
Kinderspielzeug (Förmchen, Backform, Krug mit Jahrzahl 1937 und Sparbüchse). Die Kaffeetasse daneben zum Vergleich.
Darunter: Topf mit fast schwarzen Karos, blaue Vase mit weißen Blüten (Werkstatt Leopold Berghold) und eine ockergelbe Bratpfanne.

Karl F. Borneff, Coburg:

UMMERSTADT UND SEINE TÖPFER

Untergegangenes Kunsthandwerk im bayerisch-thüringischen Grenzgebiet

Am Dreiherrenstein zwischen Weitramsdorf und Ummerstadt trafen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges das Land Bayern und die Herzogtümer Sachsen-Coburg-Gotha und Sachsen-Meiningen zusammen. Heute ist die Grenzmarkierung Teil der ost-westdeutschen Trennungslinie, die hier Thüringen von Bayern scheidet — nämlich den nördlichen Teil des Landkreises Staffelstein und den Landkreis Coburg vom Meininger Land um Heldburg. Von der einen Seite wird die Trennungslinie als Zonengrenze, von der anderen als Staatsgrenze bezeichnet.

Das heute thüringische Ummerstadt gehörte noch bis 1945 zum Einflußgebiet des fränkischen Kulturkreises, und es bestanden zu Coburg sehr gute Beziehungen, an denen vor allem die alten Ummerstadter Töpfereien wesentlichen Anteil hatten. Vasen, Teller, Tassen, Pfannen und Tonkrüge aus dem Handwerkerstädtchen an der Rodach sind in den letzten Jahren im Handel immer seltener geworden. Besonders sorgsam aufbewahrt werden viele, meist farbig bemalte Stücke in den Coburger Haushaltungen, nachdem es heute selbst in Ummerstadt kaum noch möglich ist, irdenes Geschirr zu kaufen. Die jetzigen politischen Verhältnisse erschweren es ungemein, einen Bericht über die Ummerstadter Töpfereien und ihr Ende zu schreiben, weil in Ummerstadt an Ort und Stelle keine Studien gemacht werden konnten. So mußten hier viele Informationen aus den verschiedensten Quellen zusammengetragen werden, damit wir ein genaueres Bild von der ehemals bedeutenden Töpferstadt im bayerisch-thüringischen Grenzgebiet und ihren Werkstätten bekommen. Schriftliche Aufzeichnungen gibt es fast keine.

Die jahrhundertealten Kontakte Ummerstadts zu Coburg fanden 1937 bei der 1100-Jahrfeier des Töpferstädtchens einen Höhepunkt. Halb Coburg wanderte oder fuhr mit dem Fahrrad oder dem Auto über Weitramsdorf und Gersbach nach Ummerstadt. Die Ummerstadter revanchierten sich bei der 900-Jahrfeier Coburgs im Jahre 1956 mit einem Wagen im Festzug, auf dem der Töpfer Leopold Berghold mit seiner Drehscheibe zu sehen war.

Töpfer und Bauern

Heute ist keine Töpferei in Ummerstadt mehr in Betrieb. Damit fand eine bodenständige, bäuerliche Kunst ihr Ende, die im 19. Jahrhundert noch in hoher Blüte stand, die aber durch viele — meist äußere Einflüsse — in den letzten Jahren und Jahrzehnten mehr und mehr verfiel. Vor der Zeit der Kunststoffe, des Gußeisens und des Emaillegeschirrs, war gebrannter Ton eine unersetzliche Substanz. Von der Tabakpfeife bis zu der Vogeltränke wurde in Ummerstadt fast alles in Ton hergestellt. Das Setzen von Kachelöfen und auch die Anfertigung von Kacheln gehörten mit zu den Aufgaben einer Werkstätte. Von den vielen Töpferorten des Coburger Landes und der umliegenden Gegend wurde Ummerstadt am bekanntesten.

Die Ummerstadter waren nicht ausschließlich Handwerker. Nebenbei betrieben sie auch immer die Landwirtschaft. Das ist der Grund, weshalb ihre Tonwaren eine unverwechselbare Bodenständigkeit aufweisen. Die Vasen, Teller, Tassen, Pfannen, Milchkrüge, Teigschüsseln usw. gehen niemals auf nur äußerliche Wirkung aus. Formschön und zweckmäßig, dabei vital in der Farbigkeit, lassen sie die Hand des Töpfers, der gleichzeitig auch Bauer war, erkennen. In der Einheit von Arbeit und Leben liegt ihr großer Wert.

Bedeutende Töpferfamilien

Wieviele Töpfereien und Töpferfamilien es in Ummerstadt gegeben hat, kann hier mit dem Hinweis auf die wichtigsten Namen beantwortet werden. Das Archiv der Feste Heldburg nennt aus dem Jahre 1621 den Ummerstadter Pfannenflicker Hans Valtin Gutjahr. Diese Familie ist bis in die letzten Jahre mit der Ummerstadter Töpferei eng verbunden gewesen.

Töpfermeister der Familie Gutjahr:

1795—1869	Johann Georg Gutjahr
1820—1897	Johann Nikolaus Gutjahr
etwa 1922 gest.	Emil Gutjahr
1876—1941	Otto Gutjahr

Die Töpferfamilie Berghold, deren verschiedene Zweige Werkstätten in Ummerstadt unterhielten, ist in diesem Ort mit Sicherheit ab 1720 durch Johann Georg Berghold nachweisbar.

Töpfermeister der Familie Berghold:

1782—1854	Johann Christoph Berghold
1818—1897	Johann Georg Berghold
1844—1905	Anton Berghold — dessen Bruder etwa 1849—1831 Heinrich (Henner) Berghold, genannt „Töpferpoet", starb kinderlos
1876—1929	Franz Berghold
1905—1963	Leopold Berghold

Über 80 Jahre ist der *Töpferpoet* Heinrich (Henner) Berghold alt geworden. Durch seine Töpfe, aber auch durch seine originellen Verse ist er der wohl bekannteste Handwerksmeister. Er nannte sich selbst *Hans Sachs von Ummerstadt.*

Nach Auskunft des Ummerstadter StA. arbeiteten bis 1922 die Töpfereien Franz Berghold, Heinrich Berghold, Franz Ros, Friedrich Biedermann und Max Weis. Sie hatten je zwei Gesellen und einen Lehrling. Zehn Jahre später, also 1932 waren nur noch drei Werkstätten, Franz Berghold, Otto Gutjahr und Max Weis mit je einem Gesellen und zwei Lehrlingen in Betrieb. Max Weis gab 1935 auf, so daß bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges noch zwei Töpfereien weiterarbeiteten. Leopold Berghold führte die Werkstatt, in der schon sein Vater und Großvater usw. tätig waren, auch noch nach 1945. Er versuchte als einziger, die Ummerstadter Töpferkunst unserer Zeit in einer modernen Form anzupassen.

Fürstliche Besuche

Über den *Töpferpoeten Hans Sachs* von Ummerstadt gibt es einen Text- und Bildbericht, der nach einer Wanderung des Coburger Thüringerwald-Vereins im Jahre 1919 entstanden ist und in den *Thüringer Monatsblättern* (27. Jahrgang, Nr. 8) veröffentlicht wurde. In diesem Bericht wird auch auf fürstliche Besuche in Heinrich Bergholds Werkstatt hingewiesen. Es handelt sich dabei um den Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen, der etwa 1908 in Ummerstadt war und um den Besuch des Erbprinzen Bernhard III. (etwa 1913).

Ton aus Colberg und Gemünda

Die Ummerstadter gewannen ihren Ton an zwei Stellen. Einmal im Gebiet des thüringischen Ortes Colberg und am Gemündaer Thon-Berg *(Tambacher Grube).* Auf Leiterwagen wurden große Ballen zur Aufbereitung in die Werkstätten ge-

fahren. Beide Tonsorten unterschieden sich wesentlich voneinander. Aus Gemünda kam sehr dunkles *fettes* Material. Der bei den Ummerstadtern weniger beliebte Colberger Ton war demgegenüber mager. Eine Mischung aus beiden wurde besonders gerne verwendet. Charakteristisch für die Ummerstadter Töpfer war, daß sie fast ausschließlich Ton verwendeten, der zu hellem Scherben brennt.

Die Tambacher Grube, die sich im Besitz des Grafen Alram zu Ortenburg befindet, ist heute vom Oeslauer Annawerk gepachtet. Bei dem industriellen Abbau ist man oft auf diejenigen Stellen gestoßen, die von den alten Töpferwerkstätten bevorzugt wurden. Man fand gegrabene Löcher und Stollen im Erdreich, die mit Abraummaterial wieder verschlossen waren.

Farbige Engobemalerei

Die Erzeugnisse der Ummerstadter Bauerntöpfereien zeichneten sich durch ihre überaus farbige Engobemalerei aus. Von der Drehscheibe weg wurden die Formen an der Luft solange getrocknet, bis sie lederhart waren, dann wurden sie gehenkelt (mit einem Henkel versehen) und *engobiert* (mit Engobe begossen oder darin eingetaucht). Sie erhielten damit einen dickflüssigen Überzug. Gleichzeitig wurden sie bemalt. Die Engobe stellte der Töpfer aus besonders sorgfältig zubereiteten Tonarten selbst her. Ihre Wirkung tritt erst nach dem Brand auf. Die Engobe ist ein besonders schön brennender Tonbrei und kann auch mit Mineralstoffen gefärbt werden. Nach dem ersten Brand wurden die Töpfe mit Glasurmasse (meist farbloses Bleiglas) von innen und außen, oft auch nur — wegen der niedrigeren Kosten — von innen begossen, und dann kamen sie in den zweiten, den Glasurbrand. Die Farben der Gefäße zeigten jetzt eine besonders kräftige und leuchtende Wirkung. Gemalte Muster und Rezepturen waren Familientradition.

Was bei der Herstellung zu Bruch ging oder fehlerhaft war, kam auf den *Schermeshaufen* (Scherbenhaufen). Mit großen, abgeschlagenen Henkeln spielten die Kinder *Schermesgaul*. Niedergebückt auf allen vieren, hatten sie in jeder Hand einen Henkel, mit dem sie hüpften.

Allen Ummerstadter Töpferwerkstätten war es eigen, viele ihrer Erzeugnisse mit Sprüchen zu versehen. Besonders der *Töpferpoet Heinrich Berghold* ist hier erfinderisch gewesen. Wir kennen eine Unmenge solcher Sprüche, von denen zwei, die auf Kaffeetassen stehen, angeführt werden sollen:

oder *Wer die süse Ruh will finden, mus bei Tag ein Licht anzünden*

Alle morgen mus ich sorgen, wo ich soll mein Kafe borgen.

Viele dieser Sprüche, die sich auf Freude, Liebe, Glück und vieles andere beziehen, trugen zur Gefälligkeit der Tonwaren bei und boten einen gewissen kommerziellen Anreiz. Man deutet heute aber die Verwendung von gemalten Sprüchen bei der Herstellung von Töpfergeschirr bereits als eine Erscheinung des Niederganges in der Töpferkunst.

Verkauf bis Hamburg und Böhmen

Die Ummerstadter Tonwaren wurden mit Pferd und Planwagen vor allem auf Märkte gefahren. Man konnte sie in Eisfeld, Meiningen, Lauscha, Sonneberg, Eisenach, Saalfeld, in Hammelburg und besonders auch in Coburg kaufen. Zu Ende des 19. Jahrhunderts sollen Wagen des Spediteurs Sandmann mit Töpfen, Tellern und Tassen bis Hamburg und Böhmen gefahren sein. Daß es die Ummerstadter 1887 ablehnten, die Schmalspurbahn Hildburghausen—Friedrichshall mit einem Geldzuschuß auch bis zu ihrem Ort legen zu lassen, war den Handwerksbetrieben sehr abträglich.

Niedergang nach dem Ersten Weltkrieg

In der Geschichte der Töpferkunst setzt etwa um 1850 ein Niedergang ein. Immerhin verzeichnet die Brücknersche Landeskunde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch 16 Töpferwerkstätten in Ummerstadt. Es ist die Zeit, in der das Ursprüngliche, bodenständig Gewachsene mehr und mehr dem anonymen, technisch perfektionierten Industrieprodukt zu weichen beginnt. Von dieser Entwicklung wurden auch die Ummerstadter Töpfereien betroffen. Ein deutlicher Einbruch in ihre noch ungebrochene Schaffenskraft wird erst um die Jahrhundertwende, besonders aber nach dem Ersten Weltkrieg erkennbar. Es stellten einige Töpfereien ihren Betrieb ein. Sie hatten mit den harten Bedingungen der damaligen Zeit, besonders mit der allgemeinen Verarmung zu kämpfen. Jetzt war die Wirtschaftlichkeit von Töpfereien in Frage gestellt. Das Holz zum Schüren der Öfen (man brauchte 6 Kubikmeter Scheitholz zu einem Brand) war zu teuer geworden, die Löhne stiegen und schließlich fehlte der Nachwuchs. Verkauft wurde nur wenig und auch das Hausieren der *Hafenfrauen* brachte — außer in der Weihnachtszeit — wenig Profit.

Offizielle Förderung

Bei den schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen versuchte man nun, das Töpferhandwerk in Ummerstadt zu beleben und zu erhalten. Der Töpfersohn Leopold Berghold besuchte Ende der zwanziger Jahre mit einem Stipendium die Keramikschule in Dornburg an der Saale. Damit war der Versuch verbunden, die alte Ummerstadter Bauerntöpferei einer neuen Zeit anzupassen. Gedacht war wohl, sie in kunstgewerblicher Form weiterleben zu lassen. Damit hätten sich vor allem Verkaufsmöglichkeiten im Rahmen des Fremdenverkehrs angeboten. Wir wissen heute, daß eine *Kultivierung, Verfeinerung, Modernisierung,* oder wie immer man es nennen mag, einfach nicht möglich war. Ein derart in bäuerlicher Bodenständigkeit verwurzeltes Handwerk, das wie in Ummerstadt mit einfachsten Produktionsmitteln arbeitete, konnte in anderer Form nicht weiterleben. An seine Stelle hätte man allenfalls etwas völlig Neues setzen müssen.

Bei der 1100-Jahrfeier 1937, zu der Leopold Berghold die Plakette herstellte, standen die Ummerstadter Töpfereien noch einmal im Mittelpunkt eines gewissen öffentlichen Interesses.

Zonengrenze brachte das Ende

Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges kam die entscheidende Wende. Alle Betriebe mußten ihre Produktion beenden. Leopold Berghold, aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, fing nach 1945 zwar noch einmal an zu töpfern. Aber der Materialmangel machte sich bemerkbar, und dann wurde jetzt auch wichtig, daß die Tongruben bei Gemünda auf bayerischem Gebiet lagen, also nicht mehr zugänglich waren. Versuche mit Ummerstadter Ton wurden angestellt. Ein neuer Aufschwung blieb aber aus. So war das Ende der letzten Ummerstadter Töpferei gekommen. Die Werkstatt und der Brennofen Leopold Bergholds stehen heute noch, werden für die Töpferei aber nicht mehr gebraucht. Vieles wurde vom Eisfelder Heimatmuseum übernommen. Zur Zeit plant man in dem ehemaligen Haus des *Töpferpoeten Heinrich Berghold* in Ummerstadt ein Museum einzurichten. Hier sind jetzt Sammelgüter aus der Töpferfabrikation untergebracht.

Den einstigen Ruf Ummerstadts hat heute die Töpferei Gramann in Römhild übernommen. Sie wurde in den letzten Jahren wegen ihrer Leistungen bekannt.

Franz Pietsch, Kulmbach:

FRITZ ELLRODT

Roman von Karl Gutzkow

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.
G. E. Lessing

Wenn heute jemand den Vorsatz fassen sollte, den *Gutzkow* fleißiger zu lesen, so müßte ihm empfohlen werden, seine Lektüre nicht mit dem *Fritz Ellrodt* zu beginnen, denn das ist ein dem Interesse der Hauptperson nicht durchweg zugewandter Wälzer in drei Büchern mit insgesamt 1052 Seiten. Darunter tat es Karl Gutzkow (* 1811 Berlin, † 1878 Sachsenhausen) nicht gern; seine *Ritter vom Geiste* hatten neun Bände, sein *Zauberer von Rom* hatte ebensoviele.

Eine zusammenhängende Arbeit ist über den Gegenstand, soweit ich sehen konnte, nicht erschienen; eine im Archiv für Oberfranken gedruckte Ansprache von Kraussold [1]) enthält eine nicht einmal vollständige Inhaltsangabe und ein paar beiläufige Bemerkungen, auch ein in den *Nachrichten des Vereins Freunde der Plassenburg 1933 Nr. 1—6, S. 13—14* enthaltener und mit -sp- (Spitzenpfeil) gezeichneter Beitrag *Fritz Ellrodt, ein Roman aus der Markgrafenzeit* ist nicht von Belang. Es gibt ein paar — später noch genannte — Erwähnungen, von denen aber keine sich mit dem Thema selbst befaßt.

Fritz Ellrodt — Friedrich Wilhelm Reichsgraf von Ellrodt-Reipoldskirchen — war das vorletzte Glied einer ursprünglich bürgerlichen aus Kulmbach stammenden Familie von Pfarrern und Gelehrten; ihre Geschichte ist von Martin Riedelbauch [2]) in einer ausführlichen Untersuchung dargelegt worden. Danach ist der Stammvater des Geschlechts Mag. Jacob Ellrod, der am 6. November 1601 als Sohn eines Kulmbacher Schneidermeisters geboren wurde und am 28. Juli 1671 als Pfarrer in Gesees starb; er war Mathematiker und Astronom und als solcher einer der Wegbereiter des am 1. Januar 1700 in Kraft getretenen verbesserten Gregorianischen Kalenders. Sein Urenkel Philipp Andreas Ellrod, geboren 4. August 1707 zu Bayreuth, stieg am Hofe des Markgrafen Friedrich zum

MARKGRAF FRIEDRICH
CHRISTIAN

allmächtigen Minister auf, wurde geadelt und Freiherr, endlich Reichsgraf, seit 1755 war er der alleinige Besitzer des Rittergutes Neudrossenfeld. In Bayreuth bewohnte er das mit fürstlicher Pracht ausgestattete vierzehnachsige Palais, von dem heute nur noch der Ellrodtsche Gartenportikus, Friedrichstraße 7, steht, das aber auch die anschließenden Häuserblöcke Friedrichstraße 9 und 11 umfaßte; Mitglieder der Familie saßen auch in den repräsentativen Gebäuden Ludwigstraße

26 und Dammallee 8[3]). Bereits zu Markgraf Friedrichs Zeiten wurde er wegen seines Finanzgebarens heftig angegriffen, zeitweilig auf der Plassenburg gefangengehalten, aber von der baulustigen Wilhelmine, der er neue Geldquellen erschlossen hatte, verteidigt[4]); er ging für Wilhelmine *weiß wie der Schnee* aus der Untersuchung hervor. Nach Markgraf Friedrichs Tode fiel er erneut in Ungnade, wurde wieder rehabilitiert, verlor aber fast alle seine Ämter und Würden und starb verbittert am 1. Januar 1767 in Neudrossenfeld. Er erscheint bei Gutzkow in einem meist freundlichen Lichte; der Korruption kann man ihn wohl auch nicht gut beschuldigen, aber an dem riesigen Schuldenberg, den Friedrich, oder richtiger Wilhelmine, hinterlassen hat, ist er in seiner übereifrigen Dienstwilligkeit ohne Zweifel mitverantwortlich.

Sein Sohn Friedrich Wilhelm ist die Titelfigur in Gutzkows Roman. Er wurde am 24. August 1737 in Bayreuth geboren, studierte in Erlangen, Genf, Leipzig und Straßburg und wurde Gesandter in Wien und beim Reichstag zu Regensburg. Nach Markgraf Friedrichs Tode reiste er im Auftrag der Regierung mit einer Kommission nach Wandsbeck bei Hamburg, um den dort lebenden Onkel Friedrichs, den Prinzen Friedrich Christian aus der Weferlinger Linie, derzeit Generalleutnant in dänischen Diensten, zur Thronbesteigung in Bayreuth zu bewegen und damit Verwicklungen wegen einer sonst für möglich gehaltenen Nachfolge durch Markgraf Alexander von Ansbach oder gar Friedrich den Großen zu vermeiden.

Dem neugewonnenen Herrn Friedrich Christian diente Fritz Ellrodt wieder als Gesandter in Wien und bei der Kaiserkrönung in Frankfurt 1764. Er heiratete am 7. Dezember 1763 die Gräfin Christine Wilhelmine von Löwenhaupt und ließ an der Rückseite seines um zwei Seitenflügel vergrößerten Schlosses in Neudrossenfeld durch Gontard den zum Roten Main hin abfallenden Terrassengarten anlegen, von dem Gebessler[5]) sagt, er sei im bayerischen Bereich ohne Beispiel. In den Sturz seines Vaters wurde er verwickelt, gleich ihm rehabilitiert, starb aber bald darauf am 23. Mai 1765, erst 27jährig. Er ist mit seinem Vater, der ihn noch kurze Zeit überlebte, und zwei anderen Ellrodts in der Neudrossenfelder Kirche begraben.

Sein Souverän, Markgraf Friedrich Christian, hat es ihm wenig gedankt, daß er durch ihn auf den Bayreuther Thron geholt worden war, und es ist nicht recht einzusehen, warum sich die Kommission mit Fritz Ellrodt an der Spitze nicht

etwas genauer umgesehen hat, bevor sie diesen Mann an die Spitze des Fürstentums berief. Für das Land wäre jede andere Lösung besser gewesen, die 1763 getroffene hat auch die späteren Entwicklungen nicht verhindert, sondern nur hinausgeschoben. Die sechs Jahre der Regierung Friedrich Christians bilden kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Markgrafschaft. J. W. Holle[6]), der ein anschauliches und archivalisch begründetes Bild dieser kurzen Epoche gegeben hat, versucht der *verkörperten Karikatur eines Landesvaters*, wie Karl Hartmann ihn genannt hat, noch möglichstes Verständnis entgegenzubringen: Friedrich Christian habe eigentlich gute Absichten gehabt, diese seien aber allesamt durch sein krankhaftes Mißtrauen, sein unbeherrschtes Wesen und durch seine Anhänglichkeit an falsche Ratgeber zunichte gemacht worden; er kommt damit für mein Gefühl reichlich gut weg. Wenn diesen Mann eine seiner jähzornigen Aufwallungen heimsuchte, war er unberechenbar: ein Kind hatte er, diesmal nicht im Zorn, sondern in übermütiger Laune, fast zu Tode gebracht, und einen nicht ganz gefügigen Jagdburschen hatte er einfach erschossen, worauf er in der Plassenburg inhaftiert wurde, aber auf Fürsprache seiner Schwester, der dänischen Königin, alsbald wieder freikam. Er witterte überall Verrat und Untreue, war menschenscheu und hatte keine Manieren: er aß, das Gesicht tief über den Teller gebeugt, seine Speisen, die stets kalt sein mußten, mit den Fingern, spuckte auf die Gemälde an den Wänden und prügelte mit seinem Stock seine Frau, die ihn darauf verließ, und seine Dienerschaft. Nach solchen Ausbrüchen packte ihn die Reue, er zog sich nach Himmelkron zurück, versank in anhaltende Buß- und Betübungen und beschenkte nach seiner Rückkehr die Opfer, die er unter fröhlichem Lachen verprügelt hatte, mit reichlichen Geldspenden.

Nur einem tat er nichts an: einem dunklen Ehrenmann namens Schröder, dem er in totaler Hörigkeit verfallen war. Der war als Quacksalber mit Sohn, Tochter und einem Affen auf Jahrmärkten herumgezogen und hatte noch in Wandsbeck den damaligen Prinzen Friedrich Christian von einem Fußleiden geheilt. Dieser nahm ihn mit nach Bayreuth, machte ihn zum Hofmedicus und Bergwerksdirektor, adelte ihn und übergab ihm die Aufsicht über das Teuerste, das er besaß, seine Schatulle. Schröder erpreßte alle Welt, vergab Stellen an die Meistbietenden und war unangreifbar: wer ihn öffentlich als Jahrmarktausschreier beschimpfte, kam auf die Plassenburg und blieb dort, bis er Abbitte leistete. Schröders Tochter wurde Frau von Wangenheim, sein Sohn Leutnant in einem Bayreuther Regi-

FRIEDRICH WILHELM REICHSGRAF
VON ELLRODT-REIPOLDSKIRCHEN

ment. Auch die Ellrodts haben seine Macht zu spüren bekommen: er spann Intrigen gegen sie, brachte sie wieder in Gunst, wenn der Erfolg sich nicht sofort einstellte, und begann seine Wühlereien darauf von neuem.

Über den Markgrafen müssen sich in seinem letzten Regierungsjahr dunkle Wolken zusammengezogen haben. Die beiden nächsten Agnaten, Friedrich der Große als der älteste und auch Markgraf Alexander von Ansbach hatten wiederholt, aber erfolglos, dringende Mahnungen[7]) an ihn gerichtet, er möge der Lotterwirtschaft der Schröder-Clique steuern und sich selber energischer der Regierungsgeschäfte annehmen. Das weitere klingt theatralisch und ist nicht ganz durchsichtig. Es kann sich um ein Phantasieprodukt Schröders handeln, es gibt aber auch Argumente für die Wahrscheinlichkeit des Vorgangs, denn Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit Friedrich Christians sind durchaus verständlich. Jedenfalls soll zwischen Potsdam und Ansbach eine Übereinkunft zustandegekommen sein, der offenbar schwachsinnige Markgraf solle auf seiner geplanten Reise nach Wandsbeck gefangengenommen, für geistesschwach und regierungsun-

fähig erklärt und zur Abdankung gezwungen werden. Alexander solle ihn ablösen.

Das Komplott, so heißt es, und auch archivalische Unterlagen scheinen dafür zu sprechen, sei bis ins einzelne, auch mit französischen Decknamen, vorbereitet worden, Schröder jedoch habe es entdeckt und dem Markgrafen hinterbracht. Dieser habe sofort in Hof seine Reise unterbrochen, den Verschwörern blutige Rache geschworen und eine siebenköpfige Kommission eingesetzt, die das Majestätsverbrechen untersuchen sollte. Aber ehe die Kommission zu einem Urteil kam, starb Friedrich Christian am 20. Januar 1769 und wurde am 9. Februar in Himmelkron beigesetzt. Alexander, der nun Ansbach und Bayreuth vereinigte, trat die Nachfolge an, löste die Untersuchungskommission sofort auf, enthob alle ihre Mitglieder ihrer Ämter und verwies sie aus dem Fürstentum. Schröder wurde verhaftet, aber dann mit allen seinen geraubten Schätzen nach Sulzbach entlassen. Dieses Verhalten Alexanders ist seltsam. War das Komplott eine Erfindung Schröders, dann hätte er ihn strenger bestrafen müssen; sein Vorgehen gegen die Mitglieder der Untersuchungskommission spricht dafür, daß er alle Spuren für seine Beteiligung an dem Komplott, das dann wirklich bestanden haben müßte, austilgen wollte. Auch Holle nimmt diese Möglichkeit ernst.

Diese geschichtlichen Voraussetzungen mußten aufgeführt werden, denn sie sind allesamt in Gutzkows Roman hineingenommen worden, und zwar in solcher Breite, daß ohne sie der Roman nicht zu verstehen wäre. Die historisch leicht veränderte Handlung sieht bei Gutzkow so aus:

Der junge Reichsgraf Fritz von Ellrodt, der freilich in der Erzählung häufig hinter Markgraf Friedrich Christian, Schröder und den Bayreuther Hofschranzen zurücktreten muß, beschützt in Wien eine hübsche Jüdin vor Belästigungen, tritt am Wiener Hof als Charmeur auf, der die Kaiserin Maria Theresia bezaubert, sieht die Jüdin in Bayreuth wieder und entbrennt, obgleich schon für die Gräfin Löwenhaupt bestimmt, in Liebe zu ihr. Die Jüdin aber weist ihn mit Rücksicht auf seine Karriere ab, er heiratet die Gräfin, verteidigt mannhaft seine und seines Vaters Ehre, erträgt die Sticheleien des von Schröder bearbeiteten Markgrafen und sammelt feurige Kohlen auf dessen Haupt, indem er ihm das Potsdam-Ansbacher Komplott entdeckt. Auf seinen Rat läßt der Markgraf den Reisewagen leer

auf die Fahrt nach Wandsbeck gehen, die Verschwörer überfallen den Zug bei Marktschorgast, finden den Markgrafen jedoch nicht in seinem Wagen und suchen enttäuscht das Weite. Aber um einem Mitwisser das Geständnis des geplanten Attentats zu entreißen, hat Fritz Ellrodt sich in voller Kleidung ins Wasser stürzen müssen, er stirbt an Lungenentzündung.

Der Überfall bei Marktschorgast hat nie stattgefunden, Fritz Ellrodt konnte nichts davon verraten, er war um diese Zeit schon über drei Jahre tot. Seine Frau, die bei Holle, Gutzkows Hauptquelle, nie mit ihrem Vornamen erscheint, nennt er Ulrike, sie heißt aber Christine Wilhelmine Luise. Kraussold macht auf Verwechslungen Gutzkows aufmerksam, F. Hermann gibt in seinem Markgrafenbüchlein[8]) ein halbes Dutzend anderer Verstöße gegen die Historie an, und weitere lassen sich finden.

All diese Dinge wären natürlich keine Einwände gegen ein literarisches Werk, das in dichterischer Freiheit das Recht in Anspruch nimmt, historische Motivationen durch künstlerische zu ersetzen; mit gewissen Einschränkungen ist ein solches Verfahren auch im historischen Roman noch angängig. Aber die Voraussetzung dafür ist immer, daß der Verfasser sein Werk als ein rein literarisches verstanden wissen will.

Gerade das ist jedoch im *Fritz Ellrodt* nicht der Fall. Das Buch verläßt auf weite Strecken das Romanhafte und nimmt den Charakter einer Chronik an. Romanhaft ist das ritterliche Verhalten des Reichsgrafen der schönen Jüdin gegenüber, seine spätere Romanze mit ihr, der in Wien auf ihn verübte Attentatsversuch und schließlich die Selbstaufopferung im Dienste seines Monarchen. Daß dies alles und manches andere unhistorisch ist, wird dem Leser aber nicht bewußt, weil er einfach überschüttet wird mit Hinweisen auf des Verfassers genaue Kenntnis der örtlichen und geschichtlichen Gegebenheiten. Karl Gutzkow hat sich nach seinem Selbstmordversuch von 1865 eine Zeitlang in Oberfranken aufgehalten, hat in Bayreuth Archivalien studiert und kennt sich in der Stadt gut aus, weiß auch über die Sage von der Weißen Frau und die Geschichte von den vier Augen Bescheid und beklagt den heruntergekommenen Zustand des Neudrossenfelder Schlosses: alles Dinge, die für die Erzählung unwesentlich sind, die aber beim Leser den Eindruck einer chronikalischen Wirklichkeitstreue hervorrufen müssen.

Es kommt jedoch noch schlimmer: Gutzkow erklärt sich ausdrücklich als Historiker. Er ruft die Muse Klio an und distanziert sich von einer Pseudo-Geschichtswissenschaft[9]), er fügt ein: *Wir erzählen keine Erfindung*[10]), er bezieht sich auf den Pfarrer, *der den Erzähler dieser Geschichten führte*[11]), er meint uns mitteilen zu müssen, daß ein Bruder der schönen Jüdin Lea im Leben Jean Pauls eine Rolle gespielt hat[12]), er bemerkt, daß er einen Namen im Interesse einer noch lebenden Person geändert habe, versichert, daß die Erzählung *nach den Akten*[13]) genau sei, und er bringt wiederholt Fußnoten *Thatsächlich* an. Ein Leser, der solche Stellen gehäuft vorgesetzt bekommt, glaubt gar nicht, eine Mischung von Dichtung und Wahrheit vor sich zu haben, er liest den ganzen Roman als Geschichte.. So aber werden Grenzen, deren Einhaltung notwendig ist, verwischt.

Dabei hat sich Gutzkow in seinen theoretischen Äußerungen selber für eine saubere Trennung zwischen den Gattungen eingesetzt, freilich nicht zwischen Roman und Chronik, sondern zwischen Roman und Drama. Der Roman, so fordert er, müsse vorwiegend das *zufällige Nebeneinander* zum Inhalt haben, die Steigerung durch das *Nacheinander* sei dem Drama vorbehalten. Diesen Standpunkt hat er auch im *Fritz Ellrodt* zur Geltung gebracht, und zwar an den parallel, aber umgekehrt gerichteten Lebensläufen von zwei Paaren, die *zufällig* in Vergleich miteinander geraten. Da ist Fritz Ellrodt, als Aristokrat geboren, jung und in strahlender Lebenskraft, Liebling der Frauen und Günstling einer Kaiserin, reinen Herzens und besten Willens[14]) — und dann in einen Höllensturz gerissen, unschuldig angeklagt und mit 27 Jahren an gebrochenem Herzen in ein frühes Grab sinkend; ihm gegenüber der aus der Tiefe aufsteigene Schröder, der skrupellos seinen Vorteil sucht und sein Leben friedlich und unangefochten im Genusse seiner ergaunerten Schätze beschließen darf. Dazu ein zweites Nebeneinander in gegenläufiger Parallele: die Jüdin Lea, jung, schön und hochgebildet, aber zum Verzicht auf ein ihr angebotenes Lebensglück getrieben; anders als Teda Schröder, die mit ihrem Vater auf Jahrmärkten herumgezogen und in zerrissenen Kleidern nach Bayreuth gekommen ist; aber s i e schlägt kein Angebot aus: sie wird die Frau des Hofmarschalls v. Wangenheim.

In modernen Kommentaren kommt Gutzkow schlecht weg. Man wirft ihm seine Weitschweifigkeit vor, die ihn verleite, sein Ziel aus den Augen zu verlieren und sein Thema zu zerreden; seine Romane, so sagt man, seien schon bei ihrem Erscheinen kaum lesbar gewesen, und einen eigenen Stil habe er überhaupt nicht[15]).

MEDAILLE AUF PHILIPP VON ELLRODT
um 1755/59
Vorderseite: PHIL. ANDR. AB ELLROD MINIST. BRAND. AD CIRC. FRANCON. LEGATUS (Philipp Andreas v. Ellrod, Brandenburgischer Minister, Gesandter beim Fränkischen Kreis)
Rückseite: Ellrodt-Wappen mit Rotem Adlerorden.

Nun, im *Fritz Ellrodt* hat Gutzkow sein Ziel zweifellos häufig aus den Augen verloren, und an seiner Weitschweifigkeit würden moderne Leser keinen Gefallen finden. Es ist aber doch die Frage, ob für eine Generation, die an *Wilhelm Meister* gewöhnt war, die Romane Gutzkows schon bei ihrem Erscheinen als *kaum lesbar* empfunden wurden. Die Breite der Darstellung muß auf Menschen, die ihre Abende lesend verbrachten, keineswegs ein Abschreckungsmittel bedeutet haben, eher vielleicht ein Bildungsmittel, durch das man ohne Mühe, ja auf angenehme Weise informiert wurde über Strömungen in Politik und Literatur, über den Übergang des literarischen Geschmacks von Gleim zu Ossian, über das neuerdings aufgekommene physiokratische System, über die Atmosphäre in Frankfurt bei der Kaiserkrönung oder ähnliches. Gutzkow hatte seit seiner jungdeutschen Zeit sein festes Leserpublikum; selbst *Fritz Ellrodt* hat drei Auflagen erlebt, und als 1835 sein Roman *Wally die Zweiflerin* — in Bayern übrigens unter Vorantritt unseres Obermainkreises — verboten wurde und konfisziert werden sollte, da fand die Polizei in Mannheim von 700 gedruckten nur noch zwei unverkaufte Exemplare[16]). Aber nun zum Stil und zum Vorwurf, Gutzkow habe keinen. Das kann man nicht sagen; er hat schon einen, aber im *Fritz Ellrodt* einen überaus schlechten. Hier läßt sich nichts mehr verstehen oder beschönigen.

Es mag vielleicht noch hingehen, wenn — wir zitieren — *das Blut eines Herzens ungewiß hin-und-herwogt,* wenn eine Gräfin ihr Frühstück *so zierlich einnimmt wie Vögelchen aus ihren Näpfchen das Wasser picken,* oder wenn Serenissimus *vor dem Feuerblick des jungen Ministers erschauert.* Bedenklich ist auch sein Umgang mit Adjektiven, wenn z. B. ein Ausdruck für unser Gemüt nicht wohltuend, sondern ein für unser Gemüt *wohltuender* oder die Wirkung einer Mitteilung eine *außerordentliche* ist.

Dann aber kommen, und zwar nicht vereinzelt, grobe Verstöße gegen den Satzbau oder groteske Satzverkürzungen vor, die aus der Schnelligkeit der Produktion herrühren mögen, jedoch auch in der zweiten, wohl durchgesehenen Auflage stehengeblieben sind. Da gibt es einen Passus von *England, das sich bereits von Preußen getrennt und zu Oesterreich übergegangen war* (I 38), da wirkt etwas wie *das Gestreicheltwerden eines Tigers durch die Hand seines Wärters* (II 38); da hängt *die Frische des Bieres vom Frequentiertsein des Ortes, wo es verzapft wird*, ab (II 63), oder *der zum Weingenießendürfen emancipierte Kammertürke* (II 64) gibt die Weihe zum Alkoholgenuß. Das sind sprachliche Schlampereien, die den Abstieg eines einst bedeutsamen Literaten anzeigen. Die aufgeführten Beispiele sind nur eine Auswahl.

Es gibt Gründe für die auch anderweitig beobachtete Abnahme der geistigen Schärfe in Gutzkows letzten Lebensjahren. Einer davon war zweifellos die nervöse Überspannung, die den ewig sich gejagt Fühlenden schon einmal an den Rand des Verfolgungswahns geführt und zum Selbstmordversuch getrieben hatte. Diese Belastungen müssen sich in den 70er Jahren wieder eingestellt und verstärkt haben. Am 16. Dezember 1878 stieß er, halbbetäubt von Schlafmitteln, die brennende Kerze auf seinem Nachttisch um und erstickte im Qualm.

Quellen und Literatur:

[1]) Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken (im folgenden abgekürzt: AO) 12. Band, 1. Heft 1892, S. 1—6.
[2]) MARTIN RIEDELBAUCH: Der Aufstieg, das Wirken und der Niedergang der Reichsgrafen v. Ellrodt, in: AO 39. Bd. 1959, S. 292—302, auch Abdruck in der Heimatbeilage „Aus der fränkischen Heimat" Nr. 9 und 11, 1959.
[3]) KARL SITZMANN: Die Frühzeit des Architekten Karl Gontard in Bayreuth, in: AO 1952 36. Bd. 1. Heft, S. 140—185. [4]) Memoiren, Insel Lpz. 1920, II. Teil S. 469.
[5]) AUG. GEBESSLER: Stadt- und Landkreis Kulmbach, Kurzinventar 1958, S. 77.
[6]) AO 1852, 5. Bd., 2. Heft, S. 1—54, und: KARL SITZMANN a. a. O. S. 148.
[7]) AO 1831 1. Bd., 1. Heft, S. 68 und 1. Bd., 2. Heft, S. 84. Dort Brief Friedrichs des Gr. vom 21. 4. 1766 mit scharfen Anklagen gegen Schröder und Wunschold wegen Handels mit Stellen.
[8]) F. HERRMANN: Markgrafenbüchlein, Bayreuth 1902, S. 251.
[9]) 2. Auflage 1874, III. Buch, S. 266.
[10]) ebda. S. 282. [11]) ebda. S. 300. [12]) ebda. S. 304. [13]) II. Buch, S. 268.
[14]) Fritz Ellrodt und sein Vater Philipp waren Ritter des Roten Adlerordens; ihre Wappenschilder hängen noch in der Ordenskirche zu Bayreuth links vom Hauptportal an der unteren Empore. Das des Vaters ist von 1756, das von Friedrich Ellrodt von 1759 datiert, beide waren damals noch Freiherrn. In Bayreuth gibt es einen Ellrodtweg und eine Ellrodtzeile.
[15]) z. B. W. HAACKE in: Neue deutsche Biographie, 17. Bd. S. 354—357.
[16]) H. H. HOUBEN: Jungdeutscher Sturm und Drang, Leipzig 1911, S. 43, 504, 506.

Für freundliche Unterstützung bei meinen Untersuchungen habe ich Herrn Bibliothekslehrer Dr. Wilhelm Müller, *Bayreuth, und Herrn Hauptlehrer* Martin Riedelbauch, *Alt-Drossenfeld, zu danken.*

Helmuth Meißner, Himmelkron:

GESTALTUNGSPRINZIPIEN BEIM KIRCHENBAU DER GEGENWART

Erläutert an Beispielen neuer evangelischer Kirchen im Obermaingebiet

Bemerkungen zum Thema

Als *neue Kirchen* bezeichnen wir gewöhnlich Kirchenbauten, die etwa seit dem Zweiten Weltkrieg errichtet wurden. Wenn wir diese Zeitspanne von zweieinhalb Jahrzehnten evangelischen Kirchenbauens überblicken, können wir bereits von *Geschichte* sprechen. Unser Blick auf den gegenwärtigen Kirchenbau wird noch stärker historisch ausgerichtet, wenn wir für einige Gestaltungsprinzipien die Entwicklungslinien ausziehen und nach ihrer Wirksamkeit in der Vergangenheit Ausschau halten.

Der Bereich, über den sich die Untersuchung erstreckt, ist mit der Absicht, in etwa das Verbreitungsgebiet des Colloquiums zu erfassen, recht willkürlich umgrenzt. Schon in konfessioneller Hinsicht werden dabei zwei unterschiedliche Gebiete berührt: Im einstigen markgräflichen Land (Kulmbach/Bayreuth) mit überwiegend evangelischer Bevölkerung stieg vor allem der Bedarf an Kirchen in stark angewachsenen Wohnbezirken an Stadträndern und in stadtnahen Gemeinden; auf ehemals bischöflichem Boden (Bamberg) mit überwiegend katholischer Bevölkerung wurden die Bauten von Diasporakirchen durch den Zuzug evangelischer Flüchtlinge notwendig. Die unterschiedlichen finanziellen Möglichkeiten bedingten wiederum die Wahl des Architekten, der Künstler, der Mittel für den Bau und vor allem auch die Mitsprache von vielen verschiedenen mehr oder weniger kompetenten Gremien[1]).

Trotz aller Unterschiedlichkeit, ja Gegensätzlichkeit, lassen sich die neu entstandenen Kirchen im Gebiet etwa zwischen Kulmbach und Bamberg bei einem Vergleich mit den Tendenzen des Kirchenbaues in den deutschen Landeskirchen in die allgemeine Entwicklung einordnen. Man hat sich nicht gescheut, Architekten von auswärts Kirchenbauten anzuvertrauen, und einheimische Kirchenplaner beweisen mit ihren Bauten ihre Orientierung an den neuen Erkenntnissen auf liturgischem, theologischem und selbstverständlich auf architektonischem Gebiet.

Selbst die oder jene eigenwillige Lösung findet in der pluralistischen Gesellschaft von heute auch im kirchlichen Bereich ihre Berechtigung. Es läßt sich eine Fülle von Prinzipien zusammenstellen, die als Forderungen erhärtet oder unterschwellig als *innere Bilder* wirken und der Gestaltung der Pläne und des Baus zugrundeliegen. Sie können mehr vom Äußeren her als recht erforderliche Gründe oder aus einem Schmuckbedürfnis heraus sich ergeben, sie mögen auch stärker von der inneren Gestaltung her motiviert sein. Eigene Erlebnisse, Erfahrungen, die Ausbildung und eine Fülle von Regungen spielen mit, wenn die Ideen, die mit dem Auftrag zu einem Kirchenbau angeregt werden, sich zu entwickeln beginnen. Es seien nur einige solcher Grundsätze angeführt, die — einzeln oder kombiniert mit anderen — den Bauherrn und Architekten bewegen mögen und die sie im Bau deutlich machen wollen.

Eine vorrangige Rolle spielen das Einfügen in die Landschaft und die städtebaulichen Erfordernisse sowie ein zweckmäßiger Grundriß, aber auch die Formung eines eindrucksvollen Baukörpers, die Realisierung und Nachprägung neuester Entwicklungen im Kirchenbau oder in der Profanarchitektur, eine würdige, sakrale, einheitlich und vielleicht fotogen wirkende Innengestaltung, die hell oder auch mystisch dunkel sein soll, der Wunsch nach einem gefühlsmäßig betonten Innencharakter der Kirche, der erreicht werden soll: Geborgenheit, Ruhe, Trost ... Mehr vom Inneren, von einem liturgischen, theologischen oder künstlerisch-gestalterischen Grundgedanken her könnten bei der Reifung des Plans vorrangig eine Rolle spielen: die Frage nach der Gruppierung der Gottesdienstbesucher, nach dem Verhältnis der Gemeinde zum Liturgen und zu den Prinzipalstücken, ein biblischer Grundgedanke, der bestimmend werden soll: das Wort, das Sakrament, die Musik, ein in eine bildhafte Form übertragenes biblisches Programm: das Kreuz, das Schiff, das Zelt, die Burg, ein Zahlensymbol usw.

Mögen die Prinzipien für den Bau noch so edel gewählt und noch so klar und vollkommen verwirklicht worden sein — ob eine *Kirche* daraus geworden ist, bleibt dahingestellt. Andererseits können die Motive noch so vordergründigen Absichten entspringen — und es ist vielleicht das geglückt, was einen Bau zu einer Kirche macht, soweit man dies beim Bau an sich heutzutage überhaupt erreichen will! Wie schwer sich definieren läßt, was die *Kirche* als Bau, als Raum bedeutet und wie stark sich diese Vorstellung wandelt und abhängig ist vom Menschen

und seiner Zeit, sollte aus den Ausführungen zu den einzelnen Bauten deutlich werden.

Man hat sehr schnell Urteile über die Kirche zur Hand, ohne in ihr einen Gottesdienst erlebt oder sie zu verschiedenen Tageszeiten gesehen zu haben. Manche Urteile über eine Kirche — oft gerade von seiten der Gemeindeglieder — erschöpfen sich im Äußerlichen: sie ist schön, sie ist praktisch, man sitzt gut darin, die Akustik ist herrlich, das Material ist gediegen. In dieser Arbeit geht es nicht um Kritik und Urteile. Aus dem Vergleich heraus mögen sich allenfalls Abstufungen hinsichtlich der Eingliederung in eine Entwicklungsgeschichte ergeben.

Suche nach Vorbildern

Es dauerte immerhin etwa ein Jahrzehnt, bis man nach provisorischen Übergangslösungen mit Notkirchen und Gottesdiensten in Profangebäuden an die Planung und den Bau neuer Kirchengebäude herangehen konnte. Es gab zunächst ein Tasten und Abwägen und ein Suchen nach geeigneten Vorbildern. Die Gemeinden waren ebenfalls zu unausgeglichen, vielschichtig zusammengeworfen und von verschiedenen Bekenntnisformen und Gewohnheiten herkommend, als daß man *die* Lösung für den neuen Kirchenbau hätte anbieten oder annehmen können. Wir finden aber auch bisweilen ein mutiges Aufgreifen neuer Ideen und das Anpacken revolutionärer Baugedanken. Man stellte jedenfalls fest, *daß alles früher Gebaute für uns keine Gültigkeit mehr hat ... Die Ansätze aus der Zeit nach der Reformation und aus dem frühen Barock werden heute neu erkannt und aufgenommen*[2]).

Im selben Jahr, in dem Le Corbusier in Ronchamp seine berühmte Wallfahrtskirche fertiggestellt hatte, begann im August 1954 der Bau der Auferstehungskirche in K u l m b a c h - B l a i c h (Architekt Hans C. Reissinger, Bayreuth). Am 23. Oktober 1955 konnte sie eingeweiht werden. Auf dem Hang nördlich gegenüber der Plassenburg erhebt sich die Kirche über einem birnförmigen Grundriß, einem kleineren und einem größeren Halbkreis, die durch eine Gerade verbunden sind, eine völlig ungewohnte Grundrißform, eine selten verwirklichte Lösung, die 90-Grad-Winkel meidet und sich gerade als Kontrast zu den strengen Rechteckformen der Burg anbietet. Mit dem Turm, der sich neben der Kirche erhebt, mit ihr durch die Sakristei und darüber mit einer Orgelempore ver-

bunden, hält sich Reissinger an die quadratische Grundlage und zeichnet mit dem eingeknickten Pyramidendach eine Turmbekrönungsform der Plassenburg nach.

Der kleinere Halbkreis umschließt zwar einen Chorraum, der ein Gegenüber zum Schiff der Gemeinde bildet und den Gedanken an den eingezogenen Chor des traditionellen Kirchenbaues nahelegt. Aber von außen ist ein solcher Einschnitt und eine Abtrennung von Chor und Schiff nicht zu erkennen.

In Lichteneiche bei Bamberg, gleich neben der Bundesstraße 505, gestaltete 1959/60 der Architekt Wilhelm Schlegtendal, Nürnberg, ebenfalls eine — wesentlich kleinere — Kirche über birnförmigem Grundriß und auch dort fand im kleineren Halbrund, durch Stufen abgetrennt wie in Kulmbach, ein chorartiger Bereich seine Abgrenzung.

Das Dreieck als Grundrißform

Ein anderer Bayreuther Architekt, Professor Karl Pfeiffer-Hardt, legte 1955 die Pläne vor für eine Kirche mit ebenfalls ungewöhnlicher Grundrißform. Er wählte für die Diasporakirche in Staffelstein, die inmitten großer kubischer Gebäudekomplexe zu stehen kam, als Gegensatz das Dreieck (vgl. Grundrißskizze Nr. 3 S. 184). Auch in Bayreuth verwirklichte er diese Form für die dortige Christuskirche, die etwa zur gleichen Zeit wie die Staffelsteiner Kirche entstand. Die Fertigstellung der Kirche im Jahre 1957 erlebte der Architekt nicht mehr; er starb wenige Wochen vor der Einweihung, am 30. Juli 1957[3]).

Das Dreieckssymbol legte die Beziehung zur Dreieinigkeit Gottes nahe, die für die Kirche namengebend wurde. Die Ecken läßt der Architekt nicht spitz zulaufen, sondern schneidet sie ab und fügt quadratische Ausläufer an, die er räumlich geschickt zu nutzen versteht. Auf einen Turm wird verzichtet. Die drei Eckbauten sind außen hochgezogen und tragen freischwebend je eine Glocke. Die Kirchenuhr erhebt sich gaubenartig auf dem steil ansteigenden Pyramidendach oberhalb des Eingangs.

Die dreieckige Grundrißform erfreute sich gerade in den fünfziger und Anfang der sechziger Jahre besonderer Beliebtheit. Der Münchner Architekt Olaf Andreas Gulbransson erkannte ihre Vorzüge und wählte sie — spitz auslaufend oder mit

abgestumpften Ecken — für einige seiner Kirchen, obwohl der *dreieckige Raum an und für sich schwer zu bewältigen ist*[4]) (vgl. Grundrißabbildung Nr. 4 S. 184).

Schauen wir uns in der Vergangenheit um, wann solche vielfältigen und ungewöhnlichen Grundrißgestaltungen bereits gesucht und teilweise auch verwirklicht wurden, so werden wir zurückverwiesen in die Zeit des Barock. Der Kirchenbau-Theoretiker Leonhard Christoph Sturm machte 1712 und 1718 in seinen Werken[5]) u. a. auf das Rund und das Dreieck als mögliche Grundrißformen aufmerksam, bewegt von dem Bemühen, eine dem lutherischen Gottesdienst adäquate Raumgestaltung zu finden. Dem Wort Gottes sollte dabei eine vorrangige Stellung zukommen, die auch baulich ihren Ausdruck findet. Daß dies gerade auch durch die Anordnung der Prinzipalstücke in Staffelstein erreicht wurde, beschreiben wir in einem späteren Abschnitt.

Chor — Schiff

Die meisten Gemeinden — in unserem Untersuchungsbereich jedoch überraschend wenig — knüpften nach dem Krieg mit den Bauprinzipien dort an, wo der Stillstand in den dreißiger Jahren erfolgt war, bzw. hielten sich an die langerprobten Erfahrungen der romanischen oder gotischen Kirchenbauweise, vor allem bei der Grundrißgestaltung. Es mag sein, daß ein gesteigertes Verlangen nach dem Sakrament des Abendmahls auf Grund der Erfahrungen aus dem Kirchenkampf eine Hervorhebung des Altars und des Altarraums mit sich brachte[6]). Man bevorzugte also das Rechteck, das langezogene Kirchenschiff mit den starren, nach vorne ausgerichteten Bankreihen und einen betonten Chor, der äußerlich erkennbar ist durch einen apsisartigen Abschluß und innen durch Absonderung mittels eines Triumphbogens, durch besondere Betonung in der künstlerischen, meist großflächig bildlichen Ausgestaltung sowie durch eine wesentlich erhöhte Stellung des Altars.

Besonders stark ausgeprägt finden wir solche Beispiele bei uns in der Diasporakirche in Weismain (Pfarrei Buchau, Dekanat Thurnau, Landkreis Lichtenfels, fertiggestellt 1960; vgl. Abbildung 7 S. 185) und der Joachim-von-Ortenburg-Kirche zu Tambach bei Coburg (Dekanat Michelau, eingeweiht am 5. 5. 1963[7]), beide Kirchen von Architekt Eberhard Braun, Neuendettelsau. Ein Chor wird bei den beiden Kirchen äußerlich allerdings nicht sichtbar. In der Weismainer Christuskirche ist der Altarraum mit seinem Tonnengewölbe und

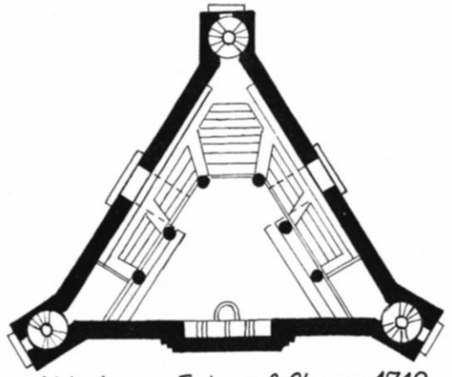


Abb. 1 Entwurf Sturm 1718

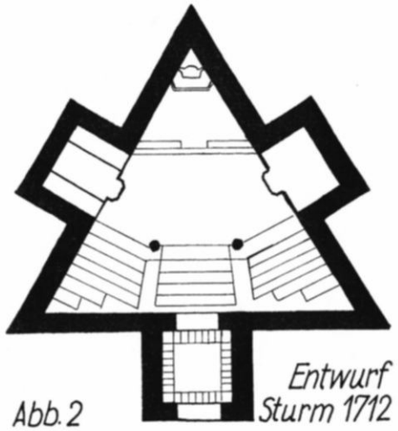


Abb. 2 Entwurf Sturm 1712

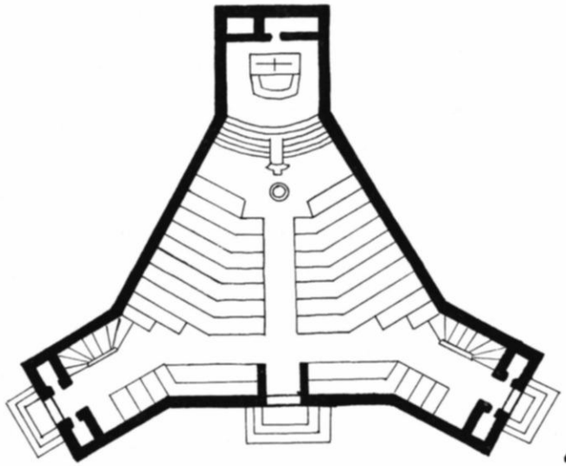


Abb. 3 Staffelstein 1957

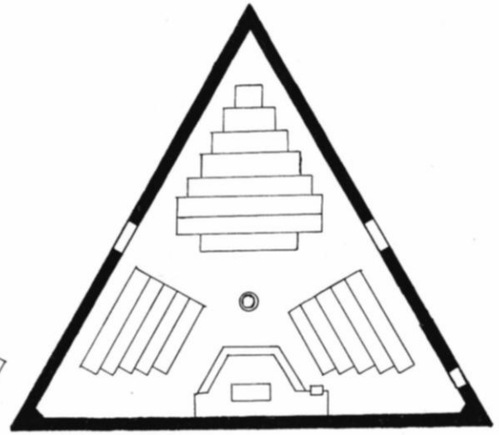


Abb. 4 Burgkirchen 1961

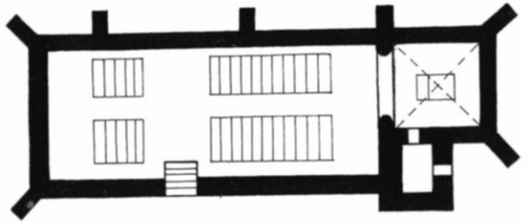


Abb. 5 Mangersreuth 1721/28

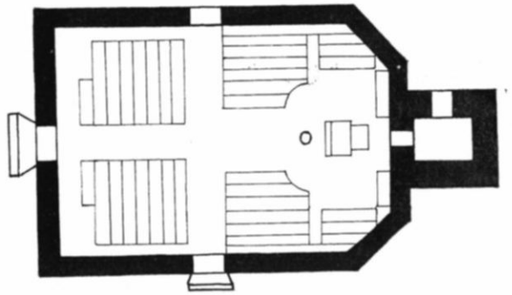


Abb. 6 Neudrossenfeld 1753/61

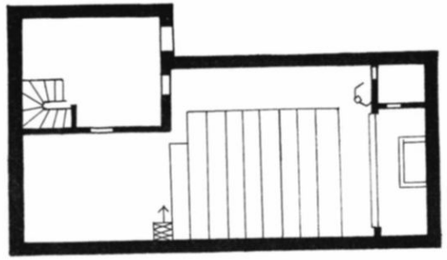


Abb. 7 Weismain 1960

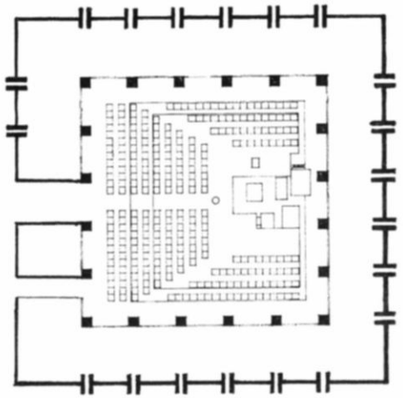


Abb. 8 Burghaig 1968

einem großen Holzkruzifix innen durch die sich anfügende Sakristei verengt. Er bildet so einen gleichsam abgeschlossenen Bezirk und schafft zum Gemeinderaum mit den durchgehenden Bänken einen feierlichen Kontrast.

Auch in der Friedenskirche zu Kulmbach wirkt der Altarbezirk mit seiner betonten Ausleuchtung von schräg oben her in dem sonst streng rechteckigen Raum wie eine Bühne gegenüber dem Schiff der Gemeinde. Man muß bei dieser Kirche allerdings hinzufügen, daß Reissinger, ihr Architekt, sich mit vorgegebenen Bauelementen abfinden mußte; der Kirchenraum entstand aus einem ehemaligen Kindergarten im Jahre 1964[8]).

Bei der Auferstehungskirche in Zapfendorf (Dekanat Michelau 1961—63) wählte Architekt Herbert Fischer, Schwürbitz, ebenfalls — durch die Hanglage bedingt — das Rechteck mit den Maßen 12 mal 18 Meter.

Der Zentralraum

Abgesehen von Ausnahmen, die schon einige Jahre vorher und bereits auch in den Jahrzehnten vor dem Zweiten Weltkrieg besonders bei Kirchen von Otto Bartning von den gewohnten Formen abweichen, hatte man seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts an diesem Bauschema festgehalten, das mit dem Eisenacher Regulativ (1861) etwa so umschrieben war: *Der Altarraum ist um mehrere Stufen über den Boden des Kirchenschiffes zu erhöhen ... Anderes Gestühl als etwa für den Geistlichen und den Gemeindevorstand ... gehört nicht dorthin ... Der Haupteingang der Kirche steht am angemessensten in der Mitte der westlichen Schmalseite, so daß von ihm bis nach dem Altar sich die Längenachse der Kirche erstreckt ...*[9]).

Zwischen 1960 und 1962 vollzieht sich mit dieser Einstellung ein Wandel, den der protestantische Kirchenbau schon einmal in der Barockzeit durchgemacht hat. Diesmal erfaßt er selbst den katholischen Kirchenbau — wenn nicht überhaupt wesentliche Impulse von katholischer Seite ausgegangen sind, bedingt durch den Umbruch in der Liturgiereform.

Man geht ab vom langgezogenen Rechteck, weitet den Raum, experimentiert mit dem Rund, dem Sechseck, dem Achteck und gelangt schließlich zum Quadrat als der am meisten bevorzugten Grundrißform. Damit verbunden ist die Auflösung

einer Polarität vom Raum des Geistlichen und dem der Gemeinde und eine Änderung in der Bankanordnung von den ausgerichteten Reihen weg zum zentrierenden Umscharen des in die Mitte der Gemeinde hineingerückten Altarblockes. Soweit gut informierende Publikationen vorliegen über den Kirchenbau der Nachkriegszeit, läßt sich diese Tendenz über die ganze Bundesrepublik hinweg konstatieren.

In Hessen-Nassau finden wir eine solche Gestaltung 1960—62 bei der Christuskirche in Bad Vilbel (O. A. Gulbransson / Rolf Volhard)[10]), in Braunschweig bei der St. Lukaskirche 1961/62 (Prof. Dr. F. Berndt)[11]), in der Badischen Landeskirche 1962 in Freiburg-Littenweiler (Dörr und Gottschall)[12]), in Hamburg wiederholt ab 1962, in Ausnahmen bereits um 1953 (Dr. O. Kindt und W. Ahrendt)[13]), in Württemberg 1961/63 in Ulm-Wiblingen (O. A. Gulbransson)[14]), in der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover 1964 in Göttingen-Weend (O. A. Gulbransson)[15]).

Für den Bereich der bayerischen Evangelisch-Lutherischen Landeskirche liegt bisher keine zusammenfassende Darstellung vor. In einem Band über *Bauten der Evangelischen Kirche in München*[16]) kann vor 1966 keine Kirche mit zentrierender Gestühlsanordnung ausfindig gemacht werden. Dabei gibt es in München bereits einen mutigen Vorläufer dieser Art im katholischen Kirchenbau, noch lange vor der Liturgiereform, und zwar die St. Laurentiuskirche vom Jahre 1954 (E. Steffann und S. Österreicher)[17]). Selbst in der DDR[18]) löst man sich langsam von den traditionellen und historisierenden Formen, und auch ein flüchtiger Blick ins europäische Ausland läßt die gleichen Tendenzen erkennen[19]).

Der bereits erwähnte Kirchenbautheoretiker Sturm hatte gefordert[20]), daß man von dem so stark abgeschiedenen Chor abgehe: *In den alten Kirchen aber welche ... an die Lutheraner und Reformirte gekommen sind liegen die Chöre insgemein also daß die Gemeinde weder recht sehen noch hören kan was in oberzehlten Stücken daselbst vorgehet. Derowegen wird unumstößlich daraus geschlossen daß es ein Fehler sey wann bey Erbauung neuer Protestantischer Kirchen dieselben Dispositionen imitiret wie doch vielfältig geschehen ist.*

In unserem Gebiet läßt sich diese Umstellung von der Verlagerung des Chorbereiches — damals meist als Turmchor — hinein in die Gemeinde und die

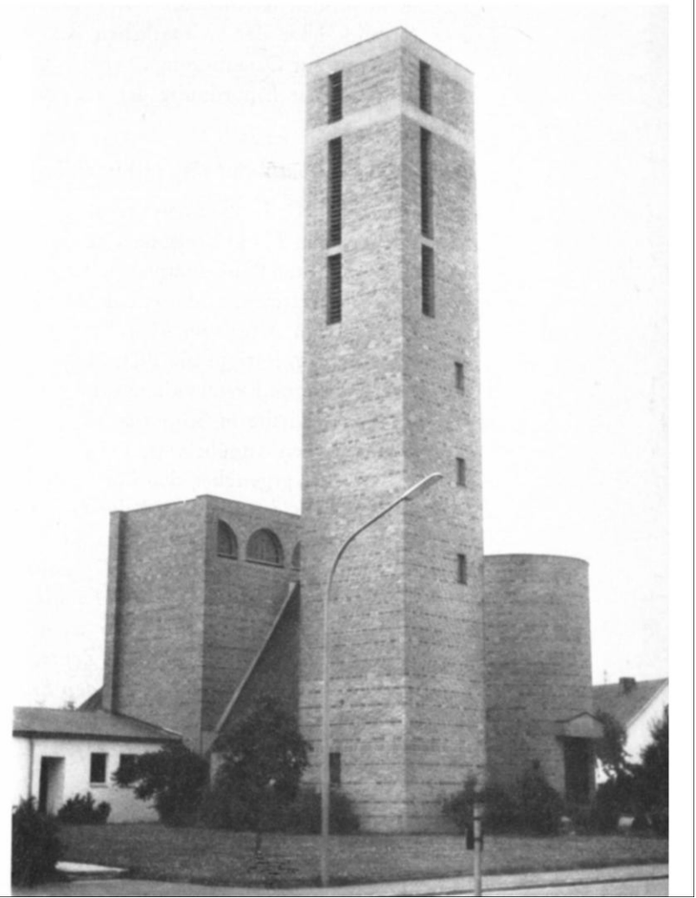
AUFERSTEHUNGS-
KIRCHE
IN KULMBACH
(Reissinger)

Schaffung des Zentralraumes zwischen 1710 und 1750 verfolgen. Die beiden Beispiele aus unserem Raum, Mangersreuth (Abb. 5 S. 185, ab 1721 wieder aufgebaut auf den Grundmauern der Vorgängerkirche) und Neudrossenfeld (Abb. 6) vermögen diesen Wandel recht gut zu demonstrieren. Im Jahre 1830 wurde auch in Mangersreuth der Kanzelaltar *aus akustischen Gründen*[21]) aus dem Chor herausgenommen und dieser durch Holzverschalung ab-

getrennt. — Die Tendenz, vom langgezogenen Rechteck abzugehen und den Raum mehr zu weiten nach der Breite, findet sich im protestantischen Kirchenbau auch im oberfränkischen Bereich schon von der Zeit des Dreißigjährigen Krieges an (vgl. die Wunsiedler Gottesackerkirche 1628—1672 oder Thurnau 1700).

Von katholischer Seite wird heute dasselbe vorgeschlagen, was Sturm vor über 250 Jahren, anknüpfend an Luthers Vorstellungen von der aktiv mitwirkenden Gemeinde, über einen idealen Kirchenraum gesagt hat. Jesuitenpater Herbert

KREUZKIRCHE
IN KULMBACH
(Gulbransson)



Muck zieht aus den Anweisungen der Liturgiereform die Konsequenz für den Kirchenraum: *Die Scharung um den Altar, die früher nur im Chorgestühl um den Altar ihren Ausdruck finden konnte, gewinnt jetzt in der Gesamtanordnung des Innenraumes Gestalt. Das ganze Volk schart sich jetzt als Chor um den Altar. Nicht das Schiff, sondern der Chorraum mittelalterlicher Kirchen ist unserer heutigen Raumvorstellung verwandt*[22]). Oder eine andere Stimme aus dem katholischen Bereich: Prälat Dr. Richard Schömig, Würzburg, stellt ebenfalls fest, daß der *Längsraum ... heute nicht mehr die beherrschende Grundrißform* sei, da er vor allem in großen Kirchen *die Gemeinde zu weit fern vom Altar* hält[23]). — Dieser Ausblick über den heimatlichen Raum und den konfessionellen Bereich hinweg erscheint zur Orientierung über den Stand der allgemeinen Tendenzen im Kirchenbau und zur Einordnung der regionalen Bautätigkeit doch erforderlich.

Kreuzkirche Kulmbach und ihre Grundrißform

Der evangelische Kirchenbaumeister, dem wir schon beim Überblick über den Kirchenbau in Deutschland begegnet sind und der als Vorkämpfer für diese heute allgemein anerkannten Bauprinzipien gelten kann, ist in Oberfranken mit nur einer einzigen Kirche vertreten, und zwar in K u l m b a c h. Olaf Andreas Gulbransson, der so früh im Alter von 45 Jahren durch einen Verkehrsunfall am 18. 7. 1961 Dahingeraffte, fertigte die Pläne für die Kreuzkirche auf dem Galgenberg. Die Bauausführung und -vollendung erlebte er nicht mehr. Was er — angefangen mit seiner ersten Kirche in Schliersee im Jahre 1954 — bei all seinen Kirchenbauten durchzusetzen bemüht war, verwirklichte er auch in Kulmbach und schuf damit etwas Neues gegenüber den übrigen acht Kirchen der Stadt. Er schob den Altarkreis hinein in das Halbrund der Gemeinde, um dieser damit ein größeres Gewicht zukommen zu lassen. Er bekannte sich selber einmal zu den Gedanken Sturms, als er sagte: *Der evangelische Gottesdienst schart die Gemeinde um Altar, Kanzel und Taufstein wie eine große Familie. Dies führt fast wie von selbst zu einem stark zentrierenden Raum. Wir wissen, daß die Form des evangelischen Gottesdienstes und der Gedanke des Zentralraumes stets eine enge Beziehung zueinander gehabt haben, und daß seit den Entwürfen des Architekten Sturm zur Barockzeit immer wieder versucht worden ist, für die evangelische Gemeinde zentrierte oder zentrale Räume zu schaffen*[24]).

In Kulmbach kann man die Grundrißform von Gulbranssons Kirche im wesentlichen als Quadrat ansehen. An zwei gegenüberliegenden Seiten finden sich jedoch zwei halbrunde Ausbuchtungen; eine umschließt den Chorbereich — es wird dabei von außen der Eindruck einer Apsis erweckt —, die andere enthält den Vorraum vom Eingang her und darüber die Orgelempore. Im ersten Entwurf hatte Gulbransson hier wie bei vielen seiner Kirchen, ausgehend von der Johanneskirche in Taufkirchen (1956) die strenge Quadratform vorgesehen. In Kulmbach wurde dann doch der Kreuzgedanke bestimmend, der die Abweichung bewirkte.

Ehe wir auf Kirchen mit streng quadratischer Grundrißgestaltung zu sprechen kommen, sei eine Kirche erwähnt, die mit ihrem dem Rund genäherten Achteck schon äußerlich besonders klar den Zentralraum zum Ausdruck bringt: die Kirche in H a l l s t a d t bei Bamberg (1963; Architekt Albert Köhler, München). Das Achteck war auch bestimmend für die Form des Taufsteins, der Kanzel und des ganz abseits stehenden Turmes. Die Bänke sind im Halbrund um die Prinzipalstücke gruppiert und die ringsum laufenden Wandbänke betonen, daß Christus und sein Wort „mitten unter uns" sein sollen.

Das Quadrat als Grundriß

Das Quadrat diente als Grundrißform für die meisten der neuen Kirchen in unserem Bereich. In N e u e n s o r g (1961, Dekanat Michelau) verwandte sie Architekt Herbert Fischer, Schwürbitz, in H o l l f e l d (1968, Pfarrei Wonsees, Dekanat Thurnau, Landkreis Ebermannstadt) Architekt Hans-Friedrich Hacker, Thurnau. Obwohl in diesen Kirchen der Altarbereich von einigen gegenüberliegenden Bänken flankiert wird, kommt doch nicht so recht der Charakter eines Zentralraumes zum Ausdruck. Das Gros der Bankreihen bildet ein Gegenüber zur Altarfront.

Für Architekt Theodor Henzler, München, bedeutete bei der Kirche in B u r g h a i g bei Kulmbach das Quadrat — das er auch in der z. Zt. entstehenden Kirche in A l t e n k u n s t a d t verwendet — nicht nur eine angenehme und allgemein anerkannte Basis für eine günstige Raumgestaltung. Er schuf eine echte Gruppierung in drei Sitzblöcken um die Prinzipalstücke und wollte streng vermeiden, daß der Eindruck eines *Theaters* mit dem *christlichen Bühnenbild* der Chorwand erweckt würde[26]). Außer dem Prinzip der Zeltgestaltung, das durch das hoch

aufsteigende Pyramidendach verwirklicht wird, wünschte der Architekt die *Offenheit* seiner Kirche, die Verbindung mit dem Draußen, dem natürlichen Licht, der Natur und Kreatur. Er erreichte dies durch die Klarglasfenster, die den ganzen Raum umgeben, vermied aber durch eine Mauer, die den Gartenbereich umschließt, den Verlust einer Geborgenheit, die doch für die sich versammelnde Gemeinde nötig ist. (Vgl. Abbildung 8 S. 185).

Ein besonderes Anliegen war es dem Bauherrn wie dem Architekten dieser Kirche, den gottesdienstlichen Raum *mobil* zu gestalten, d. h. die Möglichkeit zu schaffen, ihn auch anderweitig verwenden zu können, z. B. zu Informationszusammenkünften, zur Vorführung von Spielen, zu Diskussionsabenden, zu Konzerten usw. Die jeweilige *Umfunktionierung des Raumes* wird erleichtert durch das bewegliche Gestühl. Einer uneingeschränkten *Mobilität*, wie sie heute von den Kirchenbautheoretikern und Kirchenbaumeistern, auch von vielen Theolo-

DAS INNERE DER KREUZKIRCHE IN KULMBACH
(Gulbransson)

DAS INNERE DER KIRCHE IN NEUENSORG
(Fischer)

gen[27]) gewünscht wird, stehen die massiven, unverrückbaren steinernen Prinzipalstücke entgegen[28]) und die terrassenförmigen Abstufungen für die Stuhlreihen, die eine starre Vorzeichnung für die Gestühlsanordnung bedeuten.

Als eine der jüngsten Kirchen Oberfrankens, an der sich besonders deutlich Tendenzen aufzeigen lassen, die in die Zukunft weisen, sei eine von mehreren neuen Kirchen des *Coburger Raumes* herausgehoben: die Lukaskirche im Gemeindezentrum Ketschendorfer Hang in C o b u r g. Hier stimmte der Münchner Architekt Hans Busso von Busse Raum und Einrichtungsgegenstände auf das Prinzip der Mobilität noch stärker ab. Altartisch und Pult — das als Lesepult und Kanzelpult dient — sind transportabel, nur der Taufstein liegt fest. Die Stühle für die Gemeinde stehen auf zwei Ebenen, von denen die rückwärtige, etwas erhöht liegende abgetrennt werden kann. Auf der vorderen Fläche gruppiert

man die Stühle oft recht verschieden je nach der Art der Veranstaltung und dem Charakter des Gottesdienstes[29]). Wie man bei einem schwächeren Besuch durch das Abtrennen des übrigen Raumes ein Aufsplittern der Gemeinde vermeiden kann, bietet die Anlage bei besonders starkem Andrang die Möglichkeit der Erweiterung nach der Seite durch eine Schiebewand. Es ist hier also eine Raumform erreicht, wie sie Architekt Eberhard Weinbrenner bei den Evangelischen Kirchenbautagen 1966 in Hannover als wünschenswert bezeichnete, eine Raumform, *. . . die sowohl der kleinen wie der großen Gruppe räumlichen Halt bietet, sie bindet und ihr zugleich Freiheit läßt*[30]).

Zelt — Turm — Licht

Nach Ansicht vieler Kirchenbaumeister läßt die Grundrißform, die bisher im Mittelpunkt der Betrachtung stand, keine Schlüsse zu auf die Gestaltung des Inneren. *Einen Idealgrundriß für den protestantischen Kirchenbau gibt es nicht,* behauptet Ehler W. Grashoff. Es seien bei jeder Form des Grundrisses zentralisierende Tendenzen möglich[31]). Auch kann man schwerlich vom Grundriß her auf den Symbolgehalt der Kirche und den geistlichen Hintergrund Rückschlüsse ziehen, Ausnahmen bilden dabei die Dreiecks- und die Kreuzesform.

Eine gewisse Sparsamkeit zwang nach dem Krieg zu einer Rückbesinnung auf einfachere Formen des Kirchenbaues, wie sie etwa die Zisterzienser propagierten. Der Gedanke von der *Burg Gottes,* von der *Basilika,* in der vornehmlich die Prozessionsmöglichkeit für die Anlage bestimmend war, trat immer stärker zurück, seit etwa 1964 sogar im katholischen Kirchenbau. Die Betonung wird bei beiden Konfessionen immer mehr auf *Gemeindehaus* statt *Gotteshaus* gelegt[32]). — Von einem schlichten Haus — *Haus der Gemeinde* — könnte man bei dem Kirchenbau mit Satteldach in Zapfendorf sprechen.

Das *Zelt* als Ausdruck des *wandernden Gottesvolkes* wurde zum Ideal. Gulbransson verwirklichte dieses Prinzip bei den meisten seiner Kirchen. In der Kulmbacher Kreuzkirche kombinierte er allerdings, ähnlich wie in Würzburg und Schweinfurt, als Pendant zur profanen Burg der Stadt burgenähnliche Elemente mit denen des Zeltes, und sogar das Kreuz fand seinen Niederschlag in der Form des Baukörpers. Wir erwähnten den Zeltcharakter bereits für Burghaig; auch in Altenkunstadt, Hollfeld und Neuensorg wirken die Kirchengebäude mit ihren

weit herabgezogenen Dächern wie schlichte Gehäuse, die von einem schützenden Dachmantel geborgen werden.

Ein feste Burg ist unser Gott — dieser Gedanke klingt bei einigen Kirchen an, vor allem durch ihre Stütz- und die Umfassungsmauern des Vorhofes bzw. Kirchengrundstückes. In Hollfeld ist das so und besonders in Hallstadt, wo der Kirchturm an der Betonmauer wie der Mauerturm eines Burgmauerrings wirkt. In dessen Schutz scheint der Kirchbau geborgen zu ein, der mit seinen in acht Giebelflächen hochgezogenen Seiten und den kleinen Fensterscheiben wie eine friedliche fränkisch-bäuerliche Siedlung anmutet.

Freie abstrakte Plastik — diese heute auf den Kirchenkörper gern angewandte und mit Hilfe des Werkstoffes Beton leicht durchzuführende Gestaltungsabsicht — kommt in unserem Raum kaum vor, vielleicht am kühnsten bei der katholischen Kirche in Gundelsheim bei Bamberg (Architekten Gregor Neundorfer und Peter Seemüller, Bamberg), an der alles bewegt, gerundet und gewulstet ist und die die Formen profaner Bauten, etwa landwirtschaftlicher Silos, aufzugreifen scheint.

Von völlig anderen — man könnte sagen *vorkonstantinischen*[33]) — Gedanken geht der Kirchenbau in Coburg-Ketschendorf aus. Dort ist der Kirchenraum einbezogen in ein Kirchenzentrum, besser Gemeindezentrum, und bildet lediglich die von verschiedenen Seiten zugängliche Mitte eines großen Baukomplexes mit Räumen verschiedener Funktionen. Er stellt gleichsam das *Wohnzimmer* in einem *Haus* dar — solche Begriffe werden heute im Zusammenhang mit modernem Kirchenbau häufig genannt. Beim First International Congress on Religion, Architecture and the Visual Arts in New York und Montreal 1967 sprach man von der Kirche als großem *living room* (Bekkers, zitiert vom belgischen Benediktiner Frédérik Debuyst), vom *Haus der christlichen Versammlung* (Franzose Père Capellades), man wandte sich gegen *Monumentalismus und Traditionalismus* (J. G. Davies: *Wenn es die Aufgabe der Kirche ist zu dienen, dann dürfen die Gebäude der Kirche nicht versuchen zu herrschen)* und propagierte die *goldene Regel: Alles was für die Wohnung recht ist, ist es auch für die Kirche*[34]).

Nicht einmal ein Turm deutet in Coburg das kirchliche Gebäude an. Ein Kreuz überragt den hochgezogenen Pultdachgiebel des Kirchenblockes, und eine einzige Glocke hängt außen vor einem hochgelegenen Fenster und ist dadurch auch innen

für die Gemeinde ständig präsent. Bei den meisten Kirchen in unserem Gebiet aber haben die T ü r m e noch ihre monumentale und repräsentative Form. Erst seit 1967 wurden die Zuschüsse vom Landeskirchenrat für Glockentürme erheblich eingeschränkt, und seitdem werden die Glockenträger bescheidener. In den meisten Fällen streben die Türme nicht unmittelbar vom Kirchengebäude aus in die Höhe, sondern stehen kampanileartig daneben, meist nur durch einen kleinen Zwischentrakt mit dem Kirchenbau verbunden. So finden wir es bei den Kulmbacher Kirchen in der Blaich, in Ziegelhütten und auch auf dem Galgenberg (obwohl Gulbransson bereits bei seiner ersten Kirche in Schliersee und bei den meisten anderen auf Glockentürme verzichtete), ferner in Lichteneiche, Neuensorg, Zapfendorf, Hollfeld und Altenkunstadt; in Hallstadt ist der Turm nicht mit der Kirche verbunden. Die Lösung wie z. B. in Hollfeld, auf den Turm den Hahn und auf das Kirchdach das Kreuz zu setzen, wird von manchen Architekten als sinnvoll erachtet. Es gibt Beispiele, wo der Architekt sich nicht zu behaupten vermochte und das Kreuz gegen seinen Willen auf den Turm gesetzt wurde (Gulbranssonkirche in Augsburg-Kriegshaber)[35]).

Dachreiter wählten die Kirchenbauer von Weismain und auch von Burghaig — noch vor dem Turmbaustop. Auf die eigenwillige Lösung von Staffelstein, die ohne Turm auskommt, wurde bereits hingewiesen (S. 182). Oberkirchenrat Werner Hofmann motivierte in einem Rundfunkinterview[36]) seine Bedenken gegen aufwendige Turmbauten und erinnerte dabei an die Beobachtung, die Mark Twain in einer Reisebeschreibung erwähnte. Als dieser 1878 die Hamburger St. Nikolaikirche besucht hatte, stellte er fest: *Was sie hier offensichtlich brauchen, ist mehr Gemeinde und nicht gar so viel Turm!*

Vielfach spielt für die Gestaltung des Baues nicht so sehr eine Grundidee, vielleicht nicht einmal die Anlehnung an neue Bauformen im weltlichen Bereich eine Rolle, sondern der Wunsch nach einer speziellen L i c h t g e b u n g für das Innere. Schon bei der Besinnung auf einen dem lutherischen Gottesdienst entsprechenden Raum wurde die Forderung nach viel Licht erhoben (Ehler W. Grashoff)[37]). Reissinger entsprach dem mit großen Fenstern und Fensterwänden, allerdings ohne die Möglichkeit einer Verbindung nach außen. Hell und freundlich wünschte sich auch Gulbransson seine Kirchen, aber möglichst indirekt sollte das Licht einfallen und blendfrei sein. Es kommt, wie auch bei der Kreuzkirche, meist von hinten oben. Kleine, tiefliegende Fenster dienen als *Leselichter.*

Die künstliche Beleuchtung gestaltete er so geschickt, daß kein Gegensatz zwischen Tages- und Nachtkirche auftritt. — Henzler liebt dagegen das volle Licht von allen Seiten und lehnt *mystische Farbfenster* und *pseudoheilige Lichteffekte* als unecht ab[38]).

Die Prinzipalstücke

Bereits bei der Betrachtung der Grundrißformen der einzelnen Kirchen mußte naheliegenderweise die eng damit verbundene Frage der Anordnung der Prinzipalstücke gestreift werden. Dieses für das Geschehen im Gottesdienst bedeutsame Problem und die einzelnen Lösungen dafür sollen nun noch näher erläutert werden. Bei der Besprechung des 1969 fertiggestellten Gottesdienstraumes in Coburg-Ketschendorf klang bereits die z. Zt. stark propagierte Konzeption von transportablem Altar und Kanzel an, die wohl am Ende der derzeitigen Entwicklung der Stellung der Prinzipalstücke stehen dürfte, höchstens noch reduzierbar wäre durch die zum Reformierten tendierende Möglichkeit, nur den Tisch als einzigen Einrichtungsgegenstand zu belassen, von dem aus gepredigt und auf dem getauft wird[39]).

In den meisten Kirchen in unserem Bereich steht der Altar in der Mitte, flankiert von einer meist massiv gestalteten Kanzel und dem Taufstein, die oft auf verschiedenen Ebenen und in der Dreiecksanordnung oder in seitlicher Achse unterschiedlich gruppiert sind. So finden wir es in der Kulmbacher Auferstehungskirche, in Weismain, in Lichteneiche, in Neuensorg, in Zapfendorf, in Hollfeld. Meist steht die Kanzel auf der Evangelienseite, weniger häufig auf der Epistelseite.

In Kulmbach konnte Gulbransson seine auf Bartning, den *Altmeister des neuen evangelischen Kirchenbaues*[40]), gründende Erkenntnis einer achsialen Gruppierung der Prinzipalstücke nicht realisieren. Um in einem Zentralraum nicht eine *raumkünstlerliche Vielspältigkeit* durch die seitliche Stellung der Kanzel hervorzurufen, wollte er diese in die Mitte, am günstigsten hinter den Altar, bringen. *Erst wenn die Kirche auch architektonisch nach der Kanzel orientiert ist, ist sie eine Predigtkirche. Dazu gehört doch wohl, daß die Kanzel in die Achse oder, wenn wir mehrere Achsen haben, in deren Schnittpunkt fällt*[41]). Auch Gulbransson teilte diese Ansicht und konnte sie bei einigen seiner Kirchen durchsetzen. In der Erlöserkirche zu Bayreuth (1966) und in Dörfles bei Coburg (1967) verwandte diese

Anordnung von Taufstein — Altar — Kanzel in einer Achse Architekt Wolfgang Gsaenger, Georgensgmünd. Auch dabei handelt es sich nicht um neue, revolutionäre Ideen, sondern wir finden ihre Verwirklichung bereits wieder in der Barockzeit im Kanzelaltar, der heute neu gewürdigt und als der *bedeutendste Beitrag des Protestantismus zur Kunstgeschichte* gewertet wird[42]).

In Staffelstein rückte Pfeiffer-Hardt die Kanzel ebenfalls in die Mitte, hier allerdings vor den erhöht stehenden Altar, und davor fand der Taufstein seine Aufstellung. Eine besondere Betonung erfuhr der Taufstein in der Hallstädter und in der Burghaiger Kirche, wo er die geometrische und die ideelle Mitte des Kirchenraumes darstellt. Auch in der Kirche des Gemeindezentrums Ketschendorfer Hang legte der Architekt großes Gewicht auf die — allerdings seitlich angebrachte — mit dem Untergrund fest verbundene Taufschüssel, die auch den einzigen Schmuck der Kirche, ein hochaufragendes Kreuz aus Gußaluminium und Plexiglas, erhielt (Hermann Jünger).

Auch die heute ab und zu beim evangelischen Kirchenbau auftretende Stellung des Taufsteins am Eingang der Kirche — sonst allgemein in katholischen Kirchen üblich — kommt vor, und zwar in der Friedenskirche in Kulmbach. — Sowohl in Burghaig als auch in der Auferstehungskirche in Kulmbach soll die Orgel, die sonst ihre Stellung im Rücken der Gemeinde hat, in die Gruppierung der Prinzipalstücke einbezogen sein, in Burghaig seitlich hinter dem Altar, in Kulmbach erhöht auf einer seitlichen Empore. In Coburg-Ketschendorf steht die Orgel ebenfalls im Angesicht der Gemeinde.

Kunst in der Kirche

Die Vorstellungen von der künstlerischen Ausgestaltung gehen meist stark auseinander. Dem in der Stille sich sammelnden Gemeindeglied eine meditative Stütze gewähren und das gesprochene Wort bildhaft und damit einprägsamer unterstreichen wollen manche Auftraggeber mit eindrucksvollen, ansprechenden und zum Blickfang gemachten Kunstwerken. Als Unwahrhaftigkeit empfinden andere, wenn mit *frömmelnden Effekten . . . sakrale Wirkung* (Henzler)[43]) erzeugt wird und als Ablenkung, wenn außer dem Prediger *auch die Wände predigen* (Bartning)[44]). Reichen bildnerischen und plastischen Schmuck finden wir in der Auferstehungskirche in Kulmbach. Der Züricher Goldschmied Burch-Korrodi schuf

KALKSTEINRELIEF AN DER KIRCHE IN STAFFELSTEIN
(Rucker)

einen eigenwilligen, majestätischen Kruzifixus, der Maler Hubert Distler ein Fresko mit den Wundern Jesu (Sakristei), der Bildhauer Karl-Heinz Hoffmann eine Steinplastik vom Engel, der die Auferstehung verkündet (außen über dem Eingang zu den Gemeinderäumen unter der Kirche) und die Reliefs der Evangelistensymbole (Kanzelbrüstung). Ferner hängt über dem Eingang innen ein Mosaik von den Emmausjüngern nach einem Entwurf des Architekten Reissinger.

Auch in der Friedenskirche begegnen uns Werke der Künstler Burch-Korrodi (Hängekreuz über dem Altar), Distler (Glasfenster), Hoffmann (Stehkreuz auf dem Altar) und Reissinger (Taufsteindeckel). — Ein großes Fresko, die ganze Rückwand des Chorraumes einnehmend, schmückt die Kirche in Staffelstein, gestaltet von Professor Hermann Kaspar, München. — Auch in der Zapfendorfer Auferstehungskirche gehen die Entwürfe für das 24 qm große Wandmosaik des

Auferstandenen hinter dem Altar und die Bilder von der Schöpfung an den Brüstungsfeldern der Orgelempore auf Professor Kaspar zurück. — Eine Kalksteinplastik über dem Hauptportal in Staffelstein (Bildhauer Hans Rucker, München) erinnert an den Grundgedanken der Kirche, die Dreifaltigkeit. Den Altarraum beherrscht ein Mosaik in Lichteneiche (Johann H. Schmidt-Rednitz, Fürth) und in Tambach (Kurt Kolbe, Nürnberg).

In den letzten Jahren setzte sich stärker die Auffassung von einer weniger aufwendigen und aufdringlichen künstlerischen Gestaltung durch. Der Leiter des Technischen Referates im Landeskirchenrat der Evangelisch-Lutherischen Kirche Bayerns, Oberbaurat Albert Köhler, meinte in dem bereits erwähnten Interview des Bayerischen Rundfunks[45]), daß *Theatralik und Effekt* im Kirchenbau zwar vielleicht interessant seien, aber mit dem eigentlichen Wesen des Kirchbaus nichts zu tun hätten. *Die Paulinische Forderung zur Nüchternheit muß ein Programmpunkt evangelischen Kirchbaus sein und bleiben.* Diesen Standpunkt unterstreichen auch die meisten theologischen Baufachleute, so etwa der Leiter des Evangelischen Kunstdienstes Sachsen, Dr. Christian Rietschel, der von *Angemessenheit* bei der Kunst in der Kirche spricht und damit meint: *Beachtung des Dienstcharakters, Zurückhaltung, Bescheidung, Sparsamkeit der Mittel, Schlichtheit und Einfachheit in Farbe, Form und Gestalt. — Es wäre unangemessen,* so schreibt er, *die Herrlichkeit Gottes durch ‚herrliche' Menschenwerke zu feiern, da der grundsätzliche Unterschied zwischen dem Tun Gottes und dem der Menschen verleugnet würde und damit das evangelische Verständnis vom Gottesdienst aufgegeben würde . . .*[46]).

Aber auch im katholischen Bereich spricht man von *künstlerischer Aszese,* in der eine *leere Wand ein stärkeres Zeichen geistigen Ausdrucks und künstlerischer Redlichkeit sein kann, als eine mit vielen Statuen und Bildern verstellte, wo ein Eindruck den anderen erschlägt. Leere, Armut und Einfachheit sind oft Zeichen eines höheren Reichtums,* meint Prälat Dr. Schömig[47]).

Unaufdringlich und unauffällig wirken die künstlerischen Ausstattungsstücke in der Kirche zu Hallstadt, bei der Karl-Heinz Hoffmann (Türgriffe), Hermann Jünger (silberbeschlagenes Kreuz, frei hinter dem Altar stehend, Altarleuchter), Inger Gulbransson (Antependium), Adolf Kleemann (Schaft des Turmkreuzes mit Symbolen) mitgewirkt haben.

Schlicht von der Materialauswahl her und sparsam in der künstlerischen Ausgestaltung wünschte auch Gulbransson seine Kirchen. Alles *Überflüssige* sollte *fortfallen; in größter Einfachheit und mit den selbstverständlichen Mitteln, den Raum, das Gehäuse, die Schale zu schaffen* — das stellte sich dieser Architekt zur Aufgabe[48]). Den schönsten Schmuck in einer Kirche bedeutet für Architekten seiner Einstellung eine große, lebendige, aktiv mitgestaltende Gemeinde im Gottesdienst. Seine Kirche in Kulmbach ist dennoch nicht völlig schmucklos. Der Bau selbst ist schon ein Kunstwerk; die unverputzten Backsteine türmen sich in rhythmisch abwechselndem Verbund zu großen Blöcken auf, und diese fügen sich in ein wuchtiges Kreuz ineinander. In die vier Ecken schmiegen sich mit weit herabgezogenen Dächern nischenförmige Anbauten. Das alles wirkt von außen so gegensätzlich und ergibt innen doch einen Raum von großer Einheitlichkeit und Schlichtheit. Außen Burg, innen Zelt — das sind die vorherrschenden Eindrücke, die man von dieser Kirche mitnimmt. Gulbransson wollte, wie er selbst sagte, der *Versuchung der sakralen Zurschaustellung, des Pathos, des Spiels mit den Formen und zweckbefreiter Konstruktion entgehen*[49]). Er mußte daher, um diesem Gedanken treu zu bleiben, im Inneren sparsam sein mit weiterer Ausschmückung der Wände. Hinter dem Altar sind die Mauerdurchbrüche in Kreuzform gestaltet und mit Buntglas von Hubert Distler ausgestattet — das ist alles. Ein Altarkreuz von Hermann Jünger steht auf dem Altartisch.

Auch bei den Kirchen in Burghaig und Coburg-Ketschendorf gewinnen wir den Eindruck, daß die künstlerische Gestaltung *nicht als später hinzugefügter und jederzeit beliebig austauschbarer Schmuck, sondern als integrierender Bestandteil des Gesamtwerkes* in Dienst genommen wurde[50]). Es begegnen uns in diesen Kirchen Kunstwerke von Gerhard Schneider, Erlangen, und Hermann Jünger, Pöring. Vor allem vermeidet man neuerdings immer mehr die bisher üblichen Symbole — außer dem Kreuz —, die als oberflächlich und unaufrichtig (Henzler)[51]) empfunden werden. Man sucht nach neuen *existentiellen Symbolwerten,* wie etwa Binärbau, Welle, Trinität, Spirale (Henzler). Auch bei den Paramenten wendet man sich von den *überstrapazierten* Symbolen ab und wählt biblische Kurzbilder oder freies Form- und Farbenspiel[52]).

Henzler, der sich ohnehin gegen alles Unechte wendet, wie z. B. alle Farbanstriche, gefärbte Hölzer, Verblendungen und Verkleidungen, verputzte Holz-

türen, Kunststoff, Kunststein, usw., wählte in Burghaig die Darstellung eines Gleichnisses in der Natur. Im offenen, von Arkaden umgebenen Vorhof der Kirche gestaltete er das Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld in realistischer Weise mit dem Weg, dem Felsen, den Disteln und Dornen und dem guten Boden, auf dem wirklich Getreide angepflanzt und geerntet wird.

Was ein Gemeindeglied der Coburger Gemeinde am Ketschendorfer Hang anläßlich der Überlegungen zum neuen Kirchenbau an seinen Pfarrer schrieb, bildet bei den meisten Verantwortlichen den Hintergrund für viele Prinzipien des Kirchenbaues in der heutigen Zeit. Es heißt in dem Brief: *Ich habe beeindruckende Kirchenbauten gesehen — wenn aber in diesen Kirchen der Ruf nach Geld für die Armen, Kranken und Notleidenden dieser Welt ertönte, dann hatte dort dieser Ruf keine Überzeugungskraft*[53]).

REGISTER

Altenkunstadt 191, 194, 196
Augsburg-Kriegshaber 196
Bad Vilbel 187
Bayreuth (Christuskirche) 182
Bayreuth (Erlöserkirche) 197
Braunschweig (Lukaskirche) 187
Burghaig (Johanneskirche) 185, 191, 194, 198, 201, 202
Burgkirchen 184
Coburg (Gemeindezentrum Ketschendorfer Hang) 193, 195 f., 197, 198 f., 201, 202
Dörfles bei Coburg 197
Freiburg-Littweiler 187
Göttingen-Weend 187
Gundelsheim 195
Hallstadt (Ev.-Johannes-K.) 191, 195, 196, 198, 200
Hamburg 187, 196
Hollfeld (Friedenskirche) 191, 194, 195, 196, 197
Kulmbach-Blaich (Auferstehungskirche) 181, 188, 196, 197, 198
Kulmbach-Galgenberg (Kreuzkirche) 189, 190 f., 192, 197 f., 201
Kulmbach-Mangersreuth 185, 188
Kulmbach-Ziegelhütten (Friedenskirche) 186, 196, 198, 199
Lichteneiche (Himmelfahrtskirche) 182, 196, 197, 200
München 187
Neudrossenfeld 185, 188
Neuensorg 191, 193, 194, 196, 197
Schliersee 190, 196
Schweinfurt 194
Staffelstein 182, 183, 184, 197, 198, 199, 200 f.
Tambach 183, 200
Taufkirchen 191
Thurnau 189
Ulm-Wiblingen 187
Weismain (Christuskirche) 183, 197 f.
Wunsiedel (Gottesackerkirche) 189
Würzburg 194
Zapfendorf 186, 194, 196, 197, 199

Quellen und Anmerkungen:

[1]) Über die Klage des Architekten THEODOR HENZLER wegen der *Expertendiktatur* auf dem Sektor des kirchlichen Bauens, *die von den Fachleuten der Verwaltung, des geistlichen Standes und des Baufachs ausgeübt wird*, siehe seinen Aufsatz *Kirchenbau: ein Architekt hat das Wort*. In: Kirche und Kunst, Nürnberg, Nr. 3 Sept. 1969, S. 36.
[2]) HANS A. MAURER, Moderner Kirchenbau in Deutschland, Kassel 1964, S. 6.
[3]) KARL SITZMANN, Künstler und Kunsthandwerker in Ostfranken, 2. Teil, Kulmbach 1962, S. 9. Hinweis auf die Kirche in Staffelstein und andere neue Kirchen im Dekanat Michelau in: Fränkische Heimat am Obermain, Beilage zum Jahresbericht 1968/69 des Merianier-Gymnasiums Lichtenfels S. 15 ff. (Aufsatz von LUDWIG STÄDTLER: Aus der Geschichte des evangelisch-lutherischen Dekanatsbezirks Michelau). Hier auch Außenaufnahme der Staffelsteiner Kirche.
[4]) Festschrift zur Weihe der Dreifaltigkeitskirche in Burgkirchen a. d. Alz, 1961, Aufsatz von O. A. GULBRANSSON (S. 12).
[5]) LEONHARD CHRISTOPH STURM, Architectonisches Bedencken von protestantischer Kleinen Kirchen Figur und Einrichtung ..., Hamburg 1712; abgebildet bei HEINRICH THIEL, Im Spiegel der Kirchen, Nürnberg 1951, S. 45, und bei PETER POSCHARSKY, Die Kanzel, Gütersloh 1963, S. 255 (jeweils Grundriß Abb. Nr. 2).
Ders., Vollständige Anweisung aller Arten von Kirchen wohl anzugeben ... Augsburg 1718, Tab. XV (Grundriß Abb. 1).
[6]) PETER PORSCHARSKY, Der evangelische Kirchenbau in Südeutschland. In: Christliche Kunstblätter, Linz, Nr. 2/1967, S. 35.
[7]) STÄDTLER, a. a. O. (Anm. 3) S. 27.
[8]) Festschrift zur Einweihung der Friedenskirche in Kulmbach-Ziegelhütten am 4. Adventssonntag, dem 20. Dezember 1964.
[9]) K. E. O. FRITSCH (Herausgeber), Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart, Berlin 1893, S. 238/239.
[10]) Kirchen und Gemeindezentren. Vom Bauen der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Bauten und Projekte 1959—1969. Hrsg. vom Evangelischen Presseverband für Hessen und Nassau, Darmstadt 1969, S. 12.
[11]) PETER POSCHARSKY, Neue Kirchen, Kirchenzentren und Friedhofskapellen in der Braunschweigischen evangelisch-lutherischen Landeskirche, München 1967, S. 30.
[12]) 20 Jahre Kirchenbau in der Evangelischen Landeskirche in Baden, hrsg. vom Evangelischen Oberkirchenrat in Karlsruhe, 1968, S. 56.
[13]) GERTRUD SCHILLER, Hamburgs neue Kirchen 1951—1961, Hamburg 1961, Grundrißwiedergaben S. 75 und 84.
[14]) Evangelische Kirchen und christliche Kunst in Württemberg 1957—1966, hrsg. vom Verein für christl. Kunst in der evang. Kirche Württembergs, Stuttgart 1967, Nr. 36/37.
[15]) Kirchliches Bauen in der Ev.-lutherischen Landeskirche Hannovers, hrsg. vom Landeskirchenamt Hannover, 1966, Grundrißwiedergaben S. 61.
[16]) Die Evangelische Kirche baut in München 1948—1965; erstellt in Zusammenarbeit mit dem Evangelisch-Lutherischen Dekanat München, 1966.
[17]) Pfarrgemeinde St. Laurentius 1954—1964, hrsg. von der Pfarrgemeinde St. Laurentius 1964 (Grundriß S. 10) und bei HANS A. MAURER, a. a. O. (Anm. 2) S. 16.
[18]) Kirchbau heute, hrsg. von ELFRIEDE KIEL, München 1970, S. 318. (Das Werk beschäftigt sich mit dem Kirchenbau in der DDR.)
[19]) ERICH WIDDER, Europäische Kirchenkunst der Gegenwart, Linz 1968.
[20]) L. CHR. STURM, a. a. O. (Anm. 5 Nr. 2) S. 27.
[21]) Freundliche Mitteilung von Herrn RICHARD LENKER, Kulmbach.
[22]) HERBERT MUCK, Die Gestaltung des Kirchenraumes nach der Liturgiereform, Münster 1966, S. 7/8.

[23]) Kirche — Haus der Gemeinde, hrsg. im Auftrag des Bischöflichen Ordinariates Würzburg, Würzburg 1968, S. 7.
[24]) GULBRANSSON, a. a. O. (Anm. 4) S. 12.
[25]) Freundliche Mitteilung von Herrn Pfarrer ROLF FUCHS, Kulmbach.
[26]) THEODOR HENZLER, Gestaltungsprinzipien in der evangelischen Kirche in Höchstadt. In: Kirche und Kunst, Nürnberg, Oktober 1963, S. 18.
[27]) Es sei hier nur eine Stimme wiedergegeben. Prof. D. HELMUT GOLLWITZER sagt im Nachwort zum Predigtband Zuspruch und Anspruch, München 1968, S. 238: *Wir brauchen Gemeindeversammlungen — und was sind denn Gottesdienste anderes als Versammlungen der Gemeinde —, in denen Information und Diskussion ebenso ihren Platz haben wie Bibelauslegung, Gebet, Lobgesang, prophetische Anrede und Eucharistie.*
[28]) In seinem Aufsatz (a. a. O. Anm. 1 S. 37) sagt HENZLER selbst, daß wegen dieser Begrenzung der Mobilität der Bau in funktionaler Hinsicht *nicht dem gegenwärtigen Stand* entspricht und begründet dies durch die weit zurückliegende Planungszeit in den Jahren 1963/64.
[29]) Nach Aussage von Herrn Pfarrer STROHM, Coburg.
[30]) Zitiert bei POSCHARSKY, a. a. O. (Anm. 6) S. 40.
[31]) EHLER W. GRASHOFF, Raumprobleme des protestantischen Kirchenbaues im 17. und 18. Jahrhundert, Berlin 1938, S. 18 und 16.
[32]) Vergleiche den Titel des Buches über Kirchen in der Diözese Würzburg: Kirche — Haus der Gemeinde (Anm. 23) oder die einleitende Kapitelüberschrift bei MUCK (Anm. 22): *Kirche: Haus der Familie Gottes* (S. 7).
[33]) PETER POSCHARSKY, Anfang und Ende des konstantinischen Zeitalters im Kirchenbau. In: Kirche und Kunst, Nürnberg, März 1970.
[34]) Aus dem Bericht über diese Tagung in: Kirche und Kunst, Nürnberg, Juni 1968, S. 43.
[35]) Nach Aussage von Herrn Pfarrer Robert BONISCH, Augsburg.
[36]) Im Bayerischen Rundfunk am 11. November 1968.
[37]) GRASHOFF, a. a. O. (Anm. 31) S. 40—42.
[38]) Festschrift zur Einweihung der Ev.-Luth. Johanneskirche Burghaig 1968, S. 7.
[39]) WILLI KELLER, Kirchenbau zwischen Gestern und Morgen. In: Kirche und Kunst, Nürnberg, Dezember 1968, S. 69.
[40]) PETER POSCHARSKY, Die Problematik des modernen Kirchenbaues, Marburg/Lahn 1960, S. 6.
[41]) OTTO BARTNING, Zur Frage des evangelischen Kirchenbaus. In: Vom Raum der Kirche, Osnabrück 1958, S. 16/17.
[42]) HARTMUT MAI, Der evangelische Kanzelaltar. Geschichte und Bedeutung, Halle (Saale), 1969, S. 202.
[43]) HENZLER, a. a. O. (Anm. 26) S. 18.
[44]) BARTNING, a. a. O. (Anm. 41) S. 18.
[45]) Siehe Anmerkung 36.
[46]) KIEL, a. a. O. (Anm. 18) S. 128.
[47]) Siehe Anmerkung 23 S. 9.
[48]) und
[49]) GULBRANSSON in: Festschrift zur Einweihung der ev.-luth. Kreuzkirche in Kulmbach 1962, S. 5.
[50]) PETER POSCHARSKY, a. a. O. (Anm. 11) S. 38.
[51]) HENZLER in: Kirche und Kunst a. a. O. (Anm. 1) S. 38.
[52]) POSCHARSKY, a. a. O. (Anm. 11) S. 14.
[53]) Gemeindebrief der Ev.-Luth. Kirchengemeinde St. Moriz (Coburg) V vom Dezember 1967, S. 3. — Erst nach Abschluß dieses Aufsatzes erschien eine ausführliche Darstellung des Gemeindezentrums Ketschendorfer Hang in Coburg. In: Kirche und Kunst Nr. 3, Sept. 1970; Verfasser: Dr. PETER POSCHARSKY.

CHW-BIBLIOGRAPHIE

für die Zeitspanne zwischen Erscheinen der Jahresgabe 1970/71 und Redaktionsschluß der Jahresgabe

Gerhard Arneth, Lichtenfels

Die Zisterzienserabtei Langheim vor der Säkularisation. In: Ber. d. Hist. Ver. Bamb. 1970. 106. Ber. S. 345/408.

Andreas Dück †, Lichtenfels

Der Sohn. In: Stadt- u. Landkal. Lichtenfels 1971 S. 43.

Karl Dietel, Münchberg

Das Gelbe Kreide-Bergwerk an der Saalequelle.
In: Heimatkalender f. Fichtelgeb. u. Frankenwald. Wunsiedel 1970. S. 81 ff.
Der Furchen- oder Schleifschalenstein in Biengarten. In: Kulturwarte, Nordostoberfränkische Monatsschrift f. Kunst und Kultur. Hof/Saale 1970, Nr. 9, S. 176 f
Das Münchberger Land um 1840. In: Bl. v. Fichtelgeb. u. Frankenwald: Heimatbeil. der Münchb.-Helmbr. Zeit. Münchberg 1970 Nr. 3—7.

Hans Edelmann, Kulmbach

Die älteste Besiedelung des Kulmbacher Landes. In: Aus d. Fränk. Heimat, Beil. d. Bayer. Rundschau, Kulmbach 1970, Nr. 6.
Der Kreuzstein mit dem Seelenloch. Ebda. 1970, Nr. 6.
Der Plosenberg bei Forstlahm. Ebda. 1970, Nr. 7.
Die Warme Steinach und das Trebgasttal. Ebda. 1970, Nr. 8.
Straßen von Kulmbach nach Bayreuth. Ebda. 1971, Nr. 1.
In Weiher gibt es keinen Weiher mehr. Ebda. 1971, Nr. 4.

Ewald Kimpel, Kulmbach

Die Steinzeit am Obermain. In: Bayer. Rundschau Kulmbach, 4. März 1970.
Ein seltener Steinbeilfund. Ebda. 20. August 1970.

Georg Kohl, Kulmbach

Dolomitenfelsen und Gewässer im Schwalbachtal.
In: Aus d. Fränk. Heimat, Beil. d. Bayer. Rundschau, Kulmbach 1970, Nr. 2.
Lob der Hecken, Schmuck u. zugl. Naturschutz. Ebda. 1970, Nr. 6.
Der Ziegelhüttener Wald und seine Wanderwege. Drei malerische Täler: Dreibrunnengrund, Mandelsbachtal, Dobrachtal / Waldgürtel um die Stadt Kulmbach. Ebda. 1970, Nr. 9.

Hans Kremer, Kronach

Lorenz Kaim, ein Kronacher Maler. In: Stadt- und Landkal. Lichtenfels 1970, S. 84.
Interessantes aus historischen Akten. Ebda. S. 86.
Kronachs tapfere Frauen. Ebda. 1971, S. 87.

Martin Kuhn, Banz

Vergessene Volksdeutsche in Bulgarien. In: Heinrichsblatt, Bamberg Juli 1970, S. 6/7.
Gespräch und Aktion in Gruppe und Gesellschaft 1919—1969, Buchbesprechung. In: Stichwort. Blätter für Jugendbildung. Frankfurt 1970, Nr. 3, S. 79. Ebenso in: Zs. f. Kulturaustausch d. Instituts f. Auslandsbez. Stuttgart 1970, Heft 4, S. 401/402.

Musik des europäischen Barock. In: Burgbrief. Burg Rothenfels 1970, Nr. 2, S. 27.
Regiomontanus — ein gefeierter fränk. Astronom des 15. Jh. In: Astro-Amateur, Inform. d. Allg. Volkssternwarte. Ottobeuren 1970, Nr. 28/30, S. 3.
Provence und Burgund im Sacrum Imperium des Hochmittelalters. In: YMCA-Bulletin, Avignon/Südfrankfreich 1970, Nr. 43 u. 44, S. 16 ff.
Erinnerung an das Wandervogeltreffen vor 50 Jahren in Kronach. Lichtenfels 1971.

Wilhelm Lederer

Kulmbach und sein Stadtarchiv.
In: A. d. Fränk. Heimat. Beil. d. Bayer. Rundschau. Kulmbach 1970, Nr. 10.
Dokumentation 1945. Kulmbach vor und nach der Stunde Null. Niedergang u. Wiederbeginn des politischen Lebens = Bd. 29 der Plassenburgreihe. Kulmbach 1970.

Armin Leistner, Coburg

Die Münzfunde im Coburger Land. In: Jb. d. Cob. Landesstiftung. Coburg 1970, S. 61/102.
Die Königs- und Ritterketten der Coburger Schützen. Ebda. S. 103/122.

Richard Lenker

Der Landfriedensbruch von 1728. Kampf der Mangersreuther Dorfschaften um ihre kirchliche Selbständigkeit. In A. d. Fränk. Heimat, Beil. der Bayer. Rundschau, Kulmbach 1970, Nr. 3.

Helmut Meißner, Himmelkron

Stiftskirche, ehem. Kloster und Schloß, Himmelkron, Heft 245 in der Reihe Große Baudenkmäler, Deutscher Kunstverlag München/Berlin 1970.
Himmelkron in sieben Jahrhunderten, und: Die Himmelkroner Wehr durch zehn Jahrzehnte. In: Festschrift der Freiw. Feuerwehr Himmelkron 1970.
Rezension des Buches von Hartmut Mai „Der evangelische Kanzelaltar". In: Kirche und Kunst, Nürnberg 1970, Heft 4.

Heinrich Meyer †, Lichtenfels

Trabanten der Kreisstadt Lichtenfels. In: Heimatblätter Lichtenfels 1970, Nr. 2 u. 3.
Sage und Wahrheit um die abgegangene Burg Steglitz. In: Stadt- u. Landkal. Lfs. 1970, S. 33.
Junges Bier und der alte Mäuseturm bei Bingen am Rhein. Seltsame Lichtenfelser Ratsurteile aus dem 18. Jhdt. Ebda. S. 57.
„Solche Possen haben die Kronacher viel gemacht ..." Ebda. 1971, S. 35.

Johann Baptist Müller, Burgkunstadt

Beschauliche Ruhe in der Weismainer „Hölle". In: Lichtenfelser Tagblatt vom 11. 11. 1970.
Der Langheimer Klosterhof Trieb, zur älteren Geschichte der Ortschaft Trieb. In Festschrift: 100 Jahre kath. Kirche in Trieb, Lichtenfels 1970.

Heinz Näbe, Harsdorf

Pottenstein: Geologie, Vorgeschichte u. Geschichte. Pottenstein 1971. 2. Auflage.

August Oesper, Kulmbach

Gössersdorf war nie Pfarrei. Hier irrt Magister Will. In. A. d. Fr. Heimat. Beil. d. Bayer. Rundschau. Kulmbach 1970, Nr. 4.

Franz Pietsch, Kulmbach

Wo sind sie, die vom breiten Stein ...
Zum Aufsatz von Bernd Mayer „Das Hochschulglück währte nur 471 Tage". Ebda. 1971, Nr. 1.

Max Pitroff, Lichtenfels

Der Untergang des Klosters Langheim. In: Stadt- und Landkalender Lichtenfels 1970, S. 87.
Berta von Banz. Ebda. S. 110.
Die gerettete Weihnachtsgans. Ebda. 1971, S. 105.

Konrad Radunz, Schney

Der Meesel's Moritz und der König von Belgien. In: Stadt- u. Landkal. 1971, S. 51.

Martin Riedelbauch, Altdrossenfeld

Die ehem. Veste Goslar. In: A. d. Fränk. H., Beil. d. Bayer. Rundschau, Kulmbach 1970, Nr. 3.
Aus vergangenen Zeiten unserer Heimatgemeinde. In: Festschrift der Freiw. Feuerwehr Altdrossenfeld. Altdrossenfeld 1970.

Hans-Jürgen Schmitt, Kronach

Die geistl. u. weltl. Verwaltung d. Diözese u. d. Hochstiftes Bamberg z. Zt. d. Bischofs Weigand v. Redwitz (1522—1556). In: Ber. d. Hist. Ver. Bamb. 1970, 160. Ber. S. 33/84.

Dieter Schmudlach, Heubsch-Kasendorf

Aus der Frühgeschichte Alladorfs: Das Reihengräberfeld — ein Spiegel des Lebens unserer Vorfahren vor über 1000 Jahren. In: Festschrift des Gesangvereins Alladorf (80jähr. Bestehen). Alladorf 1970.

Willi Schreiber, Kronach-Vogtendorf

Der Frankenwald um 1750. Eigenverl. Kronach 1970.
Beschreibung Rothenkirchens 1662. In: Fränk. Tag. Kronach 1970/71.
Pachtvertrag mit einem Müller 1798. Ebda.
Sagen um Vogtendorf. Ebda.
Die Hausnamen in den Frankenwalddörfern. Ebda.
Freudenfest nach dem Krieg 1870/71. Ebda.

Karl Thomas, Zeyern

Auf Lehrwanderung in den Oberen Buntsandstein. In: Neue Presse. Kronach, Juni 1970.
Karsterscheinungen im Muschelkalk. In: Fränk. Tag. Kronach, August 1970.

Franz Wachter, Lichtenfels

‚Wallensteins Lager' in Franken; In der Posthalterei Gleußen nächtigte der kaiserliche Feldherr. In: Stadt- und Landkal. Lichtenfels 1970, S. 49.
Ein verliebtes Leben: der Hofrat Dr. F. Schlaginweit. Ebda S. 102.
„Das Blaue vom Himmel in antiker Schönheit gemalt" Porzellan aus Franken.
Ebda. 1971, S. 39.

DIE VERFASSER:

Dr. Jakob Lehmann, Oberstudiendirektor am Dientzenhofer-Gymnasium Bamberg, Ehrenvorsitzender des CHW, Memmelsdorf/Ofr. Am Weingarten 12

Hans Edelmann, Rektor i. R., Ehrenmitglied des CHW, Kulmbach, Goethestr. 21

Dr. Wilhelm Frantzen, Oberstudienrat, i. R., Kronach, Alte Ludwigstädterstr. 3

Heinz Näbe, Oberregierungsrat a. D., Harsdorf über Bayreuth

Hans-Jürgen Schmitt, M. A. Studienreferendar, Kronach, Schubertstraße 6

Martin Kuhn, Pater, Lektor und Ehrenmitglied des CHW, Schloß Banz

Johann Baptist Müller, Realschuldirektor, 2. Vors. d. CHW und Leiter der CHW-Bezirksgruppe Burgkunstadt, Burgkunstadt, Goethestr. 11

Max Heid, Studienprofessor i. R., Lichtenfels, Schillerstraße 5

Dieter Blechschmidt, Studienrat, Wunsiedel, Adalbert-Stifter-Weg 16

Willi Schreiber, Redakteur, Kronach, Vogtendorf 60

Karl Borneff, Studienrat und Maler, Coburg, Johannisgasse 6

Dr. Franz Pietsch, Gymnasialprofessor a. D., Ehrenmitglied des CHW, Kulmbach, Wolf-Keller-Str. 1

Helmuth Meißner, Oberlehrer, Leiter der CHW-Bezirksgruppe Wirsberg, Himmelkron 131

ANMERKUNGEN:

Abb. S. 5: Foto-Atelier Kögler, Lichtenfels. — Die Abb. S. 37 wurden im Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Erlangen gezeichnet. — Die drei Aufnahmen zum Aufsatz von H. Edelmann sind vom Verfasser selbst gemacht und die Zeichnung des verlorenengegangenen Mahlsteines 1971 aus der Erinnerung angefertigt. — Das Lappenbeil: Aufnahme: Heinz Näbe. — Zum Aufsatz von M. Kuhn: St. Mauritius-Eichig, Aufnahme von Foto-Eichinger, Lichtenfels. — Aufnahme der Münze aus der Privatsammlung des CHW-Mitgliedes A. Leistner, Coburg. — Zum Aufsatz von D. Blechschmidt zwei Fotoaufnahmen: Arbeit im Frankenwald von *Fotofreunde Marlesreuth* 1967. — Töpferwaren aus Ummerstadt: Foto K. F. Borneff, Coburg. — Drei Bilder zum Aufsatz von Fr. Pietsch: M. Riedelbauch, H. Beck, Tichi. Originale im Privatbesitz. Medaille im Luitpold-Museum Kulmbach. Vermittlung der Aufnahme: Dr. Plump. — Zum Aufsatz H. Meißner: Grundrißzeichnungen von Helmuth u. Herta Meißner.